
117 | 2024

Fontane Blätter

In diesem Heft: **Adolph von Menzels *Lesende Dame* im Theodor-Fontane-Archiv** – Anna Busch / **Sieben unbekannte Fontane-Briefe aus einer privaten Sammlung** – Klaus-Peter Möller / **Stürmische Backfische. Emmy von Rhodens *Der Trotzkopf* (1885) und Fontanes *Effi Briest* (1895)** – Sophia Wege / **Fontanes Militärzeit** – Steffan Druschke / **»In Wahrheit ein moderner Mensch«** – **Unbekanntes von Josef Ettliger über Fontane und den Roman *Effi Briest*** – Wolfgang Rasch / **Dialog mit einer Urenkelin** – Gotthard Erler / **Genealogische Notiz: Friedrich Sohm (1811–1835)** – Klaus-Peter Möller / **Rezensionen / Neuzugänge**

117 | 2024

Fontane Blätter

Halbjahresschrift, begründet 1965
Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs und
der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von Peer Trilcke
und Iwan-Michelangelo D'Aprile

- 5 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 8 Adolph von Menzels *Lesende Dame* im Theodor-Fontane-Archiv
Anna Busch
- 24 Sieben unbekannte Fontane-Briefe aus einer privaten Sammlung
Klaus-Peter Möller

Literaturgeschichtliches, Interpretationen, Kontexte

- 44 Stürmische Backfische. Emmy von Rhodens *Der Trotzkopf* (1885) und Fontanes *Effi Briest* (1895)
Sophia Wege
- 64 Fontanes Militärzeit
Steffan Druschke
- 92 »In Wahrheit ein moderner Mensch« – Unbekanntes von Josef Ettliger über Fontane und den Roman *Effi Briest*
Wolfgang Rasch

Freie Formen

- 116 Dialog mit einer Urenkelin
Gotthard Erler
- 123 Genealogische Notiz: Friedrich Sohm (1811–1835)
Klaus-Peter Möller

Rezensionen

- 130 Lothar Weigert, Klaus-Peter Möller: Schmalhans-
küchenmeisterstudien versus Petitionsschriftstellerei.
Theodor Fontane und der Berliner Zweigverein der
Deutschen Schillerstiftung. Würzburg: Königshausen
& Neumann 2023 (*Fontaneana*, Bd. 17).
Rolf Parr
- 134 Georges Felten: Diskrete Dissonanzen. Poesie und
Prosa im deutschsprachigen Realismus 1850–1900.
Göttingen: Wallstein 2022
Philipp Böttcher
- 138 Bodo Plachta: Arbeitszimmer und Schreibtische.
Hannover: Wehrhahn 2021
Christine Hehle

Neuzugänge: Handschriften und Sammlungen

- 148 Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Informationen

- 168 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 170 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs
- 173 Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft
- 176 *Fontane Blätter* im Abonnement
- 176 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane
Blätter*
- 179 Impressum

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Fontane sei – so ist in einer lange Zeit vergessenen *Effi Briest*-Rezension von Josef Ettliger nachzulesen – der »Menzel des Romans« gewesen. Ebenjener Adolph Menzel verlor 1872 eine Wette gegen Emilie Fontane und schenkte ihr daraufhin ein ebenso kleinformatiges wie leuchtendes Gemälde, das heute den Namen *Lesende Dame* trägt. Zum 200. Geburtstag Emilie Fontanes, den wir dieses Jahr feiern, ist es dem Theodor-Fontane-Archiv gelungen, dieses Kleinod aus Privatbesitz zu erwerben. Im ersten Beitrag dieses Hefts stellt Anna Busch die *Lesende Dame* vor – und läutet damit auch für die *Fontane Blätter* das Jubiläumsjahr ein.

Ein ebenfalls kürzlich erworbenes Konvolut mit sieben Fontane-Briefen dokumentiert und ediert Klaus-Peter Möller in der Rubrik »Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes«. Neues Licht auf *Effi Briest* wirft Sophia Wege in ihrem Beitrag über »Stürmische Backfische«. Emmy von Rhodens Roman *Der Trotzkopf* (1885) und dessen titelgebender Figurentypus erweisen sich darin als erhellender diskursiver Hintergrund für die »Tochter der Luft«, die Fontane wenige Jahre später in seinem bis heute erfolgreichsten Roman porträtierte. Wie hoch schon Zeitgenossen diesen »Meisterroman« schätzten, lässt sich an der – eingangs bereits zitierten – *Effi*-Rezension von Josef Ettliger nachvollziehen, die Wolfgang Rasch, zusammen mit einem Nachruf Ettligers auf Fontane, in seinem Beitrag erstmals dokumentiert und kommentiert. Ettligers milder Blick auf den alten Fontane und dessen »geläuterte Weltfreundlichkeit« kontrastiert dabei scharf mit dem in die preußische Militärmaschinerie eingespannten jungen Autor, dem sich Steffan Druschke in seinem Beitrag über »Fontanes Militärzeit« materialreich widmet.

Unsere Rubrik »Freie Formen« nimmt sich in diesem Heft zweier Personen an: Gotthard Erler berichtet von seinem bis ins hohe Alter geführten Dialog mit einer Urenkelin Theodor Fontanes, Beate Saggerer. Und Klaus-

Peter Möller stellt in einer genealogischen Notiz Friedrich Sohm vor, eine früh aus dem Leben gerissene Nebenfigur aus *Von Zwanzig bis Dreißig*.

Im Rezensionsteil blicken wir auf die neuere und neueste Forschungsliteratur: Rolf Parr bespricht eine unter dem Titel *Schmalhansküchenmeisterstudien versus Petitionsschriftstellerei* erschienene Studie zur Schillerstiftung von Lothar Weigert und Klaus-Peter Möller. Georges Feltens Abhandlung über Poesie und Prosa im deutschsprachigen Realismus wird von Philipp Böttcher vorgestellt. Und Christine Hehle rezensiert Bodo Plachtas Monografie über *Arbeitszimmer und Schreibtische*.

Bereichernde Lektüren und anhaltende Weltfreundlichkeit wünschen

Ihre Herausgeber

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

Adolph von Menzels *Lesende Dame* im Theodor-Fontane-Archiv

Anna Busch



Adolph von Menzel:
»Lesende Dame«. (Vor)
1872. Aquarell und
Gouache, 11,2 x 7,3 cm.
© Theodor-Fontane-
Archiv Potsdam: AI 966

Im November 2023 konnte es offiziell verkündet werden: Das Theodor-Fontane-Archiv hat das Bildnis *Lesende Dame* von Adolph von Menzel, eine 11,2 x 7,3 cm große Gouache auf Velinpapier, erworben. Die wertvollste Einzelerwerbung in seiner fast 90-jährigen Geschichte bereichert seitdem unter der Signatur AI 966 die Bild- und Handschriftenbestände des Archivs. Gerade im Vorfeld des Jubiläumsjahres zu Emilie Fontanes 200. Geburtstag am 14. November 2024 ist der Erwerb besonders spektakulär, handelt es sich bei dem Bildnis doch um eine Liebesgabe des berühmten Malers an Emilie Fontane, wie die Widmung auf der Rückseite verrät.

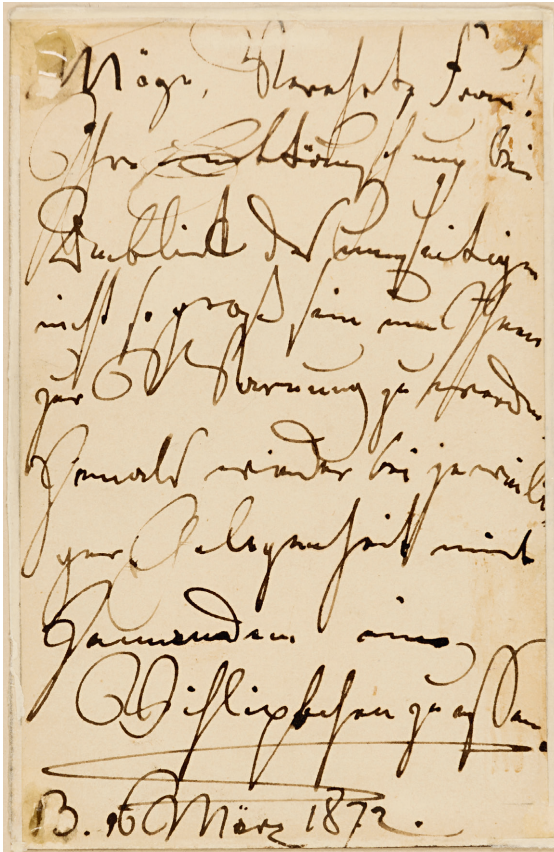
Bildprogramm

Das kaum postkartengroße Bildnis zeigt eine Dame, auf einem Dampfer sitzend, vornübergebeugt, die sich mit einem aufgespannten Schirm, der gleichzeitig als Spazierstock fungieren kann, wie der Griff an der Schirmspitze verrät, gegen den Wind schützt. Sie ist warm gekleidet, hat ein weißgelb-gemustertes Umschlagtuch mit Fransen umgelegt, trägt einen weiten roten Rock sowie Hut und Handschuhe. Auf dem Schoß hält sie ein dickes, aufgeschlagenes Buch mit rötlichem Einband, in dessen Lektüre sie so vertieft ist, dass sie von der nur angedeuteten Hügellandschaft am Ufer im Hintergrund keine Notiz nimmt. Die durch Schirm und Körperhaltung beschützte, konzentrierte Lektüresituation bildet den eigentlichen Fokus für den Betrachtenden, der hier neben der intimen Situations- auch eine feinteilige Personenschilderung erhält.

Im Festhalten des Momentanen und Situationsspezifischen, des Bewegten und Vorübergehenden handelt es sich – gerade in der sehr kleinen Form – um eine für Menzel sehr typische Ausführung. Der Faltenwurf des Rocks, die vom Wind bewegten Fransen des Umschlagtuchs und der durch den Luftzug heruntergedrückte Schirm, der auf Kopf, Nacken und Rücken der lesenden Frau aufliegt, machen die Szene besonders plastisch und lebendig. Der Reiz besteht in der genauen Wiedergabe auf kleinstem Raum. Auch Menzels berühmtes Kinderalbum für seine Neffen und Nichten, entstanden im Zeitraum von 1863–1883, folgt dem Typus in Format und Technik.¹ Auf eine Bleistiftvorzeichnung auf nicht selten getöntem Papier folgt, wie im Fall der *Lesenden Dame* auch, eine farbige Ausführung in Aquarell und Gouache. Dieser Typus ist von ausgeprägt privater Natur. Diejenigen, die mit solch einer Zeichnung bedacht worden waren, konnten sich als besonders ausgezeichnet begreifen. Sie bekamen nicht nur ein Beispiel von Menzels besonderer Kunstfertigkeit, sondern konnten sich auch dem persönlichen Freundes- und Familienkreis zurechnen. Menzels Gouachen sind durchgehend bildmäßig aufgefasst, d. h., sie legen den Studiencharakter ab und sind bis an den Rand ausgeführt.² Menzel hat das Blatt im linken unte-

ren Drittel, unterhalb der Bank, auf der die Dame sitzt, mit dem Aquarellpinsel in Rot mit »Menzel« signiert. Solch eine Signatur macht ebenfalls deutlich, dass es sich um ein abgeschlossenes, vollgültiges Werk handelt.

Die Widmung, die sich auf der Rückseite des Malkartons findet, führt Menzel im Gegensatz zur Signatur mit Eisengallustinte und Feder aus. Sie lautet:



Miege, Herrschaft, Frau!
 Ihre Lieblichkeit ist mir bei
 Publikum das schönste
 nicht so groß sein und
 der Aufmerksamkeit zu werden
 Genuß wieder bei jeder
 Ihre Gelegenheiten mit
 Genuß zu sein
 Adolph Menzel
 B. 16 März 1872.

Eigenhändige Widmung
 von Adolph von Menzel
 an Emilie Fontane auf der
 Rückseite von »Lesende
 Dame«, 16. März 1872.
 © Theodor-Fontane-
 Archiv Potsdam: AI 966

Möge, Verehrte Frau,
 Ihre Enttäuschung beim
 Anblick des umseitigen
 nicht so groß sein[,] um Ihnen
 zur Warnung zu werden,
 Jemals wieder bei jeweili-
 ger Gelegenheit mit
 Jemandem ein
 Vihlipbchen zu essen.

B[erlin] 16. März 1872.

Eines macht die rücksichtige Widmung deutlich: die enge Vertrautheit zwischen Adolph von Menzel und Emilie Fontane. Bei dem genannten »Vielliebchen« handelt es sich um einen beliebten Brauch, der im 19. Jahrhundert in Mode gekommen war. Fand man etwa eine Mandel oder eine Haselnuss mit doppeltem Kern, dann war man aufgefordert, sie mit einer anderen Person zu teilen, was gleichsam als Pakt oder Wette zu verstehen war.³ Die Wette gewann, wer am folgenden Tag zuerst den jeweils anderen mit »Guten Morgen, Vielliebchen« begrüßte. Wer das Spiel verlor, musste den Sieger mit einem kleinen Geschenk erfreuen.⁴ Offenbar hatte Menzel nach einem derartigen Spiel verloren und war nun Emilie Fontane eine kleine Gabe schuldig. Seine Schuld beglich er mit dem Bildnis der lesenden Dame und der zugehörigen Widmung.

Die Widmung an Emilie Fontane, Theodor Fontanes zu diesem Zeitpunkt 47-jährige Ehefrau, hat die Deutung nahegelegt, dass es sich bei der Dargestellten tatsächlich auch um Emilie Fontane handelt. Eindeutig ist diese Zuschreibung nicht. Zuerst findet sie sich – allerdings noch als Möglichkeit formuliert – in einem Ausstellungskatalog der Nationalgalerie Berlin von 1955: »[V]ielleicht Frau Fontane selbst«, heißt es hier im Rahmen der Bildbeschreibung.⁵ Die Möglichkeit wird zehn Jahre später, 1965, in einem Ausstellungskatalog des Berlin-Museums zur Gewissheit: »Lesende Dame (Frau Fontane)« lautet dort die Überschrift zu Katalognummer 56.⁶ Die *Fontane Blätter* aus dem Jahr 1966 geben bei der Auflistung der Neuerwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs zu einer durch Gerhard Küchler überlassenen Fotokopie des Bildes an: »Menzel, Adolph von: »Lesende Dame« (d.i. Emilie Fontane), laut Brief des Malers vom 16.3.1872«.⁷ Die von Roland Berbig herausgegebene *Theodor Fontane Chronik* wiederholt die Information mit Verweis auf die *Fontane Blätter*: »Adolph Menzel fertigt ein Bild mit dem Titel *Lesende Dame* an; in einem Brief vom 16.3.1872 erläutert er, daß es sich hierbei um Emilie Fontane handelt und er ihr das Bild als »Vielliebchengeschenk« zukommen lässt.«⁸ Und auch in der Folge taucht die Zuschreibung wiederholt auf. Sowohl im Katalog 229 des Auktionshauses Grisebach an-

lässlich der Versteigerung der *Lesenden Dame* im Jahr 2014 als auch im Verkaufskatalog von Stephen Ongpin Fine Art *A World Caught with the Eye and Held by the Pencil. Drawings by Adolph Menzel 2019–2022* wird die Attribution festgeschrieben: »[T]his delightful small watercolour is a portrait of Emilie Fontane, née Rouanet-Kummer (1842–1902).«⁹

Die Tatsache, dass sich weder im Zusammenhang mit dem Fontane-Nachlass noch in frühen Ausstellungen oder Besitzwechseln ein Beleg für die Übereinstimmung der Dargestellten mit Emilie Fontane finden lässt, legt nahe, dass es sich bei der *Lesenden Dame* nicht notwendigerweise um Emilie Fontane handeln muss. Die Zuschreibung taucht erst in den 1950er-Jahren auf und hat sich seitdem verfestigt. Die Gegenüberstellung des Bildes mit einer Fotografie der lesenden Emilie lässt zwar Ähnlichkeiten erkennen, die allerdings auch durch die zeittypische Dimension der Darstellung evoziert sein können: Frisur, Kleidung, Umschlagtuch und Buch. Die Widmung selbst lässt die Frage nach der Identität der Porträtierten offen.



Gegenüberstellung des Bildnisses »Lesende Dame« von Adolph von Menzel (TFA: AI 966) mit einer Fotografie der 35-jährigen, lesenden Emilie Fontane, aus: »Theodor Fontane's Briefe an seine Familie«. Bd. 1. Berlin: F. Fontane & Co 1905.
© Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Weiteren Aufschluss können auch Menzels Skizzenbücher nicht geben, die sich fast vollständig im Besitz des Kupferstichkabinetts der Staatlichen Museen zu Berlin erhalten haben. Seit den 1850er-Jahren hatte Menzel mehrfach auf Skizzenbuchzeichnungen zurückgehende Gouachen und Pastellzeichnungen mit dem Motiv von Dampfboot fahrenden Ausflüglern gemalt, wie ihm generell touristisches Verhalten reizvoll erschien. Aus den alltäglichen Zusammenhängen gelöst, wurde solch ein Verhalten »auffällig« und für Menzel zum Motiv. Besonders von seinen unterschiedlichen Bäder- und Urlaubsreisen sind entsprechende Skizzen belegt. Auch die Motive von Lesenden, von Büchern, aufgeschlagenen Zeitungen sowie gemeinsamen Lektüren finden sich wiederholt.

Dem Sujet der *Lesenden Dame* am nächsten kommt eine Bleistiftskizze im Skizzenbuch 37 auf Seite 17 aus dem Jahr 1871. In einem größeren Zusammenhang aus Studien zu Figuren, Gegenständen, Landschaften sowie architektonischen Details aus der Stiftskirche in Berchtesgaden findet sich



Adolph von Menzel, Ausschnitt aus dem Skizzenbuch 37, S. 17 (1871). © Kupferstichkabinett. Staatliche Museen zu Berlin, Foto: Wolfram Büttner



Adolph von Menzel: Spaziergängerin am Springbrunnen im Kurgarten in Kissingen (1885). Gouache, 17,7 x 11,6 cm.
© Gemeinfrei

die Zeichnung einer Frau auf einer Kirchenbank knieend, möglicherweise in ein Gesang- oder Gebetbuch schauend; Körperhaltung und Lektüresituation sind der *Lesenden Dame* ähnlich. Um eine direkte Vorzeichnung handelt es sich hierbei allerdings nicht.

Deutlich näher kommt eine allerdings 13 Jahre später entstandene Gouache Menzels, im Format nur geringfügig größer als die *Lesende Dame*, die sich heute in der Sammlung des Nationalmuseums in Warschau befindet. Das Bildnis der *Spaziergängerin am Springbrunnen im Kurgarten in Kissingen* von 1885 zeigt ebenfalls eine lesende Dame mit Sonnenschirm. Sie hat den Kopf nach vorn geneigt und studiert einen in der rechten Hand gehaltenen Brief oder ein Billett. Es handelt sich wiederum um eine Lektüresituation im Freien, die eine Integration von Literatur und Lesegewohnheiten in Alltags-, Ausflugs- und Urlaubssituationen als typisches Sujet belegt.

Provenienzstationen

Die Rekonstruktion der Provenienzzusammenhänge des Bildes entlang verschiedener Besitz- und Ausstellungsstationen ermöglicht Einblicke in eine durchaus exemplarische Sammlungs- und Ausstellungspraxis, in der Kunstwerke in privaten und öffentlichen Kontexten im 19. und 20. Jahrhundert zirkulierten.

Wie nach dem Tod der Eltern getauschte Briefe zwischen den Kindern Theodor Fontane jun., Friedrich Fontane und Martha Fritsch, geb. Fontane, belegen, fanden sich im Nachlass Theodor und Emilie Fontanes tatsächlich fünf Aquarell- und Zeichnungsgeschenke Menzels an Theodor und Emilie Fontane – darunter die *Lesende Dame*.¹⁰ Menzels Geschenk wurde in das Tunnel-Album eingeklebt¹¹, wie die auf der Rückseite befindlichen Klebspuren an den Ecken belegen. So heißt es auch in einem Brief von Friedrich Fontane an Martha Fritsch vom 7. März 1905 im Vorfeld der großen Berliner Retrospektivausstellung zu Menzels Werken im Jahr 1905, in der auch die *Lesende Dame* ausgestellt wurde, über den Aufbewahrungszusammenhang: »Das alte Album mit darin aufgeklebten Pflanzenblättern etc. etc. will uns aber sicherer in unserem Verwahrsam erscheinen, ~~als wenn wir es im vorhandenen Zustand abliefern~~. Die Menzelblätter (also Seiten) können daraus sehr wohl vorsichtig ~~entfernt~~ herausgenommen und später wieder eingeklebt werden.«¹² So sehr die Familie Fontane auch an den Menzel-Zeichnungen hing – Martha Fritsch wollte sie erst gar nicht aus dem Album lösen und auch nicht in die Ausstellung geben, worüber ihr Bruder sich schließlich hinwegsetzte –, mussten sie das Blatt doch schließlich aus finanziellen Gründen verkaufen. Noch im Anmeldebogen für die Adolph Menzel-Ausstellung 1905 führte Friedrich Fontane das »Aquarell (Lesende Dame mit Sonnenschirm) [Vielliebigengeschenk für Frau E. Fontane †]« als »unver-

käuflich« an.¹³ Die Königliche Nationalgalerie setzte nach eigenem Ermessen einen Versicherungswert von 200 Reichsmark an. Im Ausstellungskatalog wird die *Lesende Dame* schließlich unter der Katalognummer 238 geführt, dort heißt es, die Angaben des Anmeldebogens wiedergebend, »Lesende Dame. Vielliebchengeschenk für Frau E. Fontane. – Wasserfarbe, h. 0,11, br. 0,07.« Auch die Zuordnung zu den Besitzern, die Friedrich Fontane als »Theod. Fontanes Erben Berlin« angegeben hatte, erfolgt im Katalog.¹⁴

Bei der Versteigerung des Fontane-Nachlasses in der Auktion 35 bei Meyer & Ernst am 9. Oktober 1933 findet sich im Auktionskatalog in den 32 Einträgen, die unter der Überschrift »Bildliches aus Fontanes Besitz« aufgeführt werden, nur ein Eintrag zu Adolph von Menzel, der zwei Radierungen betrifft.¹⁵ Die *Lesende Dame* wird nicht aufgeführt. Es ist davon auszugehen, dass sie bereits vorher verkauft wurde. Ein Beleg dafür steht derzeit noch aus.

Für das Jahr 1836 lässt sich die Besitzfrage aus den Lebenserinnerungen des jüdischen Sammlers Berthold Nothmann klären. Dort schreibt Nothmann: Meine kleine Gouache von Adolph von Menzel ist 1872 gemalt und stellt eine Dame auf einem Saale-Dampfer sitzend dar. Das Bildchen hat Menzel der Gattin Theodor Fontanes als Vielliebchengeschenk verehrt. Es trägt auf der Rückseite folgende Widmung Menzel's an Frau Fontane: »Möge verehrte Frau, Ihre Enttäuschung bei Anblick des Umseitigen nicht so groß sein, um Ihnen zur Warnung zu werden, jemals wieder bei jeweiliger Gelegenheit mit jemandem ein Vielliebchen zu essen.«¹⁶

Wie sich anhand des retrodigitalisierten Einkaufsbuchs der Galerie Heinemann (München) nachvollziehen lässt, erwarb die Galerie Heinemann das Werk am 12. Mai 1938 von Berthold Nothmann (Berlin) für 2.500 Reichsmark.¹⁷ Eine Provision von 250 Reichsmark wurde an »Litthauer« für die Vermittlung des Verkaufs gezahlt, wie aus der Kartei der Lagerbücher der Galerie Heinemann hervorgeht.¹⁸ Berthold Nothmann musste vor seiner Emigration aus Deutschland nach England im Jahr 1939 einen Teil seiner Kunstwerke veräußern. Die *Lesende Dame* von Adolph von Menzel gehörte zu eben jenen Werken. Nach einer dreitägigen Zwischenstation des Bildes im Juni 1838 beim Kunstversteigerungshaus Adolf Weinmüller im Leuchtenberg-Palais am Odeonsplatz in München, zu der die Galerie Heinemann es in Kommission gegeben hatte,¹⁹ gelang der Galerie Heinemann nur knapp drei Monate nach dem Erwerb von Berthold Nothmann, am 4. August 1938, der lukrative Weiterverkauf des Bildes für 5.500 Reichsmark an Dr. Otto Erwin Frentzel, wohnhaft in der Bismarckstraße 17/18 in Elbing im damaligen Westpreußen und heutigem Polen.²⁰

Als Teil der Sammlung Dr. Frentzel wurde das Bild – neben zwei anderen Menzels – bereits zwei Jahre später, am 18. Oktober 1940, unter der Losnummer 529 und dem Titel »Lesende Dame« mit Sonnenschirm und

Nr. 19679	NAME DES KUNSTLERS: Menzel, Adolf v.
GROSSE: 11 x 7 1/2	DARSTELLUNG: Lesende Dame mit Sonnenschirm Aqu.
MATERIAL: Papier	
PHOTO:	SIGNATUR: l.u. Menzel
EXPERTISEN:	
PROVENIENZ:	
BEMERKUNGEN: auf Rückseite v.d. Hand Menzels: "Möge, verehrte Frau, Ihre Enttäuschung beim Anblick des umseitigen nicht so gross sein um Ihnen zur Warnung zu werden, niemals wieder bei jeweiliger Gelegenheit mit jemandem ein Vielliebchen zu essen. 13. März 1872." Vielliebchengabe Menzels an die Frau des Dichters Fontane	

GEKAUFT VON Berth. Nothmann, Berlin	VERKAUFT AN Dr. ^h rentzel, Elbing Bismarckstr. 17/18
AM 12. Mai 1938	AM 6. Aug. 1938
EINKAUFSPREIS: m. R. M 2500.-	VERKAUFSPREIS M 5500.-
BETEILIGUNGEN:	PROVISIONEN
SPESEN Prof. Litthauer 250.-	
RAHMEN Pfefferle 30.VII.38 37.30	IN KOMMISSION GEGEBEN AN 24.6.38 Weitmüller r, München
BEMERKUNGEN:	ZURÜCK AM 27.VI.1938

Karteikarten der Lagerbücher der Galerie Heinemann, die den Erwerb und Verkauf der »Lesenden Dame« im Jahr 1938 belegen.

© Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Deutsches Kunstarchiv, Nachlass Heinemann Galerie, I, B-19, KL 2201

Schal auf Deck eines Rheindampfers« bei Hans W. Lange in der Bellevuestraße 7 in Berlin wiederversteigert.²¹ Laut *Pantheon*, der *Monatsschrift für Freunde und Sammler der Kunst*, erzielte das Bild bei der Auktion einen Preis von nur 3.500 Reichsmark und wurde folglich mit einem deutlichen Verlust weiterverkauft.²²

Über die folgenden Besitzstationen geben zwei Ausstellungen Auskunft. Im Mai und Juni 1955 wurde die *Lesende Dame* in der Ausstellung »Adolph von Menzel aus Anlass seines 50. Todestages« im Museum Dahlem gezeigt. Unter der Katalognummer 119 findet sich die Angabe »lesende Dame in weinrotem Kleid und hellem Umhang nach rechts, vielleicht Frau Fontane selbst. Unbez. Gemalt 1872. Wasser- und Deckfarben, 11 x 7. Privatbesitz Berlin«. ²³ Zehn Jahre später findet sich die Gouache in der Ausstellung »Adolph Menzel 1815–1905: Pastelle, Aquarelle und Zeichnungen«, die unter dem Titel »Drawings and watercolours by Adolph Menzel 1815–1905« zuvor auch in England gezeigt worden war.²⁴ Die Besitzangabe lautet hier »Herbert Klewer, Berlin«. Die Kunst- und Antiquitätenhandlung Herbert Klewer war am 1. September 1936 in Berlin gegründet, während des Kriegs zwischenzeitlich stillgelegt und 1944 wieder eröffnet worden.²⁵ Unterlagen über die Tätigkeit der Kunsthandlung lassen sich nicht mehr finden.²⁶

Aus anonymem Privatbesitz wurde die *Lesende Dame* am 26. November 2014 beim Auktionshaus Grisebach verauktioniert.²⁷ Eine Klärung der Provenienzverhältnisse im Vorfeld der Auktion ergab einen NS-verfolgungsbedingten Entzug des Bildes und zog die Ermittlung der Rechtsnachfolge der ursprünglichen Eigentümer nach sich. Auf Grundlage der Washingtoner Erklärung konnte eine gütliche Einigung mit den Erben von Bernd und Martha Nothmann und folglich die Restitution der *Lesenden Dame* erzielt werden. Der Käufer, ein amerikanischer Geschäftsmann, William Louis-Dreyfus (Mount Kisco, New York), integrierte das Bild in seine William Louis-Dreyfus-Stiftung, aus der heraus seine Erben es nach seinem Tod im Jahr 2016 in die Verkaufsausstellung »A World Caught with the Eye and Held by the Pencil. Drawings by Adolph Menzel 2019–2022« bei Stephen Ongpin Fine Art gaben. Die Ausstellung wurde unter dem Titel »Adolph von Menzel – Arbeiten auf Papier« vom 14. September bis 30. November 2022 bei Le Claire Kunst in Hamburg gezeigt. Hier konnte das Bild schließlich mit finanzieller Unterstützung der Kulturstiftung der Länder und der Ernst von Siemens Kunststiftung durch das Theodor-Fontane-Archiv erworben werden.²⁸ Die *Lesende Dame* kehrt folglich nach über hundert Jahren des Reisens in den Zusammenhang des Fontane-Nachlasses zurück, aus dem sie ursprünglich stammt.

Restauratorische Besonderheiten und Rahmung

Die genaue restauratorische Untersuchung der Gouache hat auf der Vorderseite vor allem im Bereich der Ränder mechanische Schäden, Verfärbungen und minimale Retuschen feststellen können, die auf unterschiedliche Aufbewahrungs- und Ausstellungsszenarien verweisen.²⁹ Farbablösungen sind entstanden, weil das Blatt von vorne überlappend in eine Passepartoutblende geklebt wurde, ein nicht unübliches Verfahren, das jedoch im Moment des HerauslöSENS Schäden hinterlassen kann. Davon betroffen ist auch der Aufstrich des Buchstaben »M« in der Menzelschen Signatur.

Die Analyse der Widmungsrückseite ist vor allem hinsichtlich der Kleberückstände in allen vier Ecken von Interesse, weil sie die brieflichen Aussagen der Kinder Fontanes zur Einklebung in ein Album bestätigen. Die im Rahmen der restauratorischen Untersuchung erfolgte punktuelle Ablösung eines 1 mm breiten Rändelbandes auf der Rückseite, das die Schrift der Widmung am linken Rand minimal überdeckt, macht deutlich, dass der Malkarton nicht beschnitten und auch die Widmung direkt auf den Karton aufgebracht worden ist. Die sehr schmale Rändelung lässt vermuten, dass man bereits bei früheren Rahmungen bestrebt war, die Widmungsrückseite zusätzlich zur Bildhauptseite zu zeigen. Das Theodor-Fontane-Archiv teilt dieses Interesse: Die Öffnung der Rahmenrückseite und die Anfertigung eines doppelseitigen Passepartout-Ausschnitts sowie eines speziellen Rahmeneinsatzes ermöglicht es den Betrachtenden des aufrecht stehenden Bildnisses nun, sowohl die Bild- als auch die Widmungsseite anzusehen.

Der Rahmen, in dem das Bild derzeit gezeigt wird, ist ebenfalls Gegenstand genauerer Untersuchung geworden. Aus den Unterlagen der Galerie Heinemann geht hervor, dass im Zuge der Verkaufsbestrebungen am 30. Juli 1938 ein Rahmen für die *Lesende Dame* in der bekannten Rahmen- und Vergolderwerkstatt Pfefferle, München, angefertigt und zu einem Preis von 37,30 Reichsmark erworben wurde.³⁰ Sehr wahrscheinlich handelt es sich bei dem Rahmen, in dem die *Lesende Dame* ins Theodor-Fontane-Archiv gekommen ist, nicht um den 1938 angefertigten.³¹ Der jetzige Rahmen entspricht nicht den im Hause Pfefferle verwendeten Mustervorlagen, die in der Regel Einzelanfertigungen sind. Es handelt sich eher um eine vorgefertigte Serienleiste. Auch die auf der Rückseite aufgeklebten Holzdreiecke, die den Rahmen zusammenhalten, und die scharfen Gehrungsschnitte sprechen für eine Serienproduktion. Bild und Rahmen haben also erst später zueinandergefunden. Dass der Rahmen nicht ursprünglich für die *Lesende Dame* angefertigt wurde, davon zeugt auch der Stempel »Marienlyst Slot« samt Nummerierung »No. 55« auf seiner Rückseite. Für den Rahmen scheint ein anderer Sammlungszusammenhang vorzuliegen.



Präsentation der »Lesenden Dame« in den Räumlichkeiten des Theodor-Fontane-Archivs im November 2023. © Kevin Ryl

Der Sammlungszusammenhang, in den sich die *Lesende Dame* nun in das Theodor-Fontane-Archiv, einem dezidierten Literaturarchiv, einfügt, wird ihrer doppelten Bedeutung als Kunstwerk und Handschrift in besonderer Weise gerecht. Aus dem Bestandsprofil des Archivs, das nicht nur über den größten Teilnachlass von Handschriften Theodor und Emilie Fontanes und ihres Umkreises verfügt, sondern auch eine umfangreiche Kunstsammlung beherbergt, ergibt sich nahezu idealtypisch eine Verbindung von Kunst und literaturhistorischem Zusammenhang. Aus archivalischer Sicht hat das Bild daher auch keine Rückseite, sondern nur zwei Vorderseiten mit gleichrangiger Aussagekraft. Seine Bedeutung resultiert eben nicht nur aus der vollendet ausgeführten Gouache, sondern auch aus der Widmung Menzels an Emilie Fontane, die einen Kosmos an Zusammenhängen zwischen dem Berliner Kunst- und dem literarischen Leben im 19. Jahrhundert offenlegt. Sie verortet die Zeichnung in einem zeit- und personenhistorischen Kontext, der über die reine Darstellung hinausweist. Dieser Kontext beleuchtet die über viele Jahrzehnte andauernde freundschaftliche Beziehung zwischen den Häusern Fontane und Menzel und die Nähe künstlerischer und schriftstellerischer Schaffensprozesse. Die Menzelsche Ausführung sei, so Emilie Fontane in einem Brief an ihren Mann, »Deiner Produktion etwas ähnlich«³².

Anmerkungen

1 Vgl. Werner Busch: *Adolph Menzel. Leben und Werk*. München 2004, S. 20.

2 Vgl. Claude Keisch: *Pastell als Versuchslabor*. In: Anna Pfäfflin (Hrsg.): *Menzel. Maler auf Papier*. Petersberg 2019, S. 145–149.

3 Dass es sich bei dem Vielliebchenbrauch auch um ein bekanntes literarisches Motiv handelt, belegen die verschiedenen Verwendungen in Theodor Fontanes Romanen (*Stechlin, Irrungen, Wirrungen, Frau Jenny Treibel*).

4 *Vielliebchen*, in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Erstbearbeitung (1854–1960), digitalisierte Version in: *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*. <https://www.dwds.de/wb/dwb/vielliebchen> (Abrufdatum: 25. März 2024).

5 *Adolph von Menzel aus Anlaß seines 50. Todestages*. Nationalgalerie im Museum, Berlin-Dahlem 1955, S. 55, Kat.-Nr. 119.

6 *Adolph Menzel 1815–1905. Pastelle, Aquarelle und Zeichnungen*. Berlin-Museum im Tiergarten 1965, S. 24, Kat.-Nr. 56.

7 *Fontane Blätter* 3 (1966), S. 98 (Bibliographie).

8 FChronik, S. 1780.

9 *A World Caught with the Eye and Held by the Pencil. Drawings by Adolph Menzel*. Stephen Ongpin Fine Art. London 2019, Kat.-Nr. 15.

10 Vgl. Klaus-Peter Möller: *Mit Zopf und Knebelbart. Adolph Menzels Albumblatt für Theodor Fontanes Tunnel-Album*. In: *Fontane Blätter* 102 (2016), S. 132–156.

11 Vgl. ebd., S. 143–150.

12 Brief von Friedrich Fontane an Martha Fontane vom 7. März 1905. TFA: W 934.3.

13 Ein Abdruck des Anmeldebogens aus dem Zentralarchiv der Staatlichen Museen zu Berlin findet sich bei Klaus-Peter Möller: *Mit Zopf und Knebelbart*, wie Anm. 10, S. 146.

14 *Ausstellung von Werken Adolph von Menzels*. Königliche Nationalgalerie. Berlin 1905, S. 16, Kat.-Nr. 238.

15 *Theodor Fontane, August Kotzebue. Zwei Dichternachlässe. Manuskripte und ausgewählte Autographen*. Berlin 1933 (Hellmut Meyer und Ernst Autographenhandlung, Katalog Nr. 35), S. 110: »Argo-Blatt mit Tunnel-Eule. Radierung. – Zwei Blatt Köpfe zur Tafelrunde Friedrichs des Grossen. Radierung. Beiliegend: Lithographie »Winterfest des Vereins Berliner Künstler 1873.«

16 Berthold Nothmann: *Meine Lebenserinnerungen, für die Familie bestimmt*. Typoskript (Leo Baeck Institute, New York). Wannsee, November 1936, S. 58.

17 Vgl. das retrodigitalisierte Einkaufsbuch der Galerie Heinemann: <http://heinemann.gnm.de/de/kunstwerk-16957.htm> (Abrufdatum: 25. März 2024).

18 Vgl. die retrodigitalisierte Kartei der Lagerbücher der Galerie Heinemann unter <http://heinemann.gnm.de/de/kunstwerk-16957.htm> (Abrufdatum: 25. März 2024).

19 Ebd.

20 Ebd.

- 21 Vgl. den Auktionskatalog *Gemälde des 19. Jahrhunderts aus verschiedenem Besitz, darunter die Sammlung Dr. F., Elbing*. Berlin: Hans W. Lange, 18. Oktober 1940, Kat.-Nr. 529, S. 20, Abb. Tf. 11. <https://doi.org/10.11588/diglit.5170#0022> (Abrufdatum: 25.03.2024).
- 22 *Pantheon. Monatschrift für Freunde und Sammler der Kunst*. 26 (1940), S. VII: »Nr. 529 Menzel, Lesende Dame RM. 3500«.
- 23 *Adolph von Menzel aus Anlaß seines 50. Todestages*. Nationalgalerie im Museum. Berlin-Dahlem 1955, S. 55, Kat.-Nr. 119.
- 24 *Adolph Menzel 1815–1905. Pastelle, Aquarelle und Zeichnungen*. Berlin-Museum im Tiergarten 1965, S. 24, Kat.-Nr. 56; *Drawings and watercolours by Adolph Menzel 1815–1905*; Arts Council of Great Britain, London; City Art Gallery, Bristol; Frens Art Gallery, Kingston upon Hill; Museum and Art Hall, Leicester 1965, Kat.-Nr. 61.
- 25 LAB, Reichskammer der bildenden Künste, Landesleitung Berlin, Mitgliederakte zu Ingeburg Klewer, A Rep. 243–04, Nr. 4338.
- 26 Vgl. die Informationen der Kulturverwaltung des Bundes zur Provenienz des Gemäldes *Der Tod des Cato von Utica* von Sebastiano Conca unter: https://kunstverwaltung.bund.de/SharedDocs/Provenienzen/DE/3000_3999/3607.html (Abrufdatum: 25. März 2024).
- 27 Auktionskatalog 229. *Kunst des 19. Jahrhunderts*. Berlin. Grisebach, 26.10.2014, Kat.-Nr. 202.
- 28 Vgl. die Pressemitteilung der Kulturstiftung der Länder unter <https://www.kulturstiftung.de/theodor-fontane-archiv-erwirbt-adolph-von-menzels-lesende-dame/> (Abrufdatum: 25. März 2024) sowie den 39. Jahresbericht der Ernst von Siemens Kunststiftung München, 1. Oktober 2022–30. September 2023. Hrsg. v. Martin Hoernes. München 2023, S. 56 f.
- 29 Für die detaillierte restauratorische Untersuchung des Bildes dankt das Theodor-Fontane-Archiv Frau Kerstin Häussermann (Berlin).
- 30 Vgl. Anm. 18.
- 31 Für die freundlichen Auskünfte zum vorliegenden Rahmen danke ich Herrn Michael Pfefferle, in fünfter Generation Geschäftsführer von Karl Pfefferle, Werkstatt für Rahmen und Restaurierungen, München.
- 32 Emilie Fontane an Theodor Fontane, 11. Juni 1884. GBA *Der Ehebriefwechsel*. 1998. Bd. 3, Nr. 653.

Im Juli 2023 konnte das Theodor-Fontane-Archiv bei einer Online-Auktion des Londoner Auktionshauses Sothebys ein Konvolut von sieben Briefen Fontanes ersteigern, die zuvor offenbar Teil einer privaten Sammlung waren. Es handelt sich um Einzelstücke, jeweils an unterschiedliche Adressaten gerichtet, die durch ihre Überlieferungsgeschichte zu einem Konvolut zusammengefasst wurden. Gemeinsam haben diese Briefe, dass sie an Kollegen gerichtet waren und sich ihr Inhalt um literarische oder journalistische Sachverhalte dreht. Diese Briefe sollen hier vorgestellt und erstmals publiziert werden.

	Adressat	Ort	Datum	HBV	Zuletzt angeboten
1	Richard Sternfeld	Berlin	17.10.1894	94/141	Stargardt 330, [1932], 48
2	Hermann Kletke	Berlin	16.11.1861	–	?
3	Otto Brahm	Berlin	27.03.1885	85/28	HME 35, 1933, 547
4	Unbekannt	Berlin	06.08.1868	68/27	Henrici 136, 1928, 90 Stargardt 291, [1929], 87
5	Julius Stettenheim	Krummhübel	08.07.1885	85/85	HME 29, 1932, 157
6	Theophil Zolling	Kissingen	01.07.1890	–	?
7	Eugen Wolff	Berlin	24.04.1896	96/94	Liepmansohn 59, 1930, 543

Fünf dieser Briefe gelangten um 1930 in den Autographenhandel und waren seither nicht mehr öffentlich präsent. Sie wurden im HBV aufgrund der Einträge in den Auktionskatalogen beschrieben. Von diesen Schriftstücken waren bisher lediglich kurze Zitate bekannt, die als Bestandteil der Katalogbeschreibungen veröffentlicht wurden. Abschriften existieren nicht. Zwei weitere Briefe waren bisher völlig unbekannt. Keiner der Briefe gehörte ursprünglich zum Nachlass Fontanes, auch nicht der Brief an Otto Brahm (Nr. 3), der 1933 auf der Auktion 35 von Hellmut Meyer & Ernst¹ (im Folgenden HME) separat als Los 547 versteigert wurde. Wie dieser Brief in diese Auktion gelangte, ist nicht geklärt. Die Adressaten der Briefe 1, 3 und 5, die durch das HBV bekannt waren, ließen sich durch den Inhalt der Briefe bestätigen. Die Adressaten der Briefe 2, 6 und 7 lassen sich aus dem Inhalt erschließen. Der Adressat von Brief 4 ist unbekannt.

Auch ein beschrifteter Konvolut-Umschlag weist diese Briefe als Teil einer Sammlung aus:

Theodor Fontane

Dichter

geb. 30. Dezember 1819 Neuruppin

gest. 20. Sept. 1898 Berlin

Eine Bleistiftnotiz am Kopf des Briefes 4 verweist vermutlich auf einen weiteren Sammlungszusammenhang: »Theodor Fontane. Deutsch. Dichter u. Schriftsteller geb. 1819.« Die von derselben Hand am rechten Rand festgehaltene Nummer »27« lässt sich durch das erworbene Konvolut nicht erklären.

Beiliegend findet sich eine kleine Materialsammlung, Bilder, Zeitungsartikel, Informationen zu Fontane. Sie besteht aus folgenden Stücken:

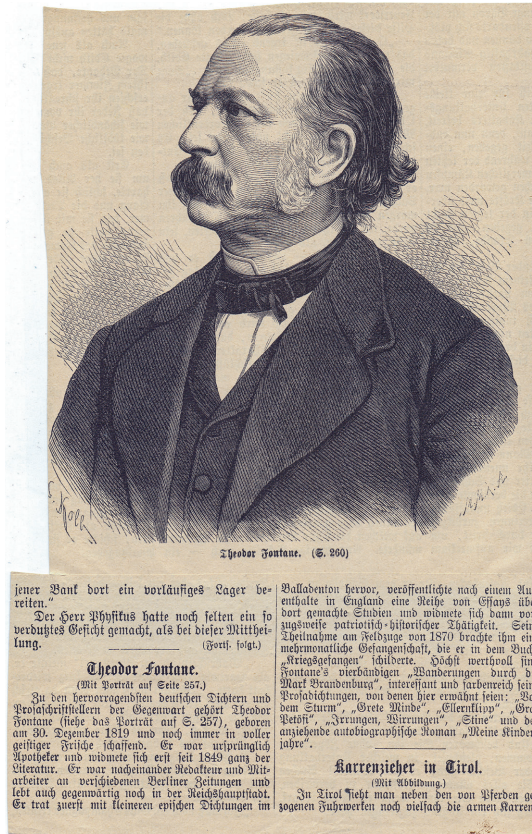


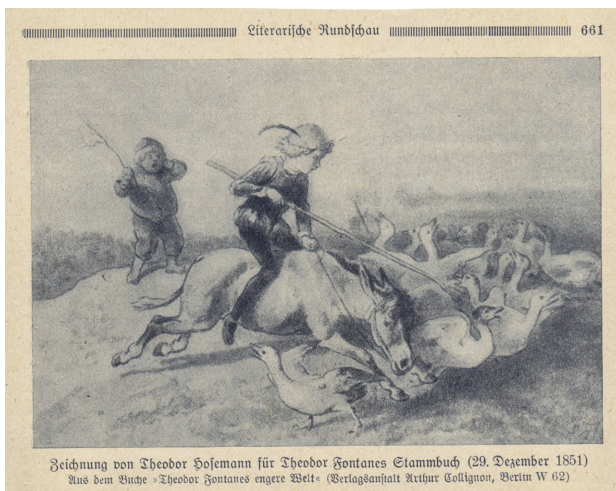
Abb. 2: Theodor Fontane. Porträt, Stich n. e. Foto (Beilage 1).

© Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

1. [Anonym]: *Theodor Fontane*. In: *Illustriertes Unterhaltungs-Blatt. Beilage zum Kölner Tageblatt*. Nr. 33, 1894, S. [257], 260. Mit einem Porträt von C. Kolb nach einem Foto von Loescher & Petsch von 1892, Holstich M. M. X. A. (Moritz Michael Xylographische Anstalt).

2 Zeitungsausschnitte, montiert, ca. 21 x 135 cm, siehe Abbildung 2.

Abb. 3: Theodor
Hosemanns
Stammbuchblatt
von 1851
(Beilage 2).
© Theodor-Fontane-
Archiv Potsdam



2. Zeichnung von Theodor Hosemann für Theodor Fontanes Stammbuch (29. Dezember 1851). Aus dem Buche »Theodor Fontanes engere Welt« (Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin W 62) [Hrsg. von Mario Krammer, 1920] 1 Zeitungsausschnitt, ca. 11 x 13,8 cm, bibl. Angaben unbekannt, siehe Abb. 3, vgl. Klaus-Peter Möller: »Quelle braucht den Wandersmann«. In: *Jahrbuch Ostprignitz Ruppin* 2019. Berlin: Culturcon Medien 2019, S. 42–59.

3. Theodor Fontane
1 Kalenderblatt m. e. Foto von E.
Bieber, ca. 8 x 7 cm, bibliogr. Anga-
ben unbekannt, siehe Abb. 4

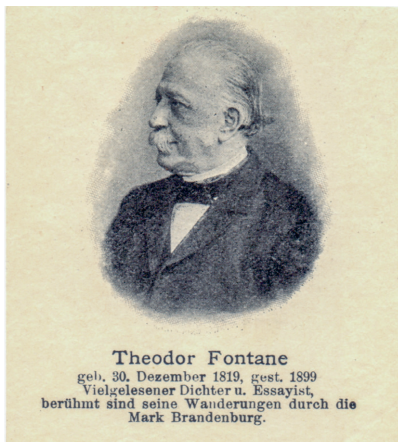


Abb. 4: Kalenderblatt (Beilage 3).
© Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

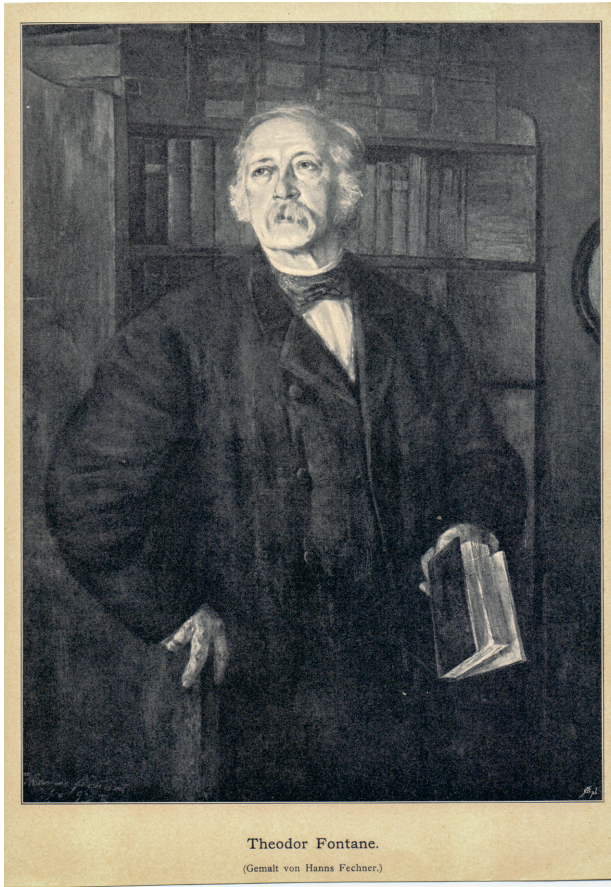


Abb. 5: Theodor Fontane, gemalt von Hanns Fechner (Beilage 4). © Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

4. Theodor Fontane (Gemalt von Hanns Fechner.) Aus: Karl Werckmeister (Hrsg.): *Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen*. Berlin: Kunstverlag d. Photographischen Gesellschaft 1898, S. 133
1 Bl., 25 x 17,5 cm, siehe Abb. 5

1. Theodor Fontane an Richard Sternfeld, Berlin, 17. Oktober 1894

Berlin 17. Okt. 94.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Allerschönsten Dank für Ihren Hans v. Bülow-Vortrag. Die Zeit steht für mich im Zeichen der Bülows. In einer Arbeit, die ich unter Händen habe, Bülow, Bülow, meine gestern aus Pommern wieder eingetroffene Tochter erzählt von Bülows, die, als nächste Nachbarn, besucht und wieder besucht wurden und nun, zur Krönung des Gebäudes, Hans v. Bülow von Richard Sternfeld. Die ersten und die letzten 2 Seiten habe ich eben mit Freude gelesen, den Rest morgen, denn heute Abend schwärmen wir aus, statt, wie gewöhnlich, zu lesen.

Meine Frau, die am Sonnabend ihre längst geplante Dresdner Reise macht, grüßt bestens.

In vorzügl. Ergeb[en]heit Ihr /
Th. Fontane.

22,3 x 13,8 cm, 2 Bl. (1 Bg) = 1r, 2v Text, 1v-2r leer
HBV 94/141 (zuletzt Stargardt 330, [1932], 48) – TFA: C 751,1

2. Theodor Fontane an [Hermann Kletke], Berlin, 16. November 1861

Sehr geehrter Herr Doctor.

Ihrer freundlichen Erinnerung mich angelegentlichst empfehend, erlaube ich mir Ihnen anbei mein eben erschienenenes Buch »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« mit der Bitte zu überreichen, in der Vossischen Zeitung ein paar Worte darüber sagen zu wollen.

Haben wir das Vergnügen, Sie am 3. Dezember wieder auf unsrem Tunnel-fest zu sehn? Hoffentlich.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ganz ergebenster/

Berlin
d. 16. Novemb. 61.

Th: Fontane

22,1 x 14 cm, 2 Bl. (1 Bg) = 1r Text, 1v-2v leer
HBV nicht verzeichnet – TFA: C 751,2

3. Theodor Fontane an Otto Brahm, Berlin, 27. März 1885

Berlin 27. März 85.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr u. Freund.

Palermo, Hôtel des Palmes! Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen und dessen ein neuer Zeuge ist dieser Brief. Denn er hat etwas von einem Ueberfall, von Revolver und Brigantaccia; er könnte ja auch ein Rosen= und Vergebmeinnichtstreuer sein, aber er spricht von Wallner-Theater, Vossischer Zeitung, da= und nicht dagewesensein, und das sind lustige, prosaische Dinge, die etwas Gurgelpackkriges haben. In der That hab' ich geschwankt, ob ich überhaupt schreiben solle, aber ich glaube, ich hab' es versprochen, das ist ein Grund, und wenig erfreuliche Nachrichten können immer noch besser sein als gar keine, das ist der zweite. Gewärtigen Sie aber nach dieser Einleitung nicht etwas besonders Unangenehmes zu hören, nur auch von Angenehem ist leider keine Rede.

Ich hielt, als Sie abreisten, die Geschichte noch immer nicht für verloren und schrieb wenige Tage darauf an Stephany, des Inhalts, daß ich die Sache nicht für so schlimm halten könne, Sie seien, nach dem was Sie mir gesagt hätten, nicht da gewesen, und so erschiene mir das ganze unliebsame Ereigniß in erster Reihe als ein Pech, das mit einem »Wischer« (ich gebrauchte diesen Ausdruck) genugsam bestraft worden wäre. Darauf keine Antwort. Aber mündlich erfuhr ich – ich nenne absichtlich keine Namen, um die Sache so frei wie möglich von Klatsch zu halten – daß Sie doch im Theater gewesen seien. Das machte natürlich keinen guten Eindruck, und auch ich, der ich nach freier Wahl die Rolle Ihres Vertheidigers gespielt hatte, konnte nur noch bitten, die bekannten »mildernden Umstände« gelten zu lassen. Inzwischen hat sich die Angelegenheit ^Laber^J wieder in ein relativ besseres Stadium hineingewachsen und zwar durch einen Brief Stephanys, in dem es heißt: »da gewesen oder nicht da gewesen (klingt fast wie Hamlet-Monolog) sei vom Zeitun[g]sstandpunkt aus angesehen, ganz gleichgültig; auf das Publikum mache der mit O. Brm. unterzeichnete Bericht den Eindruck: »da gewesen« und das entscheide. Man könne nicht jedem Einzelnen auseinandersetzen, daß das alles nur Schein sei und daß er ^L(Brm.)^J in Wahrheit nicht da gewesen sei.« Diesen Auseinandersetzungen konnten wir zustimmen; die Zeitung darf in diesem Falle rigoroser sein als die Freunde, die nur an dem »Da gewesen=sein« Anstoß nahmen, und das Dagewesensein scheint, dem Stephanyschen Briefe nach zu schließen, von klägerischer Seite nicht mehr länger aufrecht erhalten zu werden. Man hat es fallen lassen und damit ist dem Kreise Ihrer Freunde genug gethan, die den Rest als eine Privatfehde zwischen Ihnen und der Zeitung ansehen. An Versöhnung mit dieser letzteren, was ich anfänglich noch für möglich hielt, ist aber wohl nicht zu denken. – Schreibe Frenzel nicht für die Rundschau, so

4. Theodor Fontane an Unbekannt, Berlin, 6. August 1868

Sehr geehrter Herr und Freund.

Allerschönsten Dank! Sie haben es sehr fein und sinnig eingerichtet. Dr B. nimmt gewiß später noch Veranlassung Ihnen das auszusprechen. Meinen besondern Dank noch für die Feuerkugeln und Sternschnuppen. Einzelnes ist doch nicht übel, so z. B. das »Ehe« überschriebene und namentlich der »Aetna der Rache«. Diese eine Wendung verräth doch etwas wie Talent. Hierin soll aber nicht etwa angedeutet liegen, Sie hätten ihn am Ende unterschätzt.

Ihnen gute Gesundheit wünschend, mit besten Empfehlungen von meiner Frau, die sich sehr freuen würde Sie mal wieder zu sehn, wie immer Ihr
aufrechtig ergebener/

Berlin

Th: Fontane

d. 6. August 68.

22,8 x 14,5 cm, 1 Bl. (1/2 Bg) = 1r-v Text

Henrici 136, 1928, 90; Stargardt 291, [1929], 87

HBV 68/27 – TFA: C 751,4

5. Theodor Fontane an Julius Stettenheim, Krummhübel, 8. Juli 1885

Krummhübel 8. Juli 85.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Empfangen Sie meinen besten Dank für die freundlichen Worte, die Sie persönlich der Spemannschen Aufforderung hinzugefügt haben. Natürlich stehe ich mit größtem Vergnügen zu Diensten, so wie was da ist. Aber da hapert's. Es ist doch (leider) sehr selten, daß man was schreibt, was ins »Humoristische Deutschland« allenfalls hineingehören würde. Jedenfalls bitte ich um die Ehre, unter den Mitarbeitern – auch der Wille gilt ja – genannt zu werden.

In vorzüglicher Ergebenheit/
Th. Fontane.

22,7 x 14,3 cm, 2 Bl. (1 Bg) = 1r, 2v Text, 1v-2r leer

Hellmut Meyer & Ernst 29, 1932, 157 (Auszug)

HBV 85/85 – TFA: C 751,5

6. Theodor Fontane an Theophil Zolling, Kissingen, 1. Juli 1890Kissingen 1. Juli 90.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Die »Gegenwart« vom 28. Juni ist mir hierher nachgesandt worden und ich will nicht säumen, Ihnen bestens für die Besprechung meines kleinen Romans zu danken, Ihnen und dem Herrn Verfasser Walter Paetow, in dessen Namen ich ein Pseudonym vermüthe. Besonders erfreut hat mich die Gegenüberstellung von »Irrungen Wirrungen« und »Stine«, das Hervorheben dessen worin sie sich gleichen und wodurch sie sich scharf von einander unterscheiden. In solcher Klarheit hat mir das selber nicht vor der Seele gestanden; eine jede gute Kritik soll einem solche Aufschlüsse über das seitens des Autors bloß instinktiv Gewollte, aber ihm nicht zu vollem Bewußtsein gekommene geben.

Werden Sie diese Zeilen in Berlin oder in irgend einer Sommerfrische finden? Sollte das letztere der Fall sein, so wünsche ich Ihnen, wo es auch sei, so angenehme Tage, wie ich sie hier in Kissingen verlebe.

Nochmals besten Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit /
Th. Fontane.

Der Bericht über den 5. Band Sybel und die Schlußhälfte der M. H. schen Plauderei haben mich sehr interessirt. Der armen »Freien Bühne« wird scharf mitgespielt, aber ich muß zugeben: wie's in den Wald hineinschallt, schallt's wieder heraus.

22,5 x 14,1 cm, 2 Bl. (1 Bg) = 1r, 2v Text, 1v-2r leer

Hellmut Meyer & Ernst 29, 1932, 157 (Auszug)

HBV nicht verzeichnet – TFA: C 751,6

7. Theodor Fontane an Eugen Wolff, Berlin, 24. April 1896

Berlin 24. April 96.
Potsdamerstraße 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihre »Geschichte der Deutschen Literatur« die mir gestern durch Ihre Güte zuing. Ich habe gleich neugierig drin geblättert und über einzelne Personen gelesen: Heyse, Spielhagen, Sudermann. An mir selbst bin ich noch vorübergegangen und habe nur eine Jenny Treibel = Stelle gestreift, genug, um mich wissen zu lassen, wie freundlich Sie meiner gedacht haben. Ich freue mich auf die richtige Lektüre, die demnächst beginnen soll. Nochmals besten Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit/
Th. Fontane.

22,6 x 14,5 cm, 2 Bl. (1 Bg) = 1r, 2v Text, 1v-2r leer
Liepmannssohn 59, 1930, 543 (Regest, Kurzzitat)
HBV 96/94 – TFA: C 751,7

Kommentar**1. Theodor Fontane an Richard Sternfeld, Berlin, 17. Oktober 1894**

Der aus Ostpreußen stammende Musikhistoriker, Pianist und Komponist Richard Sternfeld (1858–1926) veröffentlichte 1919 seine Erinnerungen an den 40 Jahre älteren Schriftsteller Theodor Fontane², den er während der Feier zu dessen 70. Geburtstag am 4. Januar 1890 im Englischen Haus kennengelernt hatte. Sternfeld begleitete den Opernsänger Franz Krolop auf dem Klavier, der Löwes Komposition des *Archibald Douglas* vortrug. Als der Jubilar das Fest verließ, sprangen die *Zwanglosen*, zu denen Sternfeld gehörte, auf und rieben ihm einen gehörigen Salamander.³ In den folgenden Jahren kam es wiederholt zu Begegnungen bei der Familie von Paul Schlenther, einem Landsmann Sternfelds. Gelegentlich wechselten Fontane und Sternfeld auch Briefe. Von einem zufälligen Spaziergang mit Otto Brahm und Richard Sternfeld berichtete Fontane seiner Tochter Martha in seinem Brief vom 25. Juli 1891. Während eines Sommeraufenthalts in Karlsbad war Sternfeld 1894 aufgrund seines historischen Wissens ein gesuchter Gesprächspartner Fontanes. Sternfeld war auch Teilnehmer des von Paul Meyer ausgerichteten Banketts, mit dem die Zwanglosen am 22. November 1894 Fontanes Ehrendoktorwürde feierten. Nachdem Emilie Herzog ein von Sternfeld vertontes Gedicht Fontanes vorgetragen hatte, Sternfeld begleitete wiederum auf dem Flügel, soll der Dichter ihm dankbar zugenickt

haben: »Sehr schön, lieber Sternfeld, aber von wem ist der Text?«⁴ Um welches Gedicht Fontanes es sich handelte, ist nicht bekannt.

Wiederholt bedankte sich Fontane bei Sternfeld für Büchersendungen. Am 8. August 1895 äußerte er sich über Treitschkes Festrede zum Jubiläum des Deutsch-Französischen Krieges an der Königlichen Universität,⁵ die Sternfeld ihm geschickt hatte, mit größter Anerkennung. Bei der Lektüre habe er seinen »Tag von Damaskus«⁶ erlebt. Fontane kannte auch einige Familienangehörige Sternfelds. Im Februar 1895 stellte ihm dieser seine Verlobte vor. Am 14. Juni 1896 berichtet Fontane seiner Tochter Martha von einer Verabredung zum Kaffee mit Sternfelds Schwester, die immer mit einem Roman von ihm »bewaffnet« sei; »heute früh holte sie einen aus dem Strickbeutel«.⁷

Sternfeld war ein begeisterter Wagneranhänger, er hatte den berühmten Komponisten persönlich kennengelernt. Heinrich Spiro berichtete in seinem Nachruf: »Niemand wird die Stunden vergessen, in denen er zuerst, die Hände auf dem Rücken, frei über Wagners Werke sprach, um sie dann, wiederum frei aus dem Gedächtnis, mit meisterlicher Beherrschung am Flügel zu erläutern.«⁸ Als Hans von Bülow starb, hielt Sternfeld bei der Gedächtnisfeier des Wagner-Vereins in Berlin am 22. März 1894 eine Gedenkrede, die später in Leipzig im Verlag von Ernst Wilhelm Fritsch erschien. Am 17. Oktober 1894 bedankte sich Fontane bei Sternfeld für die Zusage dieser Broschüre, in der allerdings nichts stand von der bemerkenswerten persönlichen Verbindung zwischen Bülow und Wagner. Bülow, 1830 in Dresden geboren, war als Klaviervirtuose, Dirigent und Kapellmeister ein Weltstar. Auch seine Kompositionen wurden erfolgreich aufgeführt. Zu seinen Schülern zählen die berühmten Pianisten Arthur Rubinstejn und Wilhelm Kempff. Seit 1857 war er mit Cosima Liszt verheiratet. Aus dieser Ehe stammten Daniela von Bülow (1860–1940) und Blandine von Bülow (1863–1941). Isolde von Bülow (1865–1919) und Eva von Bülow (1867–1942), die Töchter von Richard Wagner, die Cosima während ihrer Ehe mit Bülow zur Welt brachte, erkannte Bülow als eigene Kinder an. Nachdem die Ehe 1870 geschieden wurde, heiratete Cosima Wagner. Bülow starb 1894 in Kairo an einem Gehirntumor. Die Trauerfeier in der Hamburger Michaeliskirche inspirierte Gustav Mahler zum Schlusssatz seiner 2. Sinfonie.

Fontane hatte sich wiederholt in seinen Arbeiten mit Angehörigen der Familie von Bülow befasst, u. a. in seinem Roman *Schach von Wuthenow*. Welches Projekt Fontane im Oktober 1894 beschäftigte und wen aus der weitverzweigten Familie Martha Fontane wiederholt besuchte, ist nicht bekannt.

2. Theodor Fontane an [Hermann Kletke], Berlin, 16. November 1861

Dieser Brief ist an Hermann Kletke gerichtet, der als Redakteur für die *Vossische Zeitung* arbeitete und bereits früher Fontanes Gedichte rezensiert hatte und an den sich Fontane auch später gelegentlich mit Rezensionswünschen wandte.⁹ Am 14. November 1861 (Donnerstag) teilte Fontane seinem Verleger Wilhelm Hertz mit, dass er soeben »trotz äußerster Müdigkeit« fünf Briefe an mögliche Rezensenten seines Buches entworfen habe, darunter an »Dr. Kletke (Voß)«,¹⁰ die er dem Verleger, der sie den Rezensionsexemplaren beifügen sollte, am nächsten Tag zusenden würde. Die Reinschrift dieser Begleitschreiben wollte er, da es bereits Mitternacht sei, vertagen. Wenn der Brief an Kletke nicht vordatiert ist, hat Fontane ihn aber erst am Sonnabend abgeschrieben. Eine Rezension, die namentlich nicht gezeichnet ist, erschien in der Nr. 301 der *Vossischen Zeitung* vom 24. Dezember 1861. Dass Kletke Gast im *Tunnel* war, ließ sich mit den Protokollen nicht belegen.¹¹

3. Theodor Fontane an Otto Brahm, Berlin, 27. März 1885

Otto Brahm (1856–1912), seit 1881 streitbarer Kritiker der *Vossischen Zeitung* für die Privattheater,¹² also Kollege Fontanes, der über das Königliche Schauspiel berichtete, wurde 1885 vom Chefredakteur dieser Zeitung gekündigt. Paul Schlenther berichtete in seinem Nachruf auf Brahm in der *Neuen Rundschau* aus direkter Beteiligung folgendes:

Brahm war bei der »Vossischen Zeitung« nicht so gut gestellt, um nicht noch Nebenbeschäftigung suchen zu müssen. Er hatte sie als Berliner Kunstkorrespondent der »Frankfurter Zeitung« gefunden. Er mußte über alle Theatervorkommnisse dorthin berichten. Obwohl das Wallnertheater nach dem Tode der Wegner, nach dem Übertritt von Engels und Kadelburg ans Deutsche Theater immer tiefer sank und immer Belangloseres brachte, durfte es der Vollständigkeit halber hier nicht übergangen werden. Brahm half sich damit, daß er sich von andern, meistens von mir, über die Aufnahme der nichtigen Stücke erzählen ließ und im Vertrauen auf den Gewährsmann einige Zeilen nach Frankfurt schickte, wo sie ohne die Chiffre des Absenders anonym erschienen. Dieses vielleicht nicht allzu gewissenhafte, aber in der Tagespresse nie zu vermeidende Verfahren, dauerte zwei Jahre. Eines Tages gelangten wieder auf meine Autorität hin einige Zeilen über einen höchst minderwertigen, sanft durchgefallenen Wallnerschwank, ich glaube von Julius Rosen, nach Frankfurt. Aus Versehen setzte der dortige Redakteur die Chiffre O. Brm. darunter, womit Otto Brahm auch in der »Vossischen« seine Theaterkritiken zeichnete. Aus Bosheit und Rachsucht fand sich ein Denunziant, der den Machthabern der »Vossischen Zeitung« einbildete, Brahm sei im Wallnertheater gewesen und habe darüber geschrieben, während seinetwegen das Leibblatt der Berliner die Lieblingsbühne

der Berliner noch immer nicht kannte. Man zog ihn nicht erst zur Verantwortung, sondern kündigte ihm ohne weiteres. Was eine Unvorsichtigkeit gewesen sein mag, jedenfalls eine Lappalie betraf, wurde seinem Charakter zur Last gelegt. Die Entlassung erfolgte in schroffer Weise, weil man von der falschen Voraussetzung ausging, daß Brahm selbst im Wallnertheater gewesen war. Andere, die wenigstens den Sachverhalt einsahen, erklärten es für die schlimmere Pflichtwidrigkeit, zu referieren, ohne dabei gewesen zu sein. Jeder Journalist weiß, daß kaum eine Zeitungsnummer ohne auf Treu und Glauben berichtete Berichte zustande kommt. Die »Frankfurter« Zeitung wußte, daß Brahm selbst das Wallnertheater nicht betrat und druckte dennoch seine Mitteilungen ab. Tante Voß aber – man sagt, er *sollte* sterben – machte aus der Quisquile eine Frage der Ethik. Dadurch verlor sie, wie sich Hans v. Bülow ausdrückte, ihren »Exphilistrotzienten«. Der Verein Berliner Presse, der bei Aufnahme neuer Mitglieder scharf auf Standesehre sieht, wählte vier Jahre später Otto Brahm zum Mitglied und nahm dadurch noch nachträglich für ihn Partei.¹³

Offenbar warf der Chefredakteur Brahm vor, er hätte sich über den Boykott hinweggesetzt, den die Zeitung über das Wallnertheater verhängte, nachdem Theodor Lebrun (1828–1895), der das Theater 1868–1886 leitete, Brahm im März 1883 ein Hausverbot erteilt hatte.¹⁴ Unabhängig davon, ob Brahm das Theater wirklich selbst besucht hatte oder nur wiedergab, was etwa Schlenther ihm berichtet hatte, konnte er dem Ansehen der *Vossischen Zeitung* schaden, indem er in einer anderen Zeitung als Rezensent des Wallner-Theaters auftrat. Tatsächlich findet sich in der *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt* eine Reihe von Beiträgen, die Brahm mit vollem Namen oder mit seiner Chiffre O. Brm. gezeichnet hat. Unter anderem erschienen in der Zeitung 1881 ein Feuilleton über Gottfried Keller und Auszüge aus der preisgekrönten Kleist-Biographie Brahms. Auch eine Reihe von Theaterberichten ließ sich ermitteln, die Brahm namentlich gezeichnet hat. Mit der Chiffre O. B-m. gezeichnet ist ein Bericht in der *Frankfurter Zeitung* vom 22. Dezember 1884 über die Premiere von Julius Rosens Schwank *Halbe Dichter* im Wallnertheater.¹⁵

Fontane, der sich 1883 mit Brahm solidarisiert hatte, ergriff auch 1885 wieder Partei für den jungen Kritikerkollegen. Er schrieb an den Chefredakteur Friedrich Stephany (der Brief ist nicht überliefert) und setzte sich für Brahm ein. Am 27. März 1885 berichtete er Brahm, der sich aus Palermo¹⁶ brieflich bei ihm erkundigt hatte, über den Stand seiner Angelegenheiten in Berlin. Der Bruch der Zeitungsredaktion mit Brahm war nicht mehr abzuwenden. Trotzdem bekannte sich Fontane auch später zu Brahm. Am 16. April 1886 schrieb er an Stephany, er sei der Überzeugung, »daß wir in Brahm-Schlenther die besten Nummern der jungen Schule gehabt haben respektive noch haben.« Sie seien »[v]on Natur gescheit, gut geschult und

gebildet, fleißig, klar und gute Stilisten« und »all den andern, die ich kenne, literarisch, ganz gewiß aber in den landesüblichen Umgangsformen überlegen«. Dass sie jung seien, könne man ihnen nicht zum Vorwurf machen. »Tieck, Platen, Schlegels, Fichte, Schopenhauer waren alle blutjung, als sie kritisch vom Leder zogen.«¹⁷

Fontane teilte Brahm auch mit, welche Gedanken er sich über dessen weitere berufliche Entwicklung gemacht hatte. Er hielt ihn für einen würdigen Nachfolger von Karl Frenzel (1827–1914), den Theaterreferenten der *Deutschen Rundschau*, die sich seit ihrer Gründung im Jahr 1874 zum einflussreichsten Literaturjournal in Deutschland entwickelt hatte. Auch das zeigt, wie sehr Fontane Brahm schätzte.

Der Brief Fontanes an Otto Brahm vom 27. März 1883 war merkwürdigerweise Teil des Angebots, als der Nachlass Fontanes am 9. Oktober 1933 durch das Berliner Auktionshaus Hellmut Meyer & Ernst versteigert wurde. Er wurde in Los 547 als Einzelstück beschrieben, der Zusammenhang ist allerdings nicht korrekt dargestellt. In der Beschreibung heißt es, Brahm habe anscheinend »mit einigen Theaterkritikern eine scharfe Kontroversen [!] gehabt«.¹⁸ Der Erwerber war ein nicht identifizierter Kunde des Auktionshauses namens Mylius, der offenbar kein spezielles Fontane-Interesse hatte. Er erwarb nicht nur die Lose 547, 554 und 590 aus dem Nachlass Fontanes, sondern bot auch, mehrfach erfolgreich, auf eine Reihe von Losen der anderen Abteilungen des Katalogs.¹⁹

4. Theodor Fontane an Unbekannt, Berlin, 6. August 1868

Dieser Brief ist offenbar an einen Kollegen, Schriftsteller oder Journalisten gerichtet, der eine durch Fontane vermittelte Rezension geschrieben hat, vielleicht für die *Kreuz-Zeitung*, wo Dr. Tuiskon Beutner von 1854 bis 1872 Chefredakteur war. Der Zusammenhang konnte leider nicht ermittelt werden.

5. Theodor Fontane an Julius Stettenheim, Krummhübel, 8. Juli 1885

Der Journalist und Schriftsteller Julius Stettenheim (1831–1916) gehörte zu den bekanntesten deutschen Humoristen des 19. Jahrhunderts.²⁰ Er war der Redakteur der Zeitschrift *Das humoristische Deutschland*, die von 1885 bis 1895 erschien, zunächst im Verlag von Wilhelm Spemann, später übernahm S. Fischer das Periodikum. Das Rundschreiben Spemanns, mit dem der Verleger die Autoren zur Mitarbeit einlud, und die persönlichen Begleitzeilen, mit denen Stettenheim dieses Schreiben an Fontane geschickt hatte, sind nicht bekannt. Am 25. September 1885²¹ gelangte die erste Nummer zur Ausgabe, in deren Geleitwort Stettenheim das Konzept der Zeitschrift erklärte: »Das »Humoristische Deutschland« soll ein gegen alle Trivialität und gegen alles Gezänke der politischen und religiösen Parteien abgeschlossenes Reich des Humors werden. Es soll die schönen Kräfte, über

welche die deutsche humoristische Litteratur gebietet, und das Beste ihrer Leistungen in einem starken Ganzen vereinigen.«²² Fontane sagte seine Mitarbeit zwar zu, er hat aber keine Beiträge in der Zeitschrift publiziert. Eine glanzvolle Entourage nomineller Mitarbeiter, mit denen andere Zeitschriften sich zu Werbezwecken schmückten, wurde in Stettenheims Zeitschrift nicht präsentiert. Die Zeitschrift sollte durch sich selbst wirken.

6. Theodor Fontane an Theophil Zolling, Kissingen, 1. Juli 1890

Mit seinem Schreiben vom 1. Juli 1890 bedankt sich Fontane bei Theophil Zolling, dem Redakteur der Zeitschrift *Die Gegenwart*, für die Zusendung der Besprechung seiner Novelle *Stine*.²³ Offenbar kannte er den Verfasser Walter Paetow bis dahin nicht, denn er hielt seinen Namen für ein Pseudonym. Das ist aber nicht richtig. Paetow (1869–1914), gebürtiger Rostocker, war Journalist, Musikschriftsteller und Redakteur. Er schrieb 1893 über *Frau Jenny Treibel*²⁴ und setzte sich 1897 in einem ausführlichen Artikel in der *National-Zeitung*²⁵ mit dem Fontane-Essay von Theodor de Wyzewa²⁶ auseinander. Für diesen Beitrag, in dem er sein literarisches Werk auf eine großartige Weise gewürdigt sah, bedankte sich Fontane mit einem Brief aus Karlsbad bei Paetow.²⁷ Auch einen Nachruf auf Fontane verfasste Paetow. Er erschien im Oktober 1898 in der Zeitschrift *Das litterarische Echo*. Fontane hat sich, wie gewöhnlich, auch über die anderen Beiträge des zugesandten Heftes informiert. In seinem Dankschreiben an Zolling erwähnt er in einer Nachschrift auch die von J. Rosenstein verfasste Rezension des Buches von Heinrich von Sybel²⁸ über den Krieg von 1866 sowie die Plauderei *Aus der Hauptstadt* von Maximilian Harden in derselben Nummer der *Gegenwart*.²⁹

7. Theodor Fontane an Eugen Wolff, Berlin, 24. April 1896

Der Adressat dieses Briefes lässt sich aus dem Inhalt erschließen. Er ist an Eugen Wolff gerichtet, dessen *Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart* 1896 in Leipzig bei Hirzel erschien.³⁰ Fontane bedankte sich für den Band, in dem er gleich geblättert habe. Er sah sein literarisches Schaffen darin ausführlich gewürdigt. Der Abschnitt über *Frau Jenny Treibel* ist besonders umfangreich: »Mit diesem Werk hat der realistische Stil einstweilen seinen Höhepunkt erreicht.«³¹

Anmerkungen

- 1 Hellmut Meyer & Ernst: *Katalog 35. Theodor Fontane – August von Kotzebue. Zwei deutsche Dichternachlässe. Manuskripte und Briefe sowie Ausgewählte Autographen*. Versteigerung Montag, den 9. Oktober 1933, Berlin: Hellmut Meyer & Ernst 1933.
- 2 Richard Sternfeld: *Zu Th. Fontanes Gedächtnis*. In: *Theodor Fontane. Zur Feier seines hundertsten Geburtstages im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins* hrsg. von Paul Hoffmann. Beilage zu den *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* Heft 12, 1919, S. 8–10. Gekürzt abgedruckt in: »*Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst*«. *Erinnerungen an Theodor Fontane*. Hrsg. von Wolfgang Rasch und Christine Hehle. Berlin 2003, S. 163–167. – Bereits 1917 hatte Sternfeld einen Vortrag über *Theodor Fontane und der Krieg* im Verein für die Geschichte Berlins gehalten (*Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* 2, 1917, S. 10–11).
- 3 Sie tranken ihm feierlich nach corpsstudentischem Ritual zu.
- 4 Paul Meyer: *Erinnerungen an Theodor Fontane 1819–1898*. Berlin 1936, S. 21. Der Name wurde im Kommentar, HFA IV, 5/2, S. 881, irrtümlich als Robert Sternfeldt (so auch in der Druckfassung der FChronik, 22.11.1894) wiedergegeben.
- 5 *Zum Gedächtniß des großen Krieges. Rede bei der Kriegs-Erinnerungsfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 19. Juli 1895 gehalten von Heinrich von Treitschke*. Leipzig: Hirzel 1895.
- 6 Theodor Fontane an Richard Sternfeld, Berlin, 8. August 1895. In: HFA IV, 3, S. 466.
- 7 Theodor Fontane an Martha Fontane, Berlin, 14. Juni 1896. In: *Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz*. Hrsg. von Regina Dieterle. Berlin, New York 2002, S. 486.
- 8 Heinrich Spiero: *Richard Sternfeld †*. In: *Deutsche Allgemeine Zeitung*, 65. Jg., Nr. 284, Berlin, 22. Juni 1926, Dienstag Morgen, [S. 2].
- 9 Der hier veröffentlichte Brief ergänzt das Wissen über die frühen Beziehungen zwischen Fontane und Kletke, vgl.: *Theodor Fontane an Hermann Kletke*. Hrsg. von Helmuth Nürnberger. München 1969; Sabine Seifert: *Korrespondenz mit Redakteuren. 2. Hermann Kletke*. In: *Theodor Fontane Handbuch*. Hrsg. von Rolf Parr, Gabriele Radecke, Peer Trilcke u. Julia Bertschik. Bd. 1. Berlin, Boston 2023, S. 789–795.
- 10 Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, Berlin, 14. November 1861. In: Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898*. Hrsg. von Kurt Schreinert, vollendet u. mit e. Einf. vers. von Gerhard Hay. Stuttgart 1972, S. 54.
- 11 Henrik Hofer sei für seine Auskunft bedankt!
- 12 Über das Verhältnis von Brahm und Fontane vgl. u. a. Regina Dieterle: »*ein Werk von so eminenten Bedeutung*«. *Der junge Otto Brahm und sein literaturkritisches Engagement für Keller und Fontane*. In: Ursula Amrein; Regina Dieterle (Hrsg.): *Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne*. Berlin, New York 2008, S. 167–180. Über den Wallnertheater-Boykott der *Vossischen Zeitung* und die Kündigung von Otto Brahm siehe Peer Trilcke, Klaus-Peter Möller, Mitarb. Lothar Weigert: *Ein »Extrablatt«* für den jungen Kritiker-Kollegen. Fontanes unbekanntes Nachschrift zum Brief an Otto Brahm vom 11. April 1883. In: *Fontane Blätter* 104 (2017), S. 8–25.

- 13 Paul Schlenther: *Otto Brahm (1856–1912)*. In: *Die neue Rundschau* XXIV. Jg. d. freien Bühne (1913), Heft 2, S. 186–201, und Heft 3, S. 323–338, Zitat S. 200–201. Erneut abgedruckt in: Paul Schlenther: *Theater im 19. Jahrhundert. Ausgewählte theatergeschichtliche Aufsätze*. Hrsg. von Hans Knudsen. Berlin 1930 (*Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte* 40), S. 53–91.
- 14 Die Angelegenheit ist ausführlich dargestellt in Peer Trilcke, Klaus-Peter Möller, Mitarb. Lothar Weigert: *Ein »Extrablatt« für den jungen Kritiker-Kollegen*, siehe Anm. 12.
- 15 O. B.-m.: = [Aus Berlin], 21. ds., wird uns geschrieben ... In: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. 29. Jg., Nr. 357, 22. Dezember 1884, Abendblatt, Beilage, S. [1], *Feuilleton*. Aus *Kunst und Leben* <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/periodika/periodical/pageview/13186981> (Abrufdatum: 22.3.2024).
- 16 Brahms Reisebriefe nach Sizilien erschienen in der von Emil Dominik herausgegebenen *Deutschen Illustrierten Zeitung*.
- 17 Theodor Fontane an Friedrich Stephany, Berlin, 16. April 1886. In: HFA IV. 1980. 3, S. 466.
- 18 Hellmut Meyer & Ernst: *Katalog 35*. Wie Anm. 1, Los 547, S. 97.
- 19 Klaus-Peter Möller, Lea Baumgart: *Theodor Fontanes Nachlass unter dem Hammer. Dokumentation zur Versteigerung HME 35, 9. Oktober 1933. Fontane Blätter – Digitale Beihefte 3* (in Vorbereitung, voraussichtl. 2025).
- 20 Vgl. Lothar Weigert, Klaus-Peter Möller: *Schmalhansküchenmeisterstudien versus Petitionsschriftstellerei. Theodor Fontane und der Berliner Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung*. Würzburg 2023, S. 459–462.
- 21 *Börsenblatt* Nr. 221, 24. September 1885, S. 4507. www.boersenblatt-digital.de (Abrufdatum: 22.3.2024).
- 22 Julius Stettenheim: [Geleitwort]. In: *Das humoristische Deutschland* 1. 1885, S. [VIII].
- 23 Walter Paetow: *Theodor Fontanes »Stine«*. In: *Die Gegenwart*. Berlin, Bd. 37, Nr. 26, 28.06.1890, S. 411–412.
- 24 Walter Paetow: *Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit*. In: *Freie Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit*. Berlin. [Heft 1, Januar] 1893, S. 109–112.
- 25 Walter Paetow: *Ein französisches Urteil über Theodor Fontane*. In: *National-Zeitung*. 50. Jg., Nr. 525, 10. September 1897, S. [1–3].
- 26 Theodor de Wyzewa: *Ecrivains étrangers. Deuxième série*. (Librairie académique) Paris: Perrin & Cie 1897.
- 27 Theodor Fontane an Walter Paetow, Karlsbad, 14. September 1897. In: HFA IV. 1982. 4, S. 667.
- 28 J. Rosenstein: *Zur Geschichte des deutschen Krieges von 1866*. In: *Die Gegenwart*. Berlin. Bd. 37, Nr. 26, 28.06.1890, S. 406–411.
- 29 M[aximilian]. H[arden].: *Aus der Hauptstadt. Das neueste deutsche Hoftheater. Oder: Helgoland und der Naturalismus*. In: *Die Gegenwart*, Berlin, Bd. 37, Nr. 26, 28.06.1890, S. 414–415.
- 30 Eugen Wolff: *Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart*. Leipzig: Hirzel 1896.
- 31 Ebd., S. 221.

Literatur- geschichtliches, Interpretationen, Kontexte

Stürmische Backfische. Emmy von Rhodens *Der Trotzkopf* (1885) und Fontanes *Effi Briest* (1895)

Sophia Wege

Allein der Name der Autorin, Emmy von Rhoden, ebenso wie der Name ihrer Hauptfigur, des Backfischs Ilse, dürften Fontane gefallen haben, enthalten sie doch »die beiden feinen Vokale« e und i, die er als »für mein Gefühl sehr hübsch« befand und gegenüber Rodenberg als ausschlaggebend für die Wahl des Titels *Effi Briest* ins Feld führte.¹ Dass Fontane das erfolgreichste Mädchenbuch des 19. Jahrhunderts – 1894 erreichte *Der Trotzkopf* die 16. Auflage, 1906 waren es bereits 45 Auflagen – kannte,² dafür finden sich in den einschlägigen Quellen keine Belege; gleichwohl wissen wir, dass Fontane wesentlich mehr gelesen hat, als seine Handbibliothek hergibt.³ Im folgenden Beitrag werde ich signifikante inhaltliche, motivische und symbolische Ähnlichkeiten zwischen Fontanes und Rhodens Romanen, genauer ihrem jeweiligen Mädchen-Modell, aufzeigen. Dabei stehen zwei Erklärungsansätze zur Wahl, die sich nicht widersprechen: Zum einen schließen Menge und Detailreichtum der Ähnlichkeiten die Möglichkeit nicht aus, dass sich Fontane für die Gestaltung Effis bei Rhoden bediente. Zum anderen kann man allein aufgrund der Popularität des Mädchenbuchs von einem erweiterten Rezeptionszusammenhang ausgehen – Backfischliteratur vom Typ »Trotzkopf« war Fontane und seinen Leser:innen in Grundzügen bekannt. Allein die Verortung der beiden epochalen Erfolgsromane im geteilten historischen Horizont und im diskursiven Kontext der Kaiserzeit legt eine Lektüre von *Effi Briest* vor der Folie der Backfischliteratur und einen Vergleich der Weiblichkeitsbilder in beiden Romanen nahe.

Mit dem *Trotzkopf* Ilse schuf Emmy von Rhoden eine Figur, die so erfolgreich und wirkmächtig war, dass sie als dominantes Weiblichkeitsmodell und als Rollenstereotyp »höherer bürgerlicher Töchter« des ausgehenden 19. Jahrhunderts akzeptiert wurde.⁴ Noch bis in die 1920er-Jahre hinein – nochmals forciert durch das Erscheinen von Else Urys leicht modernisiertem *Nesthäkchen* (1913, 1918) – galt der Typus »Trotzkopf« als der Mädchentypus schlechthin, während modernere, emanzipiertere Weiblichkeitsmodelle vorerst Randerscheinungen blieben. Der »Trotzkopf«, und mithin der

von Emmy von Rhoden geschaffene Charakter mit seinen typischen Verhaltensweisen, avancierte zum paradigmatischen Modell, welches die äußerst populären, trivialen Mädchenromane des Spätrealismus wie kein anderes prägte. »Mädchenliteratur«, auch »Backfischliteratur« genannt, bildete innerhalb der Kinder- und Jugendliteratur der Zeit ein eigenes, höchst erfolgreiches Genre.⁵ Die Backfischliteratur galt insofern als fortschrittlich, als sie sich kontinuierlich von den dominant erzieherisch moralisierenden Vorstellungen der Aufklärungsepoche löste.⁶ Unabhängig von der Frage nach einem konkreten Rezeptionsnachweis lohnt sich daher ein Vergleich der beiden Mädchenfiguren Effi Briest und Ilse Mackert: Aufgrund ihrer rebellisch stürmischen Eigenschaften entspricht Effi unzweifelhaft dem

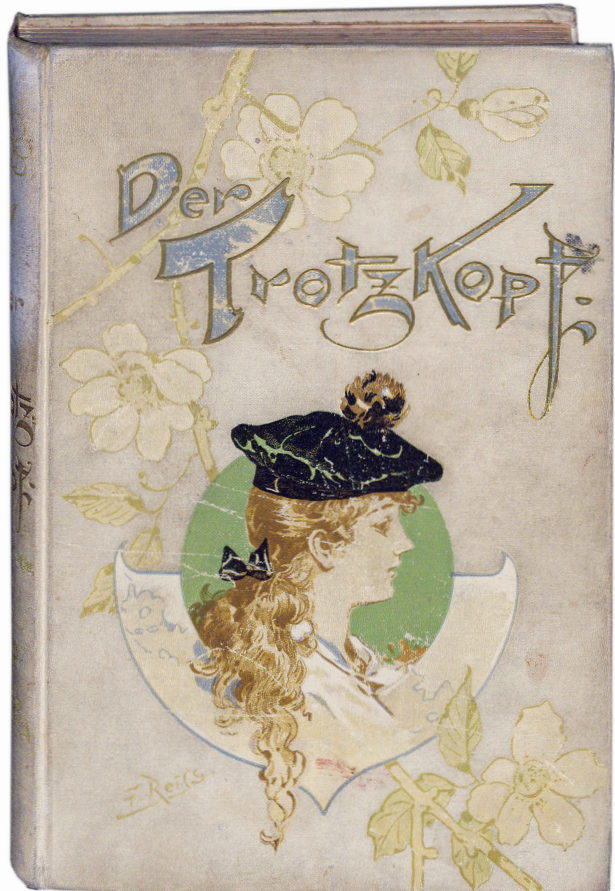


Abb. 1: Emmy von Rhoden: Der Trotzkopf. Eine Pensionsgeschichte für erwachsene Mädchen. 2. Auflage. Verlag Gustav Weise: Stuttgart 1885. © Gemeinfrei

omnipräsenten Trotzkopf-Modell des späten 19. Jahrhunderts. Fontane wie Rhoden setzen in ihren Romanen bei der gesellschaftlich verdammt moralischen Verwerflichkeit dieser ›Wildheit‹ als prävalentem Charakterzug an; rund zwanzig Jahre nach Erscheinen von Rhodens Bestseller rückt Fontane mit *Effi Briest* das Modell des Trotzkopfs als dominierenden Mädchentypus der Epoche erneut ins Zentrum seines literarischen Schaffens und entwickelt es weiter. Rhoden wie auch Fontane bearbeiten die drängende Problematik der weiblichen Geschlechterrolle zwischen Freiheitsstreben und Anpassung an das Tugendideal der Zeit, allerdings divergiert Fontanes Schicksalskonzept der Kindfrau in entscheidenden Punkten vom Entwicklungs- und Reifungsprozess, den Rhoden ihrem Trotzkopf angedeihen lässt: Die fünfzehnjährige Ilse wird in eine Mädchenpension geschickt, wo sie sich, im Einvernehmen mit der pädagogisierenden Erzähler:in, ihre teils als kindisch, teils als erotisch identifizierbare Wildheit von den Erzieherinnen und Freundinnen langsam aber stetig austreiben lässt. Das pubertäre Autonomiestreben tauscht Ilse gegen biedere Fügsamkeit ein, wofür der nunmehr Siebzehnjährigen am Ende des Romans eine neue Rolle als glückliche Ehefrau in einer heilsamen Musterehe mit einem Mustergatten winkt, während Fontane den Erziehungseifer Innstettens bekanntlich an Effis natürlicher Wildheit langfristig scheitern lässt.

Die Erziehung der Trotzköpfe

Emmy von Rhoden erzählt den Entwicklungsgang beziehungsweise ›erfolgreichen‹ Erziehungsprozess des ›ungezogenen‹ Trotzkopfs Ilse im Zeitraum von rund einem Jahr. Eingangs werden die Umstände im gehobenen bildungsbürgerlichen Haushalt der Familie Macket geschildert sowie der in verschiedenen Alltagssituationen zutage tretende stürmische Charakter und das unreife, ungezogene Benehmen des Einzelkindes in Szene gesetzt. Durch die Verwöhntheit, die schlechten Manieren, die Wildheit des Mädchens sehen sich die durchaus gutmeinenden Eltern – der liebende und gleichwohl nachlässige Papa und die vernünftige, aber keineswegs böse Stiefmutter – genötigt, ihre Tochter zu Erziehungs Zwecken in ein Mädchenpensionat zu geben. Wie zu erwarten, weigert sich Ilse zunächst, sich den Regeln der Pensionats zu unterwerfen, wird aber im Laufe der Zeit durch subtile Erziehungsmethoden brav und gefügig gemacht, und zwar wahlweise durch Belohnung oder Bestrafung, soziale Integration oder Isolation, das heißt durch »psychologische Methoden wie Gewissensappelle, eindringliche Gespräche und Liebesentzug« seitens der Bezugserzieherinnen und Freundinnen, und nicht zuletzt durch warnende Negativbeispiele.⁸ Unterhaltsam schildert Rhoden das Alltagsleben der Mädchen im Internat (den Unterricht, die Mahlzeiten, Freizeitaktivitäten) und außergewöhnliche

Ereignisse wie das Weihnachtsfest, die Aufregungen des ersten Tanzabends, eine Theatervorführung und den Tod einer Mitschülerin. Auch die emotionalen Dynamiken zwischen Freundinnen, Lehrerinnen und Schülerinnen finden Eingang in die Erzählung, häufig begleitet von moralisch wertenden Kommentaren der Erzählinstanz, die den Leser:innen wenig Spielraum lassen. Der Roman endet mit der Rückkehr der gezüchtigten und gereiften Ilse in den Schoß der Familie. Auf der Rückreise nach Hause lernt die nunmehr Sechzehnjährige ihren zukünftigen Ehemann kennen, einen ebenso standesgemäßen wie anständigen und herzensguten Assessor namens Leo Gontrau. Das glückliche Ende ist vorhersehbar und wird durch einen Rosenstrauß symbolisiert. Soweit, so trivial, doch lässt dieser Strauß, und mithin eine leitmotivische florale Bildlichkeit, erkennen, dass die Autorin nach symbolischem Tiefgang und höherer ästhetischer Gestaltbildung strebt, was ihr zumindest in Teilen dieses spannend erzählten, episodisch am Ablauf eines Internatsjahres orientierten und damit sinnfällig strukturierten Romans gelingt.⁹

Ankunftsszenen, Kleidung, knabenhafter Charakter und Ausritte

Bemerkenswert erscheinen zunächst die Parallelen zwischen den Eingangsszenen von *Effi Briest* und *Der Trotzkopf*. Beide Werke setzen mit der Ankunft einer jugendlichen Hauptfigur ein, genauer mit dem jeweiligen Auftritt eines wilden Mädchens, das, noch erhitzt vom Spiel in der Natur, das elterliche Haus betritt und dem mit dieser Einkehr eine gravierende Lebensveränderung bevorsteht, die sich als Erziehungsmaßnahme entpuppt. In beiden Romanen kündigt sich zu Beginn der Abschied vom Elternhaus an; im Fall von *Trotzkopf* nimmt hier Ilse's »Abschiebung« in die Pension ihren Anfang; Effi lernt an jenem Nachmittag ihren zukünftigen erzieherischen Ehemann Innstetten kennen. Die Szenen ähneln einander zudem in einigen weiteren Details – der Knabenhaftigkeit der Mädchen, ihren grundlegenden Charakterzügen und ihrer unordentlichen Kleidung.

Mit den Worten »Papa, Diana hat Junge« betritt das braunäugige, »junge, schlanke Mädchen« Ilse »ungestüm« das Zimmer (T 1), wo ihre Eltern gerade mit ihrem Prediger und ein paar Nachbarn zusammensitzen. Der »Backfisch« Ilse wird den Leser:innen als »lebhaft«, »ohne jede Verlegenheit«, mit »wirre[m] Lockenhaar« und mit »erhitztem Gesicht« vorgestellt (ebd.). Die Erzählerin schildert, dass dieser Auftritt des Mädchens, auch im Hinblick auf ihre schmutzigen Stiefel und die Kleidung, das Missfallen der Anwesenden erregt. Das »verwaschene, dunkelblaue Kattunkleid, blusenartig gemacht und mit einem Ledergürtel gehalten«, zudem mit »Flecken und Risse[n]«, wird von der Erzählerin als bequem, aber »unkleidsam« verurteilt (T 2), und kurz darauf ebenso von der Stiefmutter, welche die Tochter

ihres »unordentlichen Kostüm[s]« halber an ihre Stellung als junge Dame mit Anstand und Sitte gemahnt. Seitens der Erwachsenen drohe Ilse Spott und Verlachen. Die Aufforderung, sich zu waschen und umzuziehen, weist Ilse »trotzig« zurück (T 2), woraufhin die Eltern sie in ihr Zimmer schicken. Mit dem »ungebundenen« und lustigen Leben, mit dem »trotzige[n] Widerstande« des »unbändigen Kind[es]« gegen die Eltern und Gouvernanten, die sich Ilses »Wille[n]« unterwarfen, anstatt ihr Unterricht zu erteilen, soll nunmehr Schluss sein (T 8). Die Nachbarn echauffieren sich über das »Temperament« des »wilde[n] Mädchen[s]« und bedauern, dass es »kein Knabe« geworden sei (T 7). Während der Vater raucht und die Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt ist, rät der Prediger den Eltern, Ilse ihrer »widerpenstigen Natur« wegen, die sich bei aller »Herzengüte« nicht wegerziehen lasse, in eine Pension zu geben (T 9). Als »auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau« stehend, sei es Zeit, Ilses »unbändige Natur zu zügeln«, damit sie nicht eines Tages als »unweiblich« gelten müsse (T 10).

Weil sich Ilse aber in ihrem schmutzigen Kleid »so luftig – so leicht!« fühlt und es viel besser geeignet ist, »lustige Sprünge auszuführen«, nimmt sie es mit in die Pension und kann sich auch durch gutes Zureden ihrer Zimmergenossin Nellie zunächst nicht davon trennen (T 64). Zwar gewöhnt sie sich allmählich an die Kittelschürze, die alle anderen Schülerinnen mit Freude tragen und die damit zum Zeichen erfolgreicher Domestizierung zur Hausfrau schlechthin wird, doch bewahrt sie ihr altes Mädchenkostüm weiter auf und holt es später für eine nächtliche Kletterpartie und einen Theaterauftritt wieder aus dem Schrank. Ebenso schwer, wie es Ilse fällt, das luftige Kinderkleid gegen die enge, gezielte Anstaltskleidung einzutauschen, so schwer fällt es dem an »Freiheit gewöhnten Wesen« auch, unter dem »Schulzwang« die »Wildheit« und »Untugend« abzustreifen (T 71). Dennoch leidet das Mädchen im Internat anfangs unter Heimweh, doch ihr Wunsch, nach Hause zurückzukehren, wird von den Erzieherinnen wie auch den Eltern mit Verweis auf die Notwendigkeit der Erziehung zurückgewiesen.

Ilses rebellische Phase kulminiert an einem schwülen Augusttag, an dem die Schülerinnen genötigt werden, im Zimmer zu sitzen und Strümpfe zu stricken. Ilse »glühte wie eine Rose bei der sauren Arbeit« (T 72) und wirft der Vorsteherin schließlich wutentbrannt das Strickzeug vor die Füße. Aber nicht der Vorsteherin, einer »unnahbaren, völlig asexuell und steril wirkenden, strengen Technokratin«,¹⁰ die selbst vom Erzähler als allzu streng ausgewiesen wird, sondern den anderen Pensionärinnen gelingt es, die aufmüpfige Freundin zur »Vernunft« zu bringen: Als die anderen Mädchen Ilse ob ihres nunmehr schmutzigen Strickzeugs verspotten, bäumt sich Ilses »heiße Blut, ihre unbändige Natur« gegen diese »öffentliche Beschämung« ein letztes Mal auf (T 74). Ihr »leidenschaftliches Gemüt« entbrennt, der »wilde Trotz [steht] in lichterlohen Flammen« (ebd.), um dann

der beschämenden Einsicht zu weichen, dass sie einen »bösen Fehler« gemacht hat und von nun an gehorsamer sein will. Erpresst wird diese Bekehrung auch von der gütigen und mitleidvollen Ermahnung ihrer sanftmütigen Lieblingserzieherin, die das verblendete Kind »auf einen andern Weg [bringt]« (T 75). Ilse solle sich »beherrschen«, ihr »trotziges Ich zähmen«, sie habe sich lächerlich gemacht, aber ihre Freundinnen hätten sie dennoch weiterhin lieb: »Wie heiß du bist, böser Trotzkopf« (T 78); allzu »stürmisch« verhalte sich der »Brausekopf« (T 90).

Die in den Augen der wilhelminischen Gesellschaft erschreckend knabenhafte Natur des jungen »Wildfangs« (T 136) kommt im Roman mehrfach zur Sprache und wird von allen Seiten gerügt. Als Ilse, noch im Elternhaus, anstatt Schulaufgaben zu erledigen bei der Heuernte hilft, wird dieses Verhalten vom Vater als »wenig weiblich« bezeichnet; seine Tochter gleiche »einem wilden Buben. Wie ein solcher saß sie auf dem Pferde und hatte die Füße an beiden Seiten hängen« (T 11). Beim Reiten gewähre ihr kurzes blaues Kleid zudem einen Blick auf ihre Stiefel und bunten Strümpfe, was »wahrlich kein schöner Anblick« sei (ebd.). Im Pensionat befähigt diese beschämende Knabenhaftigkeit Ilse allerdings zu einer »tollkühnen Kletterpartie«: »Wie ein Bube« erklimmt sie einen Apfelbaum, was sie, laut Erzählinstanz, im elterlichen Garten gelernt habe, wo ihr »jede Furcht vor Gefahr« abhandengekommen sei (T 108).

Knabenhaftigkeit, schmutzige und unordentliche Kleidung, Trotz, Wildheit, Hitzköpfigkeit sind die dominierenden äußeren und charakterlichen Attribute des Trotzkopfs in Rhodens Roman. Die Ähnlichkeiten zwischen den ersten Kapiteln von *Der Trotzkopf* und *Effi Briest* – das Familien-setting (eine jugendliche Tochter im Umgang mit beiden Eltern), der Auftritt einer erhitzten Protagonistin, die einem knabenhaften Mädchentypus entspricht, die modischen Details – springen unmittelbar ins Auge. Sprachlich und erzählerisch kann Rhodens Roman mit der Komplexität von Fontanes Meisterwerk nicht mithalten; so wirkt der *Trotzkopf* neben *Effi Briest* wie ein grober Holzschnitt. Allerdings lässt gerade die Schlichtheit des Bestsellers die Grundzüge des Trotzkopf-Modells bei Fontane im Vergleich umso deutlicher hervortreten:

Der ausführlichen Beschreibung des Herrenhauses der Briests im ersten Kapitel folgt bei Fontane eine ähnliche Szene wie bei Rhoden. Effi und ihre Mutter sitzen an einem heißen Sommertag bei einer Handarbeit, bis das gelangweilte braunäugige Mädchen diese Tätigkeit zugunsten turnerischer Übungen, einem »Kursus der Heil- und Zimmergymnastik«, abbricht, um kurz darauf mit ihren Freundinnen zum Spielen in den Garten zu gehen (E 6). Bei ihrer Heimkehr steht Innstettens erster Besuch bevor.

Auf den ersten Seiten wird Effi als mit »Übermut und Grazie«, »natürlicher Klugheit und viel Lebenslust und Herzengüte« ausgestattet beschrieben (E 7). Im Unterschied zum *Trotzkopf* lässt Luise Briest ihre Tochter be-

wusst das als »Hänger« und »Jungenskittel« bezeichnete Matrosenkostüm anbehalten, weil es sich für Effi, die »Tochter der Luft« und »Kunstreiterin«, gut eigne (E 7). Effi wundert sich, dass sie »noch wieder in kurze Kleider« gesteckt wird, kommt sich »wieder wie ein Backfisch« vor, und fragt, warum die Mama ihr keine »Staatskleider« kauft – »warum machst du keine Dame aus mir?« (E 7). Auf die Gegenfrage Luise Briests, ob Effi das denn wolle, verneint das Mädchen und küsst sie »stürmisch«, »wild« und »leidenschaftlich« (E 7). Das Matrosenkostüm trägt Effi beim Spielen im Garten, wo es beim Kirschenpflücken »zerknittert und zerknautscht« wird. »[D]as Leinenzeug macht immer so viele Falten [...] du siehst aus wie ein Schiffsjunge« (E 14), bemerkt Hulda. Dies wiederum erinnert Effi daran, dass der Vater ihr die Errichtung eines Mastbaums für waghalsige Kletterpartien versprochen hatte (E 15). Wie Effi ist auch die Mutter der Auffassung, dass Innstetten, der sich angekündigt hat, das Matrosenkostüm eigentlich gefallen müsse. Mit Blick auf das »jugendlich reizende Geschöpf, das noch erhitzt von der Aufregung des Spiels, wie das Bild frischesten Lebens vor ihr stand«, entscheidet Luise Briest, dass die Tochter dem Landrat »unvorbereitet« und »so gar nicht zurecht gemacht« gegenüberzutreten solle (E 17).¹¹ Innstetten wird als »sehr männlich« angekündigt, was die Hauptsache sei, denn der Vater bestehe auf »Weiber weiblich, Männer männlich« (E 9).

Anders als der Trotzkopf Ilse kann Effi ihre in der Eingangsszene als natürlich, erotisch attraktiv und gefährlich ausgewiesene Wildheit bekanntlich nicht ablegen und lebt sie später in der Affäre mit Crampas aus. Gesellschaftlich konventionelle Vorstellungen weiblicher Tugendhaftigkeit, wie sie von den Eltern Macket und den Pensionserzieherinnen vertreten werden, legt Fontane in *Effi Briest* dem Landadel von Kessin in den Mund. Zucht und Ordnung fordert Sidonie von Grasenapp und mokiert sich dabei über den kokettierenden Backfisch Cora (E 174, auch 180 f.). Die fromme und wohlmeinende Frau von Padden mahnt religiöses Ringen »mit dem natürlichen Menschen« an (E 194). Dem biedereren Innstetten gelingt es nicht, Effis »stürmisches« Wesen (E 226) zu zügeln und ihre Leidenschaften zu bändigen. Wie der knabenhafte Trotzkopf Ilse sich bei ihren Reitausflügen von den erzieherischen Einflüssen der Eltern zu befreien versucht, entdeckt auch Effi die Ausritte mit Crampas am Strand von Kessin als temporären Fluchtweg aus ihrer langweiligen und unglücklichen Ehe beziehungsweise als Vehikel, sich Innstettens Erziehungsmaßnahmen zu entziehen, denn dieser ist ein »geborene[r] Pädagog« (E 156): »Effi war selig, am Strande hinjagen zu können, jetzt [in stürmischen Herbsttagen, S.W.] wo »Damenbad« und »Herrenbad« keine scheidenden Schreckensworte mehr waren« (E 149). Mit ihrem Liebhaber, in der Natur, lebt sie ihre ungezähmte knabenhafte Doppelnatur aus. Diese Eigenschaft überträgt sich auch auf die Tochter Annie, über die Innstetten sagt, sie sei »wild und ausgelassen beim Spielen« (E 323), »wild« und ein »Wirbelwind« – das habe sie »von der

Mama«, aber wenn Annie brav sei und nicht weine, wolle er ihre »Wildheit« verzeihen (E 271). Dies sagt Innstetten in jener Szene, als er nach einem Verband sucht, den er Annie anlegen will, nachdem sie sich verletzt hatte, als sie mit Roswitha um die Wette die Treppe hochrannte, stolperte und mit dem Kopf aufschlägt – ein Spiel, das mit Effis Kletterlust vergleichbar ist. Auf der Suche nach dem Verband findet Innstetten die Liebesbriefe des Majors im gewaltsam aufgebrochenen Nähtisch seiner Frau. Bei Fontane steht dieses Nähzeug für erotisch kompensatorische Handarbeit, durchaus vergleichbar mit der rebellischen Strickstrumpf-Szene im *Trotzkopf*, dessen erotische Konnotation von der Forschung überzeugend als »unterschwellig« beschrieben wurde.¹²

Blumen und Vögel

Als auffällig erweisen sich auch die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Romanen hinsichtlich einiger konkreter, die Wildheit und das Freiheitsstreben des Weiblichen besonders veranschaulichender Details. Rhoden setzt Vögel leitmotivisch als Symbole für zu züchtigende Natürlichkeit, mangelnde Bodenständigkeit und unziemliche Freiheitsliebe ihrer Protagonistin ein, wobei sie Ilses »unweibliche« vogelfreie Eigenschaften zu einem gewissen Grad als verständlich kennzeichnet, jedenfalls nicht vollends als einseitig »böse« verdammt. Im Hinblick auf Rhodens unverkennbar erzieherische Gesamtabsicht lässt sich schwer einschätzen, inwiefern die leserseitigen Sympathien für diese Freiheitsbestrebungen, die sicherlich wesentlich zur Identifikation der zeitgenössischen Leser:innen mit der Hauptfigur beitragen, von der Autorin beabsichtigt sind. Der Roman erscheint hier liberaler, als mutmaßlich von der Autorin einkalkuliert. Für ein zumindest modernisiertes Bewusstsein weiblicher Geschlechterrollen spricht, dass Rhoden der eindeutig unsympathischen Vorsteherin alter Schule, die Ilses »zügellosten Sinn« gnadenlos verdammt, die Ansichten des vergleichsweise fortschrittlichen Lehrers Dr. Althoff entgegenstellt, der Ilses »tüchtigen Kern« erkennt, lobt und ihre Wandlung von der bäuerlichen (sprich knabenhaften) Art in »ein lebenswürdiges, natürliches, echt weibliches Wesen« vorausagt (T 98). Dieser Ansicht pflichtet auch die gutmütige Lieblingserzieherin, Fräulein Güssow, bei: Man müsse »Geduld haben mit unserm wilden Vogel, der bis jetzt nur die Freiheit kannte«, denn er werde schlussendlich noch zur fleißigen, strebsamen Frau heranreifen (T 99). Dr. Althoffs Ansichten bewirken, dass fast alle Schülerinnen für ihn schwärmen und sich »wie die Stoßvögel« auf eine rote Nelke stürzen, die er auf dem Lehrerpult liegen gelassen hat.

Blumen, Vögel und auch Kletterpartien in luftige Höhen (hierzu Näheres unten) stehen im Roman für eine weibliche Erotik und Natürlichkeit, die nur

dann nicht verdammt wird, wenn sie exklusiv dem Gatten in einer bürgerlichen Ehe zugutekommt. So heiratet Dr. Althoff am Ende seine ehemalige Schülerin, die Blumenfreundin Nellie. Symbolisch deutet sich die Liebe der schüchternen und tugendhaften Schülerin zu ihrem Lehrer durch einen Veilchenstrauß an, den sie ihm ans Revers steckt, was den Zorn der lustfeindlichen Vorsteherin erregt. Dieses aktive »unzüchtige Balzverhalten« der Frau wird im Nachhinein durch die Heirat legitimiert (T 224).

Zu den Dingen, die Ilse von zu Hause mit in die Pension bringt, gehört ein ausgestopfter Kanarienvogel (T 18). »Frei wie der Vogel in der Luft« klettert Ilse nachts auf einen Apfelbaum (T 107), doch langfristig wird ihr dieses Tierische gründlich ausgetrieben: »O, du lernst schon, Kind. Wirst noch ein ganz zahmer, kleiner Vogel sein« (T 56). Was Nellie prophezeit, bestätigt der Schluss des Romans: Auf dem Rückweg von der Pension nach Hause verliebt sich Ilse in den Sohn eines Landrats, einen braven Juristen mit besten Karriereaussichten und damit in den Augen der Eltern ein Mustergatte beziehungsweise idealer Schwiegersohn. Den Rosenstrauß, den Ilse nach der ersten Begegnung von Leo bekommen hat, bewahrt sie wochenlang auf, und als der Verehrer sie endlich in ihrem Elternhaus besucht, eilt Ilse »wie ein Vogel« die Treppe zu ihrem Zimmer hoch, um »Toilette« zu machen. Oben angekommen putzt sie sich für ihn heraus, verwandelt sich also in eine Dame, was sie zu Beginn des Romans noch verweigert hatte (T 277). Bei dieser Wiederbegegnung, während die Abendsonne »durch das rote Weinlaub« fällt, blickt sie Leo in die Augen »wie eine wilde Taube, die sich im Netze gefangen hat« (T 290). Aus der freiwilligen Gefangenschaft dieser Ehe zu fliehen, wird dem »Fischchen« (T 296) nicht in den Sinn kommen.

Vögel sind bei Fontane keine Nebensache, zumal sie mit Luft- und Flug-Motiven eng verwandt sind; man denke an Melusine von Barbys Vorliebe für Aeronauten (*Der Stechlin*) oder Hugo Großmanns Interesse an einer Zirkusakrobatin (*Mathilde Möhring*). Sie kommen in systematisch symbolischer Funktion in zahlreichen Romanen vor, beispielsweise in *Ellernklipp*, *Schach von Wuthenow*, in *Irrungen, Wirrungen* und besonders ausgeprägt in *Stine*; in sämtlichen Werken stehen sie für erotisch konnotierte Freiheit. Signifikant im Hinblick auf *Effi Briest* ist folgendes Detail im *Trotzkopf*: Einige Wochen nach ihrer Ankunft in der Pension schreibt die unter Heimweh leidende Ilse einen Brief nach Hause, der mit Vögeln verziert ist: »Sie schlug die Schreibmappe auf, wählte nach langem Suchen einen rosa Bogen mit einer Schwalbe darauf« (T 65). Dass es eine »lange« Suche ist, spricht für die »tiefere« Bedeutung des Vogels und die Sorgfalt bei der Wahl des Motivs seitens der Figur wie der Autorin. – Solche Sorgfalt lässt auch Fontane walten, wenngleich er die Symbole sparsamer einzusetzen weiß. An Weihnachten erhält Effi eine Postkarte von ihrem Vetter Dagobert, der ein moderner Freigeist ist, sich für die liberale Satirezeitschrift »Die Fliegenden Blätter« begeistert (E 23) und sich in doppeldeutigen Anspielungen ergeht.

Dagobert ist in Effi verliebt, die ihn jedoch aus Ehrgeiz als Heiratskandidaten ausschlägt, obwohl er seinem »vogelfreien« Wesen nach viel besser zu ihr gepasst hätte. Dagoberts Postkarte zeigt eine »Schneelandschaft mit Telegraphenstangen, auf deren Draht geduckt ein Vögelchen saß.« (E 173)¹³



Abb. 2: Frontispiz der 2. Auflage der Trotzkopf-Ausgabe 1885 (siehe Anm. 7).
© Gemeinfrei

Kletterfreuden und Gespenster

Dass Rhoden wie auch Fontane ihre Heldinnen reiten, klettern und Treppen hochrennen lassen, ist kein Zufall, sondern sorgfältige Inszenierung ihrer stürmischen Naturen und vogelgleichen Höhenambitionen. Effi und Ilse zeichnen sich durch eine besondere Vorliebe für waghalsige, »knabenhafte« Lust an Höhe und an sportlichen Kletterpartien aus. In beiden Romanen verbildlicht diese Neigung das Aufkeimen sinnlicher Bedürfnisse und Sexualität in den Jahren der Adoleszenz.

Effi, die von Hulda »Midshipman« genannt werden möchte, erinnert sich zu Beginn des Romans, dass der Vater ihr für den Garten einen »Mastbaum« versprochen hat, und zwar »hier dicht neben der Schaukel, mit Raen und einer Strickleiter.« Die Wimpel oben wolle sie selbst anbringen, während Hulda »dann von der andern Seite herauf« käme und »oben in der Luft wollten wir Hurra rufen und uns einen Kuß geben. Alle Wetter sollte das schmecken.« (E 15) Die ängstliche Pastorentochter lehnt Effis übermütigen, homoerotisch konnotierten Vorschlag ab, was Effi allerdings mit der Bemerkung kontert, als Vetter Dagobert auf Besuch war, sei die Freundin doch »auf dem Scheunendach«, also in großer Höhe, »entlang gerutscht« (E 15). Anstelle der Kletterpartie schlägt Effi der Freundin nun vor, gemeinsam zu schaukeln oder Verstecken zu spielen, bis Innstetten eintrifft und sie ins Haus zurückkehren muss.

Rhoden erzählt von ähnlichen Spiel- und Freizeitvergnügen im Internat. Den hübschen Garten mit Turnplatz, Schaukel (!) und hohen alten Bäumen (T 44) nutzen Ilse und ihre Freundinnen als natürlichen Fluchraum vor schulischen Verpflichtungen; hier wird heimlich geraucht, gespielt und geplaudert. In einem frühen Brief an den Vater beklagt sich Ilse an einem sonnigen Sonntag, an dem die Vögel singen und die Rosen blühen, sie wolle sich lieber »im Freien umhertummeln«; sie fühle sich in ihrem Zimmer eingesperrt und sehne sich nach dem Garten (T 66). Besonders an Mittwochnachmittagen, wenn die Schülerinnen im Speisesaal Strümpfe stricken müssten, stünden »die Fenster nach dem Garten weit offen und ich blicke sehnsüchtig hinaus.« (T 67) Wie Soldaten erledigten die Mädchen ihre Arbeiten, nie dürften sie aus der Reihe tanzen, sie aber verspüre »so oft Lust, einmal recht toll davonzulaufen, auf die Berge hinauf – immer weiter! – aber dann würde ich nicht wieder in mein Gefängnis zurückkehren.« (T 68)

Die Gelegenheit zu einer solch abenteuerlichen Kletterpartie ergibt sich bald. Die Szene bildet das reizvolle Zentrum des Romans und erinnert in ihrer poetischen Bildlichkeit stark an Fontanes doppelbödiges Schreibweise: Eines Abends steht Ilse im Dämmerlicht am offenen Fenster und betrachtet sehnsüchtig die zum Greifen nahen Früchte des Apfelbaums, welche »goldgelben und rotwangig, höchst verlockend zwischen dem dunklen Laube hindurch lachten« (T 103). Ilse entschließt sich, bei Anbruch der

Nacht zu einer Kletterpartie aufzubrechen, überraschenderweise mit Einverständnis der reiferen Zimmergenossin Nellie, die bei der Aussicht auf das Abenteuer vor Freude im Zimmer herumtanzt. Nachdem sich Ilse ein weißes »Blousenkleid« angezogen hat (T 106), bei dem es sich vermutlich um ihr zerschlissenes Kostüm aus Kindertagen handelt, steigt Ilse geschickt und leise wie eine »Katze« vom Fensterbrett aus auf den Baum: »Ilse lachte in sich hinein und stieg keck höher und höher. Sie war so recht in ihrem Elemente und frei wie ein Vogel in der Luft regte sie ihre Schwingen. Bald hatte sie die Spitze erreicht.« (T 107) Auf den Ästen balancierend, klettert sie furchtlos »wie ein Bube« bis in die Krone des Baumes,¹⁴ wobei sie einen schlafenden Vogel aufschreckt, den sie »wohl in seiner Nachtruhe gestört« hatte (ebd.). »Wie fühlte sie sich glücklich, wie frei, wie heimatlich wurde ihr zumute«, weil der Apfelbaum sie an den Nussbaum im Garten ihrer Eltern erinnert, wo sie »manchmal neckend Versteck gespielt« hatte (T 109), und sie sich offenbar des Freiheitsgefühls gewahr wird, das sie mit ihm verband. – Ähnlich ergeht es Effi, die sich in Kessin an die glücklichen und freien Kindertage in ihrem Elternhaus zurücksehnt, nach dem Versteckspiel und dem Schaukeln mit den Freundinnen im sommerlichen Garten.

Ebenso wie Effis Schaukelphantasie mit Hulda beinhaltet auch Ilses Abenteuer eine Begegnung mit Freundinnen: In glücklichen Träumen versunken, entschlüpft Ilse auf der »oberste[n] Spitze« des Apfelbaumes ein Jubelschrei (»Juchhe!«, T 109). Von diesem Lärm werden die Pensionärinnen Melanie Schwarz und Orla Sassuwitsch in ihrem Zimmer im Obergeschoss geweckt.¹⁵ Die beiden erkennen Ilse allerdings nicht, sondern halten die schemenhafte weiße Gestalt vor ihrem Fenster für ein »Gespenst« und »Spuk« (T 110, 113, auch 230).¹⁶ Während Melanie und Orla »in Furcht und Schrecken« (T 110) erstarren, klettert Ilse mit einem Korb voller Äpfel den Baum hinab und dann durchs Fenster zurück zu Nellie in ihr Zimmer (ebd.). Die Geschichte vom weißen Gespenst – ein dezidiert fontaneskes Motiv – spricht sich in der Pension schnell herum. Eine poetisch veranlagte Freundin Ilses mit dem schönen Namen Flora Hopfstange zittert vor »Furcht und Erregung« und findet das Ereignis derart »romantisch«, dass sie es in ihrem »nächsten Roman« verwerten will (T 113).¹⁷ Nellie wiederum gibt nur vor, sich zu fürchten, um Ilses Geheimnis zu bewahren und sie vor einer Bestrafung durch die Erzieherinnen zu schützen. Dass Nellie (vorgeblich) »an Spukgeschichten« und Gespenster glaubt, wird von den Erzieherinnen allerdings als kindisch erachtet (T 115). Am Ende gibt Nellie dem »kleinen Spitzbuben« Ilse einen Kuss (T 119).¹⁸

Wäre die Episode damit beendet, könnte man Rhoden zu einem kleinen Glanzstück der Symbolkunst gratulieren, doch leider nimmt die Autorin den emanzipatorischen Ausbruch ihrer flüggen Hauptfigur zugunsten ihres Tugendideals in der darauffolgenden Szene teilweise zurück: Während Nellie genüsslich die Äpfel verzehrt, plagt sich Ilse mit Schuldgefühlen,

Scham, Strafphantasien und Ängsten herum, die sie im Traum mit »schrecklichen Bildern« quälen: »Bald wurde sie verfolgt, bald fiel sie vom Baume und zuletzt hatte sie sich in einen Vogel verwandelt und eine große Eule wollte sie fressen.« (T 117f.) Am Ende schwört Ilse, nie wieder einen solchen Streich auszuführen.

Die vielfältigen Elemente symbolisch chiffrierter Erotik – knabenhafte Backfische mit homoerotischer Neigung, Reit- und Kletterpartien, Näharbeiten, Vögel, Blumen, Garten, Hitze, der Spuk – erinnern an zahlreiche ähnliche Motive und Ereignisse in *Effi Briest* und hinsichtlich der erotisch konnotierten Gespenstererscheinungen nicht zuletzt auch an andere »Frauen« Romane Fontanes.¹⁹ Gisela Wilkending's Hypothese, dass Rhoden im *Trotzkopf* eine »Kastrationsgeschichte« erzählt, erscheint plausibel, denn tatsächlich enthüllt der brachiale Einsatz der genannten Motive die Geschichte einer durch Scham, Angst, Strafe und Eheordnung verstümmelten weiblichen Sexualität und verdeckt diese zugleich.²⁰ Allerdings muss die Frage, inwiefern der Autorin dieser psychosexuelle Subtext bewusst war, unbeantwortet bleiben.

Gefährten, Parallelgeschichten und Theater

Wie in *Effi Briest* spielt auch im *Trotzkopf* ein Hund eine wichtige Rolle: Ilse wünscht sich, dass sie Bob, den Nachwuchs ihrer Jagdhündin Diana, als freundschaftlichen Begleiter mit in die Pension nehmen darf, was ihr die Pensionsleiterin jedoch nicht gestattet. Die Trennung vom Tier wird von Ilse im Verlauf des Jahres als vernünftig akzeptiert; langfristig ersetzen die Pensionsfreundinnen die als unreif und kindisch ausgewiesene Tierliebe. Fontane dagegen stellt Effi mit Rollo einen lebenslang treuen Freund zur Seite, der sie bis in den Tod begleitet.

Wie Ilse ist auch Effi in ihrer Backfischzeit umgeben von drei gleichhaltigen, zu Teilen erotisch interessierten Freundinnen.²¹ In beiden Romanen tummeln sich pubertierende Mädchen beim Spiel in einem idyllisch-sommerlichen Gärten, klettern, schaukeln, jagen und verstecken sich. Zu Ilse's Freundinnen zählt neben Nellie und Orla die um ein Jahr ältere kapriziöse Melanie Schwarz, die der Ehebrecherin Melanie van der Straaten (geborene de Caparoux) in *L'Adultera* hinsichtlich ihrer Verwöhntheit, Eitelkeit und Schönheit ähnlich ist (T 101, 106, 111, 137). Melanie Schwarz schreibt den Namen des von ihr angebeteten Lehrers auf einen kleinen Zettel und trägt diesen in einem Medaillon mit sich herum – in *L'Adultera* überreicht der düpierte Exmann Melanie am Ende des Romans einen Apfel, in welchem sich ein Medaillon verbirgt, das wiederum ein Bild enthält.²²

Bemerkenswert sind auch die Ähnlichkeiten hinsichtlich des Einsatzes von Parallelgeschichten, nur dass diese bei Rhoden ungleich trivialer ge-

staltet sind und moraldidaktisch instrumentalisiert werden. Auf dem Höhepunkt ihres Ungehorsams muss sich Ilse von Fräulein Güssow die »traurige Geschichte [ihrer] Jugendfreundin« Lucy anhören (T 82). Es handelt sich um eine Warngeschichte, derer sich Fräulein Güssow bedient, um ihren Schützling abzuschrecken, indem sie ihr die tragischen Folgen ihres weltfremden Hochmuts und Trotzes vor Augen führt: Wie Ilse habe es auch jene Lucy geliebt, an heißen Sommertagen allein in den Wald zu gehen, diesen »bis an die Spitze des Berges« zu durchstreifen und sich ein verstecktes Plätzchen zu suchen, »so im weichen, schwellenden Moose zu liegen, ein gutes Buch zu lesen und darüber die Welt zu vergessen« (T 83). Eines Tages sei Lucy von einem Mann überrascht worden, der den Anblick des *Werther* lesenden Mädchens »hübsch« fand (»Dacht ich es doch! Natürlich verbotene Lektüre, die in der Waldeinsamkeit verschlungen wird« T 54).²³ Später verlobt sich Lucy mit diesem Mann, der sich als schöner, guter und kluger Kunstmaler entpuppt, doch als er sie fragt, ob sie ihn auch dann noch heiraten würde, wenn er sein Vermögen verlöre, verneint Lucy, weil sie »am äußeren hing« (T 86). Ein Leben in Not und Armut kann sie sich nicht vorstellen; sie wolle lieber gar nicht heiraten, als sich »einem anderen Willen zu beugen« (T 89). Daraufhin verarmt Lucy natürlich prompt selbst und sieht sich fortan gezwungen, ihr Geld als Lehrerin zu verdienen – Buße tun im Beruf, als alleinstehende Frau Geld verdienen als Strafe. Lucy habe, schließt Fräulein Güssow ihre Geschichte, ihr »Lebensglück im trotzigen Übermut geopfert« (T 93). Ilse lässt sich die Geschichte tatsächlich eine Lehre sein und entschuldigt sich bei der Vorsteherin für ihren »Ungehorsam« (T 95). Am Ende stellt sich heraus, dass es sich bei Lucy um Fräulein Güssow selbst handelt, die dann durch einen Zufall, ebenso geläutert wie Ilse, in die Arme des verloren geglaubten Malers zurückfindet. Rhodens Konstruktion lässt Frauen nur die Wahl zwischen glücklicher Ehe und einsamer Brotarbeit, was einem sozialen Abstieg zur heimatlosen Gouvernante und Metamorphose zur hässlichen alten Jungfer gleichkommt. Beide Frauen entscheiden sich rollen- und normkonform gegen einen Beruf und für die Ehe, die der Roman als einzigen lebenswerten Weg ins Glück ausweist. Die Ausgangslage scheint in *Effi Briest* unverändert: Aus Ehrgeiz und Standesbewusstsein weist Effi, die ebenfalls am Äußeren hängt, ihren Vetter Dagobert zurück und hofft stattdessen auf eine glückliche Ehe mit dem Karrieristen Innstetten. Doch im Unterschied zu Rhoden beschenkt der Realist seine Heldin nicht mit einem Ende im Zeichen des Sieges der Liebe.

Auch die Theateraufführungen der Pensionärinnen erinnern in ihrer spiegelbildlichen Funktion an vergleichbare metapoetische Schauspielszenen in *Effi Briest*, *Stine* und *Graf Petöfy*. Zwei Stücke werden aufgeführt – ein »französisches Lustspiel« mit »Flattersinn« (T 222) unter Leitung von Fräulein Güssow, das die Gunst des Publikums gewinnt, und ein englisches Stück unter Leitung der moralinsauren Miss Lead, das als langweilig

durchfällt. Im Lustspiel geht es um die »Heilung eines widerspenstigen Mädchens« (T 221). Ilse spielt darin erwartungsgemäß sich selbst, das heißt einen Trotzkopf, der durch die Liebe zu einem Mann kuriert wird, weil dieser es versteht, im »Wildfang [...] durch Güte und Festigkeit die Tugenden [...] zu wecken und die Widerspenstige zu zähmen.« (T 222) Die Ehe als Zähmungsanstalt im Theaterstück gewährt eine Vorschau auf Iلسes Zukunft. Immerhin übernimmt die erstaunlich exzentrische Russin Orla die Rolle des Mannes im Jägeranzug,²⁴ und Ilse steht bei ihrem Auftritt letztmalig in ihrem »verwilderten« Blusenkleid auf der Bühne, welches hierfür eigens um einen Matrosenkragen (!) erweitert wird (T 220).

Fazit

Nach der Heimkehr der Tochter »segnet« Iلسes Mutter das Pensionat, weil es »aus dem wilden Kinde eine liebevolle, sinnende Jungfrau geschaffen hatte«, die gelernt habe, ihren Übermut zu zügeln (T 274). Zwar legt der allzu nachgiebige Vater ein leises Bedauern über die Metamorphose seiner unbändigen Tochter an den Tag, was von der Mutter jedoch umgehend mit Hinweis auf die bevorstehende Heirat des zur Dame gereiften Mädchens beiseite gewischt wird. Der Romanschluss feiert in aller Eindeutigkeit und Einseitigkeit Iلسes sittliche Läuterung, die Zähmung eines widerspenstigen Backfisches, als Sieg der Erziehung zu vernünftigem Verhalten und moralisch gemäßigtem Gefühl. Eine generalisierte Verteuflung natürlicher Impulsivität bleibt bei Rhoden gleichwohl aus; das lässt die eindeutig negative Konzeption der lustfeindlichen Miss Lead und auch der rigiden Vorsteherin erkennen. Bei aller Kritik, die die Erzählerin und die Eltern am Ungehorsam des Mädchens üben, bleibt die Hauptfigur den Leser:innen aufgrund ihres natürlichen, wilden, dabei aber herzenguten und »tüchtigen Kerns« sympathisch – allerdings unter der Bedingung, dass sie sich am Ende als belehrbar erweist. Diese Widersprüchlichkeit machte den Trotzkopf zur Identifikationsfigur und gilt als Ursache für den enormen Erfolg des Mädchen-Modells.²⁵ Dagmar Grenz verortet Rhodens Roman überzeugend in der Tradition zweier Erziehungsansätze: Einerseits halte die Autorin an der »Warn- und Strafpädagogik und der idealistisch-christlichen Auffassung vom Menschen als schwachem, fehlerhaften Wesen« fest, zugleich aber greife sie, und mit ihr die Backfischliteratur insgesamt, das modernere, romantisch geprägte Motiv der natürlich erotischen Kindfrau auf, das bereits im frühen 19. Jahrhundert von Ernst Moritz Arndt propagiert worden war.²⁶

Die wild-natürlichen Bestrebungen der Hauptfigur finden bei Rhoden nur retrospektiv und bis zu einem gewissen Grad Akzeptanz, und zwar insofern, als sie von der Autorin als erzieherisch überwindbar vorgeführt und unter dieser Voraussetzung als fehlerhaftes, aber verzeihliches Stadi-

um gekennzeichnet sind, das von einer bürgerlichen Liebesheirat, nicht aber Konvenienzehe, abgelöst und überwunden wird.²⁷ Allein unter der Bedingung, dass die Erziehungsgeschichte in die Zähmung des wilden Weibes mündet und sich die natürliche Kindfrau zur gefügigen Gattin wandelt, erscheinen ihre Charakterfehler als sanktionierbare Jugendsünden eines unreifen kleinen Mädchens.²⁸

Im Zentrum von Fontanes Ehe- und Ehebruchromanen steht von Anbeginn das Schicksal junger Mädchen und Frauen. Ilse Mackert und Effi Briest teilen die gleichen stürmischen Anlagen; doch nur Fontane erzählt, was geschieht, wenn sich weibliche Wildheit nicht in der Ehe bändigen lässt – die wilhelminische Gesellschaft verzeiht einer ›Sünderin‹ nicht, sondern verstößt sie, stürzt sie in soziales und emotionales Elend. In ihrer grundlegenden Studie zum *Trotzkopf* vermerkt Dagmar Grenz in einer Randnotiz die Verwandtschaft zwischen Ilse und Effi, und auch in ihrem Aufsatz zu den Widersprüchlichkeiten des Frauenbilds der kaiserzeitlichen Mädchenliteratur kommt sie knapp auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Entwicklungsgang der Figuren zu sprechen, die beide aus einem wohlhabenden ›gutsherrlichen‹ Milieu stammen.²⁹ Zwischen Ibsens *Nora* (1879), Fontanes *Effi Briest* (1895) und Else Urys *Studierte Mädel* (1906) sieht Grenz folgende Gemeinsamkeit:

Das Bild der Frau als spontanem, lebensfrohem Kindwesen, das ›keck gegen die gesellschaftlichen Normen verstößt [...], und die Vorstellung von dem Manne als demjenigen, der, ernst und verantwortungsbewusst, auf der Seite der Realität und den herrschenden Normen steht – diese Geschlechterpolarität prägt das Verhältnis von Mann und Frau in allen drei Werken.³⁰

Der enorme Erfolg des Trotzkopfmodells in der Mädchenliteratur liege darin begründet, dass Rhoden es schaffe, »der vom Rollenkonflikt zermürbten Frau wenigstens momentan – wenn auch nur durch den Genuß der Illusion – Befriedigung zu gewähren.«³¹ Ähnlich argumentiert auch Susanne Barth, wenn sie den Reiz der Figur auf ihr »Oszillieren zwischen Anpassung und Verweigerung« zurückführt.³²

Dass Rhodens *Trotzkopf*, und mithin die Mädchen- bzw. Backfischliteratur des 19. Jahrhunderts, von der Fontane-Forschung meines Wissens bislang nicht als relevanter diskursiver Kontext für Studien zu Fontanes Weiblichkeitsbildern identifiziert wurde, hängt vermutlich damit zusammen, dass die ›Nische‹ Kinder- und Jugendliteratur bislang kaum wahrgenommen wird – auf diesem Feld stehen weiterführende Erkundungen noch aus.

Anmerkungen

- 1 Brief an Julius Rodenberg vom 9. November 1893, zitiert nach: *Effi Briest*. GBA *Das erzählerische Werk*, Bd. 15. 1998, hier S. 408 [Sigle E]. Effi sollte zunächst Betty heißen; dies trifft auch auf Melanie (*L'Adultera*), Hilde (*Ellenklipp*), die Hauptfigur in *Stine* und Melusine (*Der Stechlin*) zu. Hinter dem adligen Pseudonym verbirgt sich eine Bürgerliche, die Bankierstochter Emilie Friedrich, geb. Kühne (1829–1885).
- 2 Zitiert wird folgende Ausgabe: Emmy von Rhoden: *Der Trotzkopf. Eine Pensionsgeschichte für erwachsene Mädchen*. 2. Auflage. Mit einem Vorwort von Franz Hirsch. Stuttgart: Verlag Gustav Weise 1885 [Sigle T]. – Zur Publikationsgeschichte des Romans vgl. Dagmar Grenz: »Der Trotzkopf« – ein Bestseller damals und heute. In: Dagmar Grenz / Gisela Wilkending (Hrsg.): *Geschichte der Mädchenlektüre. Mädchenliteratur und die gesellschaftliche Situation der Frauen*. Weinheim und München 1997, S. 115–132. Ebenso einschlägig ist Dagmar Grenz: *Mädchenliteratur. Von den moralischen belehrenden Schriften im 18. Jahrhundert bis zur Herausbildung der Backfischliteratur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart 1991. – Des Weiteren Susanne Barth: *Töchterleben seit über 100 Jahren. Emmy von Rhodens »Trotzkopf«*. In: Bettina Hurrelmann (Hrsg.): *Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur*. Frankfurt a. M. 1997, S. 270–292. Bereits Malte Dahrendorf hebt in seiner grundlegenden Studie den Modellcharakter des Trotzkopfs hervor (*Das Mädchenbuch und seine Leserin. Jugendliteratur als Instrument der Sozialisation*. 3., völlig neu bearb. Aufl., Weinheim und Basel 1978).
- 3 Vergleiche hierzu die Artikel von Anna Busch über Fontanes Bibliothek, Hugo Austs Darstellung von Fontane als Leser sowie Petra McGillens Beitrag über

Fontanes Arbeitsweise in: *Theodor-Fontane Handbuch*. Hrsg. von Rolf Parr, Gabriele Radecke, Peer Trilcke und Julia Bertschick. Berlin/Boston 2023.

4 Zum zeitgenössischen Diskurs über die »Töchterfrage« bzw. zum Thema »Töchterleben« der bürgerlichen »höheren Töchter«, ihrem Bildungs- und Erwerbsleben in der Kaiserzeit vgl. Barth 1997, wie Anm. 2, S. 276 f. Von Rhoden verstarb kurz vor Erscheinen ihres Romans. Aufgrund des riesigen Erfolgs überzeugte ihr Verleger ihre Tochter, Else Wildhagen, unter dem Pseudonym der Mutter Fortsetzungen zu schreiben, die ebenfalls Bestseller wurden: *Trotzkopfs Brautzeit* (1892), *Aus Trotzkopfs Ehe* (1895) und *Trotzkopfs Nachkommen* (1930). Weitere Autorinnen sprangen später auf den Trotzkopf-Zug auf: 1895 erschien der Roman *Frau Ilse* von Doris Mix, die von Wildhagen des Plagiats bezichtigt wurde. Die Niederländerin Suze La Chapelle-Roobol verfasste *Trotzkopf als Großmutter* (1905), Maria Mancke (Pseudonym Marie von Felseneck) veröffentlichte *Trotzkopfs Erlebnisse im Weltkrieg* (1916) und *Trotzkopf heiratet* (1919). Nachdrucke, Hörspielfassungen, Filme, diverse Adaptionen und gekürzte Neufassungen wurden bis in die 1980er-Jahre produziert und sind teils bis heute erfolgreich.

5 Zur Modellhaftigkeit des Trotzkopf-Typus bis in die Gegenwart wie auch zum Genre Mädchenliteratur und Backfischliteratur vgl. Grenz 1997, wie Anm. S. 2. – Grenz weist auch auf erste Ansätze einer »alternativen«, emanzipierten und engagierten Mädchenliteratur der Zeit hin.

6 Grenz 1997, wie Anm. S. 2.

7 Abgebildeter Band sowie bibliografische Angaben: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg: <https://t1p.de/eng30> (Abrufdatum: 22.3.2014); Exemplar ohne Titelblatt, enthält Verlagswerbung aus dem Jahr 1896.

8 Bettina Kümmerling-Meibauer: *Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Ein Internationales Lexikon*. Band I. Stuttgart/Weimar 2004, S. 913. Körperliche Züchtigung ist in dem in der Tradition eines humanen, spätaufklärerischen Erziehungsdenkens stehenden Werkes bereits abgeschafft.

9 Dagmar Grenz ordnet den Roman der Unterhaltungsliteratur seiner Entstehungszeit zu, rückt ihn aber »heute in Nähe der Trivilliteratur« (wie Anm. 2, S. 120). Klaus Maiwald nennt den Roman trivial und kitschig, stellt aber zugleich dessen starke »symbolhafte Requisiten« heraus (Räume, Blumen, Vögel, Abendsonne etc.) und erkennt ihm einen Klassikerstatus zu. Trivial und hochideologisch sei der Roman insofern, als er ausblendet, dass auch »Nonnen und Amazonen Frauen« seien und die Autorin »große Teile der sozialen Wirklichkeit« ignoriert. Klaus Maiwald: *Große Werke der Literatur*. Band X. *Eine Ringvorlesung an der Universität Augsburg 2006/07*. Hrsg. von Hans Vilmar Geppert und Hubert Zapf. Francke 2007, hier S. 54.

10 Barth, wie Anm. 2, S. 282. Die Vorsteherin sei das »Zerrbild einer Lehrerin, auf dessen Folie sich die Illusion eines glücklichen Lebens als Ehe-, Hausfrau und Mutter noch verlockender ausnehmen muss.« (ebd.)

11 An Hans Hertz berichtet Fontane in einem Brief vom 2. März 1895, ein Mädchen, das er im Hotel Zehnpfund in Thale gesehen hat, habe ihn zu Effis Kostüm inspiriert. Vgl. hierzu den Kommentar von Christine Hehle in *Effi Briest*, wie Anm. 1, S. 409.

12 Barth, wie Anm. 2, S. 286. Über den Status dieser vielfach beobachteten Unterschwelligkeit von Erotik (auktorial, figurengeliebt, leserseitig, rein symbolisch?) klärt Barth nicht auf.

13 Eine Postkarte, die Fontane als Vorbild gedient haben könnte, ließ sich im Zuge von Recherchen bislang nicht ermitteln.

14 Siehe auch die oben im Zusammenhang mit dem Aspekt ihrer Knabenhaftigkeit bereits zitierte Textstelle.

15 Die Russin muss allerdings auch als abschreckendes Beispiel einer »Emanzipierten« herhalten (T 101).

16 In *Quitt* sehen Lehnert und L'Hermitte nachts ein Gespenst vor dem Fenster.

17 Die dilettierende Jungautorin – unverkennbar eine selbstironische Karikatur – liest unter anderem Auszüge aus ihrer rührseligen Novelle *Das Schmerzensopfer*. Darin sitzt ein Mädchen namens Aurora mit »Vergissmeinchtaugen« allein bei Sturm am Meer, blickt schaukelnden Schiffen auf hohen Wogen hinterher und weint sich die Augen über ihren Liebsten aus, wohl wissend, dass sie *nicht* sterben wird (T 78). Als Ilse sich in Leo Gontrau verliebt, liest sie mit glühenden Wangen Chamisso's Lieder und gibt dieser Lektüre die Schuld an ihrem Zustand (T 172). Mit *Trotzkopfs Brautzeit* (1892) schreibt Else Wildhagen die Geschichte der Internatsfreundinnen fort, ganz im Sinne des Originals: Flora bekommt einen Auftritt als überspannte Ehefrau eines prosaischen Arztes. Zum Leidwesen ihrer Freundinnen verfasst sie immer noch stümperhafte Lyrik. Aufgrund ihrer Ablehnung alles Materiellen und der Idealisierung höherer poetischer Ambitionen vernachlässigt Flora ihre Pflichten als Stiefmutter seiner Kinder aus erster Ehe und als Hausfrau, so dass ihre glücklose Ehe ebenso vertrocknet wie die Blumen im Fenster. Zu Ilse's Entsetzen flirtet Flora mit einem Referendar, der ihre pathetisch-poetischen Ergüsse zu schätzen weiß, sich aber als Teufel entpuppt, denn er hat sich aus rein finanziellem Interesse mit einem reichen Mädchen verlobt, das er

nur vorgibt zu lieben. Gewissermaßen zur Strafe stirbt Floras Gatte; dieser Schicksalsschlag lässt sie zur reuigen, verantwortungsvollen Witwe heranreifen. Ilse indessen gelangt am Beispiel Floras zu der Einsicht, dass ihr Lebensglück nur darin bestehen kann, ihrem Leo eine gefügige Ehefrau zu werden. Zu Beginn von *Trotzkopfs Brautzeit* hatte Ilse ihren Verlobten zunächst trotzköpfig verlassen, weil er ihr für die Ehezeit langweilige Besuche bei alten Damen in der Provinz in Aussicht gestellt hatte. Diese Kaffeekränzchen hält Leo, dieser »Traumschwiegerson für Töchter und deren Mütter im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts«, aufgrund seiner gesellschaftlichen Stellung als Beamter für unabdingbar (Barth 1997, wie Anm. 2, S. 271). In diesem Punkt ähnelt *Trotzkopfs Brautzeit* den Gepflogenheiten in *Effi Briest*: Auch Effi hat keine Lust auf Pflichtbesuche beim örtlichen Adel von Kessin, aber Innstetten verlangt ihr diese im Namen seiner gesellschaftlichen Stellung ab. – Die aufmüppige Ilse absentiert sich vorübergehend von Leo und sucht Zuflucht bei der frisch verheirateten Nellie, wo sie auch Einblick in die mehr oder weniger vorbildhaften Ehen der anderen Pensionsfreundinnen (Flora, Rosa, Orla) erhält und ihre Auflehnung gegen die Pflichtbesuche als Charakterfehler zu begreifen beginnt. Am Ende unterwirft sie sich Leos Forderungen und kehrt reumütig in seine Arme zurück. Damit wiederholt und variiert Wildhagen mit *Trotzkopfs Brautzeit* den Erziehungsplot des Erstlings ihrer Mutter – Auszug und Heimkehr des Trotzkopfes, zeitlich begrenzt auf die Verlobungsphase, an dessen Ende die märchenhafte Hochzeit steht. Der Weg zur Kirche ist mit Rosen bestreut.

18 Effi stellt sich den Kuss mit Hulda nur vor. Als gebürtige Engländerin spricht Nellie gebrochenes Deutsch.

19 Vgl. hierzu ausführlicher Sophia Wege: *Metaphysischer Realismus*. Arthur

Schopenhauers Willensphilosophie im Erzählwerk Theodor Fontanes. Boston/ Berlin 2023 (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 15).

20 Gisela Wilkending: *Man sollte den Trotzkopf noch einmal lesen*. In: Grenz/ Wilkending 1997, wie Anm. 2, S. 123–139, hier S. 126. Die ödipalen Züge von Ilses Beziehung zum Vater sind nicht von der Hand zu weisen, allerdings kann man Wilkending's freudianischer Deutung nicht in allen Einzelheiten folgen.

21 Die Zeichnung der Nebenfiguren wirkt insgesamt typisiert, aber nicht farblos, sondern unterhaltsam und teils gewitzt (so auch Barth, wie Anm. 2, S. 288).

22 Im Medaillon verbirgt sich ein Miniaturbild des Gemäldes der Ehebrecherin von Tintoretto.

23 Der *Werther* stand im Verdacht, beim weiblichen Publikum eine schändliche Lesewut zu entfachen. Das Gefühlspathos des empfindsamen Romans widersprach den nach wie vor gültigen Vorstellungen einer moralisch-sittlichen Vernunftziehung auch für Mädchen; vgl. hierzu Dagmar Grenz: *Von der Nützlichkeit und der Schädlichkeit des Lesens. Lektüreempfehlungen in der Mädchenliteratur des 18. Jahrhunderts*. In: Grenz/ Wilkending, wie Anm. 2, S. 15–35.

24 Die überraschend positiv gezeichnete »Emanzipierte« (T 158) taucht in *Trotzkopfs Brautzeit* (1893) wieder auf: Orla möchte Medizin studieren und Doktorin werden, heiratet dann aber erstmal einen Arzt, der (immerhin) anbietet, ihr beim Examen behilflich zu sein (vgl. hierzu auch Wilkending, wie Anm. 20, S. 135).

25 Und zwar insofern der Roman einer »größere[n] Liberalität gegenüber dem Mädchen, das noch nicht angepasst ist«,

mehr Raum gewähre. Trotz ihrer ›unweiblichen‹ Eigenschaften werde sie nicht als unsympathisch dargestellt. Dies stünde im Gegensatz zu früherer Mädchenliteratur, wo »Mädchen mit solchen Eigenschaften moralisch aufs Höchste verurteilt wurden.« (Grenz, wie Anm. 2, S. 116). Insbesondere die Erzähltechnik – personales Erzählen nah an der Perspektive der Hauptfigur, wenn auch mit kommentierenden Unterbrechungen durch eine auktoriale Erzählstimme – trage zur Identifikation der Leserinnen mit der Hauptfigur bei. Diese Technik sei im Rahmen der Mädchenliteratur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Novität (Barth, wie Anm. 2, S. 290). Bereits Dahrendorf sieht in der konsequenten Subjektivierung eine Ursache für den Erfolg des Romans (wie Anm. 2, S. 127). Auch hinsichtlich dieser Erzählperspektive ähnelt *Effi Briest* Rhodens Roman.

26 Grenz, wie Anm. 2, S. 119. Grenz verweist auf *Fragmente der Menschbildung* (1805) und *Briefe an Psychidion, oder: Ueber weibliche Erziehung* (1819). Der Frage, inwieweit Arndts Schriften auch Fontanes Verständnis von Natürlichkeit erhellen könnten, werde ich in einer gesonderten Studie nachgehen. Bereits Arndt verwendet den Vogel als Symbol für die erotische Komponente der Natürlichkeit des Weiblichen, die allerdings nur dem Ehemann zugeordnet sein darf (Wilkending, wie Anm. 20, S. 203).

27 Barth resümiert das Schicksal der höheren Töchter: »Wenig Chance auf eine Versorgungsehe, noch weniger Chancen auf eine Liebesehe, Ablehnung der Konvenienzehe, dagegen die Aussicht auf ein Dasein als ›alte Jungfer‹ oder – um dem zu entgehen – die Aufnahme einer Ausbildung bzw. Erwerbstätigkeit mit der Konsequenz, auch ökonomisch Selbstverantwortung übernehmen zu müssen. [...] Der Mythos Ilse bestätigt die bürgerlichen Idealvorstellungen von Liebe und Ehe.

Er muß die Leserinnen zur Flucht vor der eigenen Wirklichkeit geradezu eingeladen haben.« (Barth, wie Anm. 2, S. 278)

28 Für Barths Einschätzung, wonach Ilses Zählung »nur Oberfläche« bleibt und die Protagonistin sich nicht grundsätzlich wandle (wie Anm. 2, S. 286), sehe ich keine Belege im Text. Dass Ilse ihre Naschhaftigkeit nicht ablegt, lässt nicht notwendig darauf schließen, dass sie auch im Bereich der Sexualität ihre ›sündhafte‹ Natur auslebt. Vielmehr lässt Rhoden ihre Heldin durch diese harmlosen Schwächen nur menschlicher und nahbarer erscheinen, was das Identifikationspotenzial steigern dürfte. Die inneren Hürden, die Ilse unablässig nehmen soll, dienen der Autorin dazu, das Ideal weiblicher Anpassung auf der Plot-Ebene dramaturgisch spannend zu inszenieren und auf diese Weise in einem klassischen ›Bewährungs- und Überwindungsnarrativ‹ zu plausibilisieren, ja pädagogisch zu zementieren – in etwa so, wie Jesus einer Reihe von Versuchungen ausgesetzt wird, um seine Heiligkeit umso glaubwürdiger unter Beweis zu stellen.

29 Grenz, wie Anm. 2, S. 127 sowie dies.: »Das eine sein und das andere auch sein...«. *Über die Widersprüchlichkeit des Frauenbildes am Beispiel der Mädchenliteratur*«. In: Grenz/Wilkending, wie Anm. 2, S. 197–251, hier S. 213. Dahrendorf stellt den Roman zwar in die Tradition bürgerlichen Erzählens, verortet aber die Familie Macket im »Milieu des Landadels und der Gutsbesitzer oder vornehmer Ruheständler.« (wie Anm. 2, S. 126).

30 Ebd., S. 213.

31 Ebd.

32 Barth 1997, wie Anm. 2, S. 271.

Fontanes Militärzeit

Steffan Druschke

Es krankt, seit des Gefreiten Schere
 Mir meine Locken fortgeputzt,
 Mein Flügelpferd an einer Schwere,
 Als wär es mit mir zugestutzt.

Diese wohl in den ersten Wochen des Militärdienstes von Theodor Fontane im Jahre 1844 entstandene Anfangsstrophe seines Gedichtes *Als Grenadier*¹ will so gar nicht zu dem passen, was er 50 Jahre später in seiner Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig*² über seine Zeit »Bei Kaiser Franz« erzählt. Jener Buchabschnitt, genauer gesagt dessen 1. und 3. Kapitel, erzeugt beim Leser eher das Bild einer gemütlichen Episode seines Lebens: Die militärischen Vorgesetzten bringen ihm, dem Einjährig-Freiwilligen, überwiegend Wohlwollen und Verständnis entgegen, während er sein Zivilleben jenseits des täglichen Dienstes fortführen kann, mit eigener Wohnung in der Nähe der Kaserne und Gelegenheiten zur Geselligkeit. Letzteres gilt auch für seine Teilnahme an Sitzungen des literarischen Sonntagsvereins *Tunnel über der Spree*,³ in den Fontane im Juli 1843 von seinem Freund Bernhard von Lepel als Gast eingeführt worden war und ab September 1844 auf Vorschlag Wilhelm von Merckels Mitglied wurde.

Aber ebenso wie im *Tunnel*, so musste Fontane erst recht beim Militär *äußerlich* Abschied nehmen von seinen politischen Idealen, von Gedanken an Freiheit, Demokratie und vereinigttem Vaterland,⁴ die seine Jugend bis dahin bestimmt hatten. *Innerlich* blieb er freilich dabei und gab diese erst nach dem Scheitern der 1848er-Revolution und unter dem Druck der Verhältnisse auf. Seine Militärzeit markiert das Ende seiner Wanderjahre als Apotheker, die ihn nach Burg, Leipzig und Dresden geführt hatten. Ob dahinter die Absicht gestanden hatte, seinen Militärdienst erst so spät wie möglich anzutreten oder vielleicht sogar ganz zu umgehen, lässt sich nur vermuten. Zwar hatte er von Kindheit an ein Faible für alles Militärische, für ihn persönlich war dieser Dienst aber offenbar nichts als lästige Pflicht.

Fontanes Schilderungen seines Militärdienstes werfen heute allgemeine Fragen auf, die sich nur aus den damaligen Verhältnissen erklären lassen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit soll hier der militärische Alltag der Wehrpflichtigen, speziell der Einjährig-Freiwilligen, zu denen auch Fontane gehörte, in Preußen um 1845 näher betrachtet werden, ebenso wie die allgemeinen Verhältnisse zu jener Zeit, soweit diese damit im Zusammenhang standen. Zudem sollen Fontanes Äußerungen zu seiner Militärzeit mit Hilfe zeitgenössischer Quellen ergänzt werden, um Zusammenhänge sichtbar zu machen und eventuelle Widersprüche zu klären, soweit das möglich ist.

Als Fontane 1844 seinen Militärdienst antrat, wurde Preußen (seit 1840) von König Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) als absolut herrschendem Monarchen regiert. Mit seinem Regierungsantritt war im Volke die Hoffnung verbunden, dass er das Verfassungsversprechen seines Vaters Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) umsetzen würde. Die erste Regierungsphase des Königs war denn auch anfänglich von Zugeständnissen geprägt (Lockerungen der Zensur, eine Amnestie politisch Verfolgter und eine Versöhnung mit der katholischen Bevölkerung). Aber bald wurde klar, dass der König von Preußen mit diesen Maßnahmen eher beabsichtigte, der Forderung nach einer preußischen Verfassung den Boden zu entziehen.

Der König residierte im Königlichen Schloss zu Berlin (Berliner Stadtschloss – heute als Humboldt-Forum wiederaufgebaut) und im Sommer in seinen Potsdamer Schlössern. Eine Hauptstütze seiner Herrschaft war das Gardekorps,⁵ also die Eliteeinheiten der Königlich Preussischen Armee, die etwa ein Zehntel des stehenden Heeres umfassten. Das Gardekorps bestand seit 1814; die Gardetruppenteile der Preussischen Armee hatten grundsätzlich ihre Garnison in der preussischen Haupt- und Residenzstadt Berlin, der Residenz Potsdam sowie in Städten und Gemeinden in deren Nähe.

Berlin hatte zu jener Zeit mehr als 350.000 Einwohner, von denen ca. 19.000, also rund 5% der Bevölkerung, Militärangehörige waren. Der Kern Berlins, etwa 12,5 km² Fläche einnehmend, war um diese Zeit noch immer von einer Stadtmauer umfasst, vor deren Toren sich allerdings schon relativ große, wenn auch dünn besiedelte Vorstädte entwickelt hatten. – Heutige Ortsteile Berlins, wie Charlottenburg, Spandau und Köpenick, waren eigenständige Städte und lagen in gewisser Entfernung von der Hauptstadt. – Außerhalb der Ringmauer, vor dem Potsdamer Tor, befand sich auch der Bahnhof der im Jahre 1838 eröffneten Berlin-Potsdamer Eisenbahn.⁶ Weitere Bahnverbindungen folgten; Ende 1844 bestanden bereits Strecken bis nach Stettin, Frankfurt/Oder, Dresden und Hannover.⁷ Auch deren Bahnhöfe – außer dem Frankfurter, dem heutigen Ostbahnhof – lagen vor den Toren Berlins.

Die Stadt- oder Ringmauer, bereits von König Friedrich Wilhelm I., der Preußen von 1713 bis 1740 regierte, als Palisadeneinfriedung errichtet, spä-

ter massiv erneuert und teilweise nach außen verlegt, diente ihrem Zweck nach weniger der Verteidigung gegen äußere Feinde. Zuerst als Hindernis für Deserteure aus der Berliner Garnison gedacht, diente sie dann der allgemeinen Zu- und Ausgangskontrolle von Bewohnern und Reisenden, vor allem der Erhebung von Zöllen und der »Akzise« genannten Verbrauchssteuer, die die Einwohner auf bestimmte Waren zu entrichten hatten. Die Tore fungierten als Kontrollpunkte und haben sich – bis auf das Brandenburger Tor – nur noch dem Namen nach als Ortsbezeichnungen in Berlin erhalten, ebenso wie die Flusssperren der Spree, damals als Oberbaum und Unterbaum bezeichnet.⁸

Seit 1808 bestand in Preußen die allgemeine Wehrpflicht. Jeder preußische Untertan war (bis auf wenige Ausnahmen) demnach verpflichtet, zum Schutz des Thrones und des Vaterlandes die Waffen zu führen, und dafür in das Heer einzutreten. Die Militärflicht begann mit dem 20. und endete mit dem 39. Lebensjahr. Von diesen 19 Jahren gehörte der zur Fahne Berufene fünf Jahre dem stehenden Heer an, trat hierauf zum 1. Aufgebot der Landwehr über, in welchem er sieben Jahre verblieb; danach war er dem 2. Aufgebot der Landwehr angehörig. Mit 40 Jahren ging er zum Landsturm über, welcher alle waffenfähigen Männer vom 17. bis zum 50. Lebensjahr aufnahm, die nicht dem stehenden Heer oder der Landwehr angehörten. Das 1. Aufgebot der Landwehr verstärkte das stehende Heer im Kriegsfall; das 2. Aufgebot diente der Verteidigung von inländischen Befestigungen; der Landsturm schließlich bildete die örtliche Heimatverteidigung für den Fall, dass feindliche Truppen in das Staatsterritorium eingedrungen waren.

Die aktive Dienstzeit im stehenden Heer betrug bei der Linien-Infanterie⁹ zwei Jahre, bei der Garde-Infanterie und den übrigen Waffen jedoch drei Jahre; die übrige Zeit war der Dienstpflichtige zur Reserve in seine Heimat entlassen, wobei ihm die Verpflichtung oblag, zu seinem Truppenteil zurückzukehren, sobald er hierzu einberufen wurde, um diesen bis zur Kriegsstärke zu komplettieren. Um die Erfüllung der Wehrpflicht sicher zu stellen, gab es in Preußen ein ausgeklügeltes System der Erfassung aller Dienstpflichtigen. Zurückgestellt vom Wehrdienst wurde nur in ganz bestimmten Härtefällen, z. B. um einer Familie nicht deren einzigen Ernährer zu entziehen.¹⁰

Wehrpflichtige konnten aber auch freiwillig in das Heer eintreten. Neben länger und auf Beförderung Dienenden (Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten) gab es für »wissenschaftlich gebildete junge Leute« (dazu zählte auch eine höhere Schulbildung)¹¹ mit entsprechenden Nachweisen und nach Prüfung auch ihrer körperlichen Tauglichkeit durch dazu bestimmte Kommissionen die Möglichkeit, nur *ein* Dienstjahr im stehenden Heer zu absolvieren. Diese Einjährig-Freiwilligen mussten allerdings ihre Bekleidung und Verpflegung aus eigenen Mitteln bestreiten. Sie konnten den Truppenteil, in dem sie ihre Dienstzeit ableisteten, frei wählen. Einjährig dienende

Ärzte, Apotheker und andere Spezialisten konnten die Dienstpflicht auch in ihrem Fach erfüllen.¹²

Die den Einjährig-Freiwilligen gewährte Vergünstigung der kürzeren Dienstzeit bezweckte, junge gebildete Leute in ihrer bürgerlichen Laufbahn durch die Militärpflicht so wenig als möglich zu behindern; man ging davon aus, daß der gebildete Mann sich in kürzerer Zeit die militärischen Fähigkeiten und Kenntnisse aneignen würde als der weniger Gebildete. Die Einjährig-Freiwilligen sollten aber nicht nur den Dienst des Gemeinen und Unteroffiziers erlernen, sondern während ihres Dienstjahres auch Grundkenntnisse für den Einsatz als künftige Landwehr-Offiziere erhalten. Zu diesem Zweck wurden sie einigen dazu bestimmten Offizieren zur vertiefenden Ausbildung unterstellt. Die Einjährig-Freiwilligen konnten – bei entsprechenden Kenntnissen und Diensteifer – nach 3 Monaten Dienstzeit zu Vize-Unteroffizieren befördert und nach 6 Monaten zu Unteroffizieren ernannt werden. Zu ihren Vergünstigungen zählte man übrigens auch, daß sie von Offizieren und Unteroffizieren mit »Sie« angeredet wurden – die normalen, als »Gemeine« bezeichneten Soldaten wurden also offenbar geduzt.

So weit zur Theorie, wie man sie dem einschlägigen zeitgenössischen Handbuch zu den *Grundzügen des Heerwesens und Infanteriedienstes der Königlichen Preußischen Armee* aus dem Jahre 1845 von Anton von Witzleben entnehmen kann (siehe Anm. 10).

Fontane selbst schreibt in *Von Zwanzig bis Dreißig*: »Die Freiwilligen in meinem Bataillon, wie beim Regiment überhaupt, waren lauter reizende junge Leute; die militärische Geltung jedoch, deren sich die gesamte Freiwilligenschaft damals erfreute, war noch eine sehr geringe. Das änderte sich erst [...] viele Jahre später [...].«¹³ Und schon in Fontanes Bericht über seine erste englische Reise während seiner Militärzeit, der offenbar kurz nach seiner Rückkehr verfasst wurde, liest man gleich eingangs: »Ich war auf Königswache. Andren Tages sollte große Parade sein, und wie gewöhnlich unter solchen Umständen, mußte der Schund aller Regimenter (aus den Lahmen, den Schneidern und den Freiwilligen der Garnison bestehend) den Wachtdienst leisten.«¹⁴ – Solche Aussagen stehen natürlich im Widerspruch zu der Zielsetzung, aus den Freiwilligen künftige Landwehr-Offiziere heranzubilden. Gut möglich, dass sich der aktive Offizier Anton von Witzleben auch deshalb zu seinem Buch veranlasst sah, weil die militärischen Vorschriften mit der Praxis nicht bzw. nicht immer in Übereinstimmung standen. Im Vorwort zu seinem Handbuch führt Witzleben aus:

Das vorliegende Werk ist vorzugsweise bestimmt, den einjährigen Freiwilligen als Handbuch bei ihrer Ausbildung zu Landwehroffizieren zu dienen; genügt es aber diesem Zwecke, so dürfte sein Erscheinen auch den Offizieren der Landwehr und vielleicht auch einzelnen Offizieren des stehenden Heeres, namentlich denen, welche mit der Führung der Freiwilligen beauftragt sind, nicht unwillkommen sein.¹⁵

Der Buchautor, August von Witzleben¹⁶ war übrigens zu Fontanes Dienstzeit Premier-Lieutenant im gleichen Regiment – und ein alter Bekannter aus dem Herbst 1831. In den Kindheitserinnerungen Fontanes kann man über ihn lesen:

Gleich danach aber sah ich, wie der Hauptmann einen jungen Offizier, der kaum zwanzig sein mochte, heranrief und mit diesem ein paar Worte wechselte. Dieser junge Offizier [...] hieß von Witzleben und war der Sohn des Obersten von Witzleben, der [...] unter dem Namen A. W. Tromlitz seine im Walter-Scott-Stil gehaltenen Romane schrieb. [...] sein Sohn aber wurde später mein besonderer Gönner, eine Gönnerschaft, der er in dem von ihm redigierten Militär-Wochenblatt in anerkennenden Worten über meine die Kriege von 1864, 66 und 70 behandelnden Bücher Ausdruck gab. Er ist darin, als Militär, einzig dastehend geblieben [...].¹⁷

Nur am Rande sei bemerkt, dass diese anerkennenden Worte aus der Feder Witzlebens nicht nachweisbar sind, lediglich deren Veröffentlichung im *Militär-Wochenblatt*, an dem Witzleben nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Militärdienst ab 1873 bis zu seinem Tode 1880 als Redakteur tätig war.¹⁸

Blicken wir kurz zurück auf Theodor Fontanes Zeit vor seinem Militärdienst: Er hatte am 30. Dezember 1839 seinen 20. Geburtstag und wurde somit wehrpflichtig. Im Januar 1840 schloss er seine Lehre als Apothekergehilfe in Berlin ab. Zunächst verschwendete er offensichtlich keinen Gedanken an den Militärdienst. Nach Apothekerjahren in Burg, Letschin, Leipzig und Dresden schreibt er über das nahende »Militärjahr, das abzumachen höchste Zeit war«:

Schon im Oktober, als ich von Leipzig nach Hause zurückreiste, hatte ich mich in Berlin beim Franz-Regiment gemeldet,¹⁹ und Ostern 44 war zu meinem Eintritt bestimmt worden. Dieser Termin war jetzt vor der Tür. Ich [...] machte mich nach Berlin hin auf den Weg, um bei dem vorgenannten Regiment mein Dienstjahr zu absolvieren.²⁰

Wie dringlich die Ableistung des Militärdienstes im 24. Lebensjahr Fontanes inzwischen geworden war, machen die Aufzeichnungen Witzlebens deutlich:

Es steht dem in wissenschaftlicher wie in körperlicher Beziehung für tauglich Befundenen frei, mit der Erfüllung der Dienstpflicht bis zum 1. October des Jahres zu warten, in welchem er das 23ste Lebensjahr erreicht. Hat derselbe aber bis zu dieser Zeit seiner einjährigen Dienstpflicht nicht genügt, so wird er von der Kreis-Ersatz-Commission sofort zum dreijährigen Dienst eingestellt.

In einer Fußnote ergänzt er: »Ausnahmsweise wird dies auch von den Oberpräsidien bis zum 26ten Lebensjahre gestundet.«²¹ Und von dieser Ausnahmeregelung machte Fontane Gebrauch, wie der überlieferte Schriftverkehr

mit den zuständigen Behörden zeigt.²² – Ursprünglich war es Fontanes Absicht gewesen, als Militärpharmazeut seiner Dienstpflicht zu genügen. Nachdem seine Erkrankung 1842 den Dienstantritt verhindert hatte, war sein Eintritt in die »Dispensieranstalt zu Coblenz«²³ auf den 1. Oktober 1843 festgesetzt worden. Er wurde dann aber doch Soldat mit der Waffe²⁴ und zwar in derselben Einheit, in dem sein Freund Bernhard von Lepel Offizier war. Der Verbleib in Berlin hatte für Fontane viele Vorteile, und es ist zu vermuten, dass Freund Lepel dabei zu seinen Gunsten agierte.

»Kaiser Franz« – das ist Fontanes Kürzel für das Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment (ab 1860: Nr. 2) des Preußischen Heeres. Es wurde 1824 gegründet und nach seinem ersten Chef benannt. Chef war der preußische terminus technicus für einen Regimentsinhaber, einer reinen Ehrenbezeichnung, und nicht zu verwechseln mit dem jeweiligen Regimentskommandeur. Das Regiment war »auf ewig« benannt nach Franz I., Kaiser von Österreich, der bereits 1835 verstorben war; der Posten des Regimentschefs ging nach dem Willen König Friedrich Wilhelms III. von Preußen automatisch an den jeweiligen Kaiser von Österreich über. Von 1835 bis 1848, also auch zu Fontanes Militärzeit, war daher Kaiser Ferdinand I. von Österreich Regimentschef. Der geistig leicht behinderte Monarch trug den Beinamen »Ferdinand der Gütige«, was zynische Wiener später, während der 48er-Revolution als »Gütinand der Fertige« verballhornen sollten.²⁵ Die Geschichte dieses Regiments bis 1874 – also auch den hier behandelten Zeitabschnitt der Jahre 1844 und 45 umfassend – hat L. von Puttkamer, Premier-Lieutenant, »im Auftrage des Regiments« in einem Buch²⁶ zusammengestellt. Darin hat der Autor u. a. für die Jahre 1824 bis 1874 in jeweils 10-jährigem Abstand die sog. Ranglisten, enthaltend Namen, Dienstgrade und z. T. Funktionen der Offiziere, Ärzte und Unteroffiziere (soweit letztere in herausgehobener Dienststellung waren) veröffentlicht. Somit liegt uns für das Jahr 1844, dem Jahr des Eintritts Fontanes in das Regiment, eine solche Rangliste vor. Fontane schreibt:

Die drei Bataillone des Kaiser-Franz-Regiments lagen damals in drei verschiedenen Kasernen: das erste Bataillon unter Vogel von Falckenstein in der Kommandantenstraße, das Füsilier-Bataillon unter Major von Arnim in der Alexanderstraße, das zweite Bataillon unter Major von Wnuck in der Neuen Friedrichsstraße. Regimentskommandeur war Oberst von Hirschfeld [...].²⁷

Die Rangliste für das Jahr 1844²⁸ stimmt mit diesen Angaben nur zum Teil überein: Es weist als Kommandeur des zweiten Bataillons, dem Fontane zugeteilt wurde, einen Major von Geusau aus. Ein *Oberst* von Wnuck wird dagegen als »aggregirt« und Commandant von Weichselmünde aufgeführt. Dieser, Carl Wilhelm von Wnuck (1788–1863), kam 1840 als Major zum Kaiser Franz Grenadier-Regiment und wurde hier Kommandeur des 2. Bataillons. 1841 wurde er zum Oberst-Lieutenant befördert. Am 30. März 1844

ernannte man ihn, unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst, zum Kommandanten von Weichselmünde; am 2. April wurde ihm gestattet, die Uniform des Kaiser Franz Grenadier-Regiments beizubehalten, außerdem sollte er bei demselben als aggregiert geführt werden.²⁹

Anscheinend gibt es hier also Widersprüche zu Fontanes Darstellung – und übrigens auch zur *Fontane-Chronik* für den 1. April 1844.³⁰ In letzterer ist zu lesen: »[E]r [Fontane] meldet sich bei Bataillonskommandeur Major Wilhelm von Wnuck in der Kaserne [...]; bereits zum 1. 4. 44 wird Wnuck von Major Ferdinand Freiherr von Ledebur, einem Bruder des später mit Fontane bekannten Leopold von Ledebur, abgelöst«. – Klären wir zunächst den Begriff »aggregirt«. Ein zeitgenössisches Militärlexikon³¹ führt dazu aus: »Aggregiren ist das Zutheilen eines Offzrs. etc. behufs Dienstleistung zu einem Truppentheil, ohne ihn in dessen Etat einzustellen. Die Besoldung muss also in anderer Weise geregelt werden.« Und in einem Konversationslexikon des ausgehenden 19. Jahrhunderts heißt es dazu: »Aggregieren (lat.), zugesellen; militärisch: einem Truppenkörper, in dem bereits die etatsmäßigen Offizierstellen besetzt sind, Offiziere als überzählig zuteilen. Der aggregierte Offizier genießt in der Regel das volle Gehalt seiner Charge und trägt die Uniform des Truppenteils.«³² In Wnucks Fall war es so, dass dieser auch als Kommandant von Weichselmünde dem Kaiser Franz Grenadier-Regiment aggregiert blieb; offensichtlich ist also daraus nicht die Anwesenheit des Betreffenden im Truppenteil abzuleiten, so dass die Frage, wie lange er tatsächlich noch beim Bataillon verblieb, ungeklärt bleibt.

Der geschilderte Antrittsbesuch Fontanes bei seinem Bataillonskommandeur von Wnuck³³ dürfte schon vor Fontanes Dienstantritt am 1. April 1844 gemacht worden sein (vielleicht sogar im Oktober 1843; s. o.). Es ist wohl anzunehmen, dass das Einkleiden, auf das im Weiteren noch näher eingegangen werden soll, einen gewissen Zeitvorlauf erforderte und Fontane auch deshalb schon vorher in die Kaserne ging. Damit wäre erklärbar, dass Wnuck bei Fontanes Besuch als Bataillonskommandeur fungierte, allerdings nicht mit dem Dienstgrad Major, sondern Oberst-Lieutenant. Vielleicht verblieb dieser aber noch einige Zeit in seiner bisherigen Dienststellung, bis er seine neue Stelle als Kommandeur von Weichselmünde antrat. Sein dortiger Vorgänger, Oberst von Wegern, hatte am 14. März d. J. seine Abschiedsbewilligung erhalten,³⁴ was nicht ausschließt, dass die Übergabe an seinen Nachfolger nicht sofort erfolgte. Denn alle Datumsangaben in den damaligen Veröffentlichungen zu den Veränderungen in der Armee beziehen sich offensichtlich auf den jeweiligen Erlass, nicht jedoch auf dessen Vollzug.

Als Bataillonskommandeur abgelöst wurde Oberst von Wnuck durch Major von Geusau; der von Fontane als Nachfolger Wnucks bezeichnete Ledebur³⁵ (die Beförderung des vormaligen Hauptmanns war gerade erst – am 30. März – erfolgt³⁶) fungierte 1844 und 1845 als Stabsoffizier des Regiments.³⁷

Es ist jedoch durchaus möglich, dass Ledebur den Bataillonskommandeur Geusau vertreten musste, weil dieser, der eben erst (am 30. März) vom 4. Garde-Landwehr-Regiment zum Kaiser Franz Grenadier-Regiment versetzt worden war,³⁸ seinen neuen Dienst nur kurz ausgeübt hatte – schon am 18. Juni erhielt er seine Abschiedsbewilligung.³⁹ Gorszkowki hat uns in seinem Buch über das Regiment⁴⁰ eine »Abgangs-Liste der Offiziere« für die Jahre von 1815 bis 1853 überliefert, in der für das Jahr 1844 (unter der lfd. Nr. 199) folgender Eintrag zu finden ist: »Major von Geusau. Mit dem Character als Oberst-Lieutenant, der Erlaubniß die Regiments-Uniform ohne active Dienstzeichen [zu tragen] und der gesetzlichen Pension verabschiedet.«⁴¹ Diese doch überraschende Verabschiedung könnte auf Geusaus Dienstunfähigkeit, vielleicht aufgrund einer schweren Erkrankung, hindeuten. Zu seinem Ersatz wurde Major von Bequignolles, vordem beim 3. Garde-Landwehr-Regiment, am 11. Juli in das Kaiser Franz Grenadier-Regiment einrangiert;⁴² in der Rangliste 1845 erscheint er denn auch – seit 22. März 1845 zum Oberst-Lieutenant befördert⁴³ – als Kommandeur des 2. Bataillons.⁴⁴

Bevor weitere Einzelheiten beleuchtet werden, soll nach Witzlebens Handbuch von 1845 ein kurzer Überblick über Aufbau und Stärke eines Garde-Grenadier-Regiments gegeben werden.⁴⁵ Demnach bestand ein Garde-Infanterieregiment im Jahre 1845 zu Friedenszeiten aus 3 Bataillonen (zwei Grenadierbataillone und ein Füsillierbataillon) mit je 4 Compagnien; jedes Bataillon hatte 20 Offiziere, 60 Unteroffiziere, 1 Compagnie-Chirurg, 24 Spielleute sowie 600 Gemeine. Dazu kamen an der Spitze des Regiments und der Bataillone der jeweilige Kommandeur und sein Unterstab, sowie die Militärärzte und Musikchors. Ein Garde-Infanterieregiment war demnach etwa 2.200 stark, die 3 zugehörigen Bataillone hatten jeweils um die 700 Mann Stärke. Außerdem gab es bei den Bataillonen noch die sogenannten Handwerker, z. B. Büchsenmacher, Schneider, Schuster usw., die nach Fontanes oben zitierter Darstellung des Tages auf der Königswache im Bedarfsfall auch zu militärischen Diensten mit herangezogen wurden.

Wie ebenfalls von Fontane berichtet (s. o.), befand sich die Kaserne des II. Bataillons, dem er angehörte, in der Neuen Friedrichstraße, der heutigen Littenstraße, etwa in Höhe der heute noch existierenden Parochialkirche in der Klosterstraße, auf der östlichen Straßenseite. Über diese Örtlichkeit lässt sich Fontane in seiner Autobiographie nicht weiter aus. Es findet sich aber in seiner Scherenberg-Biographie⁴⁶ dazu Folgendes aus dem »Winter 45 auf 46«, also kurz nach seiner Militärzeit:

[...] bei B. v. Lepel. Dieser war um die genannte Zeit Offizier im Franz-Regiment und bewohnte zwei Zimmer in der jetzt [also um 1885] ohne Weitres als Spukhaus zu bezeichnenden alten Franz-Kaserne, vor der einem freilich auch damals schon ein leiser Grusel befiel, wenn man, bei zufälliger Passirung der Neuen Friedrichstraße, zu dem furchtbaren

alten Adler über dem Eingangs-Portal hinauf sah. Unmittelbar links neben diesem Adler, so daß man vom Fenster aus die Flügel desselben packen konnte, lagen Lepel's Zimmer [...].

In dem *Wikipedia*-Artikel *Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2*⁴⁷ gibt es auch die Abbildung eines Stahlstichs der Kasernen-Straßenfront aus dem Jahre 1854, ebenso der Kaserne des I. Bataillons in der Kommandantenstraße unweit des Spittelmarktes. Letztere war unter Friedrich II. von 1752 bis 1753 errichtet worden; der ähnliche Baustil beider Gebäude deutet darauf hin, dass auch die Kaserne des II. Bataillons aus jener Zeit stammte und also zu Fontanes Militärzeit bereits 80 bis 90 Jahre alt war. Wenn er 40 Jahre später darüber von einem »Spukhaus« schreibt, spricht vieles dafür, dass die alte Kaserne – nach dem Umzug des gesamten Regiments in ein neues, größeres Quartier (Blücherstraße 47) – in den späten 1860er-Jahren langsam verfiel. Eine leider undatierte fotografische Aufnahme der Königlich Preußischen Messbild-Anstalt (siehe Abb. 1) zeigt das Gebäude jedoch noch nachgenutzt: Im Erdgeschoss wurden offensichtlich Geschäftsräume eingerichtet, darüber vermutlich Wohnungen.



Abb. 1: Haus Neue Friedrichstraße 5–8, Berlin, Straßenansicht. Aufnahme der Königlich Preußischen Messbild-Anstalt.

© TU Berlin Architekturmuseum, Inv.-Nr. F 0093

Das Innere der Kaserne in der Neuen Friedrichstraße ist, außer den eher auf die Einrichtung der Räume bezogenen Beschreibungen von Lepels Kasernenwohnung,⁴⁸ für Fontane nicht erzählenswert. Er selbst musste wohl nur selten in der Kaserne übernachten; zu Beginn seiner Dienstzeit wohnte er in der Klosterstraße 64, zwei Treppen hoch (»schlechte Wohnung«),⁴⁹ zog aber im Herbst 1844 in die Jüdenstraße 55 um.⁵⁰

Auch zu seiner Uniformierung schweigt der Schriftsteller. Dazu mag beigetragen haben, dass sein ehemaliges Regiment zu Ende des 19. Jahrhunderts, als Fontane seine Jugenderinnerungen niederschrieb (und noch bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1914), weiter die bis dahin nur leicht veränderte Uniform trug und diese somit seinen Zeitgenossen bekannt sein durfte. – Wie können wir uns nun den etwa 25-jährigen Fontane in Uniform vorstellen? In *Wikipedia* findet sich dazu im Artikel *Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2* unter »Abzeichen an der Uniform« (siehe Anm. 47) Folgendes:

Das Kaiser-Franz-Regiment trug einen blauen Rock mit ponceaurotem Kragen, die Schulterklappen waren ebenfalls ponceaurot mit Namenszug aus gelber Kordel (Namenszug des Kaisers Franz I. von Österreich, darüber die österreichische Kaiserkrone). Die Waffenröcke hatten brandenburgische Aufschläge mit dunkelblauen Patten und drei waagerechten Litzen. Am Helm wurde der Gardeadler mit Stern getragen; zu Paraden wurde ein weißer Helmbusch angelegt, das Füsilier-Bataillon legte einen schwarzen Helmbusch an.

Dies deckt sich auch mit den Angaben in Knötels *Uniformkunde* von 1896.⁵¹ Gorszkowki schreibt zur Uniformierung: »[I]m September 1843 [erhielt] die ganze Armee eine neue Bekleidung, bestehend in Waffenrock und Helm [...].«⁵² Die damalige Uniformierung gibt eine zeitgenössische Darstellung aus dem Jahre 1845 wieder (siehe Abb. 2),⁵³ auf der zwei Soldaten – ein Grenadier (weißer Helmbusch und weißes Lederzeug) des Regiments Kaiser Franz (rote Achselklappen mit gelbem Namenszug) und ein Füsilier (schwarzer Helmbusch und schwarzes Lederzeug) des Regiments Kaiser Alexander (weiße Achselklappen mit rotem Namenszug) – in Paradeuniformen zu sehen sind. Beide Regimenter bildeten, gemeinsam mit dem Garde-Schützen-Bataillon, die 2. Garde-Infanterie-Brigade des Garde-Corps.

Auf der Abbildung sind die vorherbeschriebenen Uniformdetails gut zu erkennen, weiterhin Helmbüsche (aus Rosshaar), die zur Parade, beim Wachdienst an Sonn- und Festtagen sowie bestimmten anderen besonderen Anlässen getragen wurden. Die Soldaten sind in weißer Hose (zu tragen vom 1. Mai bis 1. Oktober, ansonsten graue Hosen mit roten Biesen), ihrem Lederzeug über dem Waffenrock sowie Tornister mit aufgeschnalltem Mantel dargestellt. Der Helm (aus Büffelleider, nur Spitze, Emblem und Schuppenkette aus Metall) hatte anfangs noch eine hohe Glocke und bekam erst spä-



Abb. 2: Zwei preußische Soldaten in Paradeuniformen um 1845:
(l.) Grenadier vom Kaiser Franz Garde-Grenadierregiment
(r.) Füsilier vom Kaiser Alexander Garde-Grenadierregiment
© Privat

ter die typische flache Form, die durch Militär- und Polizeidarstellungen im deutschen Kaiserreich als »Pickelhaube« weltbekannt wurde. Witzleben führt zur Uniformierung weiter aus:

Das Lederzeug, an welchem der Säbel getragen wird, heißt Koppel und wird über der rechten Schulter von der rechten zur linken Seite getragen. / Die Patrontasche wird am Bandelier und zwar über der linken Schulter von der linken zur rechten Seite getragen. / Die Patrontasche

hängt horizontal und mitten auf dem Gesäß, so daß der Soldat, wenn er den Taschendeckel aufschlägt, mit der rechten Hand bequem bis zum Boden der Tasche reichen kann. Die Unteroffiziere tragen ihre kleineren Patrontasche, Kartouche genannt, ebenso. / Wird Tasche und Säbel zusammen getragen, so wird der Säbel zuerst, die Tasche zuletzt umgehungen. Durch einen an der letztern angebrachten Verbindungsriemen, wird Tasche und Säbel verbunden. Auf der Brust müssen sich Bandelier und Koppel regelmäßig kreuzen und zwar so, daß beim Waffenrock nur der oberste Knopf zu sehen ist, während der zweite durch das Lederzeug verdeckt wird. / Trägt der Soldat den Säbel allein, so muß das Koppel so geschoben sein, daß die Säbeltasche auf dem linken Gesäß hängt. – / Der Tornister wird über beide Schultern an zwei Trag- oder Tornister-Riemen getragen, welche vorn durch die Brustriemen verbunden werden. / Der obere Rand des Tornisters muß mit den Schultern und der Brustriemen oberhalb mit dem untern Kreuze des Koppels und Bandeliers abschneiden, so daß vom Tuch des Waffenrocks noch ein kleines Dreieck zu sehen bleibt. / Der Brust-Riemen darf nie so fest angezogen sein, daß er das Athemholen hindert.

Und so geht es weiter mit detaillierten Vorschriften über das Tragen der Mäntel sowie das Lackieren des Lederzeugs. Auch zum Haarschnitt gibt es solche:

Das Haar muß am Hinterkopf kurz abgeschnitten werden, so daß es nicht den Kragen berührt. Nach vorne hin wird es länger und stärker, ist jedoch immer noch so kurz, daß es dem Soldaten nicht um den Kopf hängt, wenn er die Kopfbedeckung abnimmt, an den Seiten darf es nur bis an die Augenbraune(!) reichen. / Die Bärte dürfen ebenfalls nicht zu lang sein, das Ober- und Unterkinn wird rasirt und der Backenbart darf nicht bis in die Halsbinde reichen.⁵⁴

Dies auch zur Illustration der eingangs zitierten Gedichtzeilen Fontanes. – Auch die Offiziere trugen natürlich die neu eingeführten Waffenröcke (vordem war die Uniformjacke für Offiziere und Mannschaften frackähnlich), statt der Achselklappen jedoch silberne Epauletten mit roter Unterlage (Hauptleute und Leutnants ohne Fransen, Stabsoffiziere – Majore bis Oberste – mit Fransen) und zur Parade eine schmale Schärpe um die Taille. – Sowohl für Offiziere als auch Soldaten gab es jahreszeit- und anlassbezogene Bekleidungsvorschriften, denn außer der vorbeschriebenen Paradeuniform standen weitere Bekleidungsstücke zur Verfügung, die natürlich nicht nach Belieben kombiniert werden durften. Ziel war es, zu jedem Anlass ein einheitliches Erscheinungsbild der anwesenden Militärangehörigen zu erreichen.

Wie schon erwähnt, musste Fontane als Einjährig-Freiwilliger für seine Uniform selbst aufkommen. Diese hatte »als äußeres Abzeichen eine aus schwarz und weißer Rundschnur [den preußischen Nationalfarben] beste-

hende Einfassung der Achselklappen.«⁵⁵ Auch Fontane erwähnt diese von ihm als »Achselchnur«⁵⁶ bezeichnete Kennzeichnung in seinen Memoiren. Witzleben führt weiter aus:

Was die Bekleidung anbetrifft, so beschaffen sich die Freiwilligen dieselben selbst, oder was allgemein gebräuchlich, die Freiwilligen bezahlen dem Truppentheil die Etatspreise und erhalten dafür die erforderlichen Montirungsstücke neu angefertigt. Waffen und Armaturstücke, Gewehr, Säbel, Tasche, Lederzeug, Tornister werden den Freiwilligen unentgeltlich geliefert, doch müssen sie die während ihrer Dienstzeit etwaigen Reparaturen selbst bezahlen, oder einen Durchschnittspreis dafür entrichten, welcher 22 Sgr. 6 Pf. betragen dürfte.⁵⁷

Hier waren also vor allem die Eltern finanziell in der Pflicht, sofern nicht auf persönliche Rücklagen zurückgegriffen werden konnte, die man bei Fontane wohl nicht vermuten kann. Einen Beleg für seine prekären Verhältnisse liefert die Schilderung seines dürftigen, halb zivilen, halb militärischen Anzugs auf der ersten Englandreise.⁵⁸ Dem Vater Fontanes mit seinen notorischen Geldsorgen wird die militärische Ausstattung seines ältesten Sohnes wohl einige Anstrengungen abverlangt haben. –

Doch wenden wir uns wieder Fontanes Schilderungen zu. Fontane schwärmt noch nach 50 Jahren von seinem Kompaniechef: »Mein Hauptmann, sechste Kompanie, war eine Seele von Mann.«⁵⁹ Dass er dessen Namen nicht nennt, ist wohl in dem begründet, was Fontane sonst noch über ihn berichtet. Da ist zum einen die sich gleich an den obigen Satz anschließende Anekdote, in der sein Hauptmann während den Befreiungskriegen (1813–15) nicht gerade als Held glänzt und seine Bemerkung »Solche Geschichten [über ihn] wurden viel erzählt«; zum anderen seine Schilderung der Kritik des Bataillonskommandeurs an seinem Hauptmann.⁶⁰ Fontane schildert seinen Kompaniechef als warmherzig und verständnisvoll. Wer war nun dieser Hauptmann? Der *Fontane-Chronik*⁶¹ entnehmen wir für den Tag von Fontanes Militäreintritt (1. April 1844) dazu: »F.s Hauptmann ist Emil Freiherr von Schleinitz.«⁶² – Wie schon oben angemerkt, überlieferte L. von Puttkamer auch die Rangliste für das Jahr 1844.⁶³ Als Hauptleute des II. Bataillons sind hier aufgeführt: von Sydow, Frhr. von Schleinitz, von Garn und von Lenz. – Eine Liste des Offizierskorps für das Jahr 1848 von C. von Gorszkowki⁶⁴ zeigt: Das II. Bataillon wird nun (seit 1847; s. o.) tatsächlich von Major von Ledebur kommandiert. Als Hauptleute des Bataillons sind aufgeführt: von Lenz (5. Compagnie), von Röder (6. Compagnie), von Kathen (7. Compagnie) und von Witzleben – der o. g. Militärschriftsteller und spätere General (8. Compagnie, in der sich übrigens nunmehr auch Fontanes Freund, Seconde-Lieutenant von Lepel wiederfindet, welcher 1844 – wie Fontane – der 6. Compagnie angehörte). Lenz ist also Kompaniechef geblieben; aus dem Regiment ausgeschieden sind inzwischen die Hauptleute von Sydow, Frhr. von Schleinitz und von Garn. – Nach dem, was

uns Fontane in seiner Autobiographie über seinen Hauptmann erzählt, würden wir diesem wohl keine weitere Militärkarriere zugetraut haben. Doch war dem nicht so: In Gorszkowkis regimentsgeschichtlichem Werk finden wir in der bereits erwähnten Abgangs-Liste⁶⁵ für das Jahr 1847 (unter lfd. Nr. 224) vermerkt, dass der »Hauptm. Frhr. von Schleinitz« als »Major zum 2. Garde-Landwehr-Regiment versetzt« wurde. Und einem *Wikipedia*-Artikel zu *Emil von Schleinitz* entnehmen wir seine Lebensdaten (1800–1885) sowie seinen weiteren Aufstieg bis zum Oberst und seine Versetzung in den Ruhestand (1865) als Generalmajor.⁶⁶

Zurück zu Fontanes Kompaniechef: Der Hauptmann unterstützte nach Fontanes Darstellung sein Urlaubsgesuch für die 14-tägige Englandreise, die er auf Einladung und in Begleitung seines Freundes Hermann Scherz vom 25. Mai bis 10. Juni 1844 unternahm. Unklar ist allerdings, ob sich Fontane zur Genehmigung des Urlaubs zum Regiments- oder zu seinem Bataillonskommandeur begab. Er selbst bezeichnete den Genehmigenden nur als »Oberst«. Diesen Dienstgrad führte im Jahre 1844 der Regimentskommandeur Ferdinand von Hirschfeld (1792–1863).⁶⁷ Ob sich jener tatsächlich in Fontanes Kaserne aufhielt, so dass dieser ihn binnen 15 Minuten aufsuchen konnte (»Es ist jetzt dreiviertel, und bis vier ist er da. Machen Sie, daß Sie hinkommen«),⁶⁸ ist zumindest zweifelhaft. Höchstwahrscheinlich hatte der Regimentskommandeur seine Diensträume in der Kaserne des I. Bataillons (Kommandantenstraße), und diesen Weg innerhalb einer Viertelstunde zu Fuß zurückzulegen, wäre schon sehr sportlich. Vielleicht blieb also Fontane doch mehr Zeit, oder aber er musste lediglich zu seinem Bataillonskommandeur; als solcher fungierte vielleicht noch Oberst von Wnuck, falls dieser zu jenem Zeitpunkt noch nicht in Weichselmünde war. Oder verhielt sich doch alles ein bisschen anders, als es uns Fontane in seinen Alterserinnerungen erzählt? Er hat auch im Tagebuch seiner ersten englischen Reise⁶⁹ dazu Ausführungen hinterlassen, die eher glaubhaft sind, weil sie die unmittelbare Niederschrift des kurz zuvor Erlebten darstellen. Fontane schrieb: »[...] mehr denn ruhig schlich ich zwölf Stunden später von der Königswache in meine Wohnung. Hier galt es, sich aufzurappeln, um, von Pontius zu Pilatus trabend, den erforderlichen Urlaub zu erlangen. Die Beharrlichkeit siegte [...]« – Wie dem auch sei; Fontane erhielt bekanntlich den Urlaub – nach seiner späteren Darstellung mit dem »schlagenden« Argument »[...] ganz ohne Kosten, alles umsonst. Und so was ist doch so selten ... «⁷⁰ Dies konnte durchaus auch bei höheren Militärs Sympathien hervorrufen, denn deren Besoldung war alles andere als üppig – somit ist das zumindest nicht ganz unwahrscheinlich. – Dass Fontane diesen Urlaub überhaupt erhielt, ist schon eher erstaunlich, denn Witzleben schreibt zu diesem Thema: »Urlaub kann den 1jährigen Freiwilligen nur nach Vollendung ihrer primitiven militairischen Ausbildung, und nicht länger als anderen Soldaten, ertheilt werden. Der Freiwillige ist aber anzuhalten, in sol-

chem Fall nach Ablauf desselben so viel länger bei der Fahne zu bleiben.«⁷¹ Fontane hatte zum Zeitpunkt seines Urlaubsantritts (am 25. Mai 1844) noch nicht einmal zwei Monate Dienstzeit hinter sich. Es ist auch nicht bekannt, dass Fontane seinen 17-tägigen Urlaub nachgedient hat. Er schreibt sogar, dass »Ostern 45 dies Dienstjahr« abschloss.⁷² Der Ostersonntag fiel im Jahre 1845 auf den 23. März. Da sein Dienstantritt am 1. April 1844 stattfand, wäre der reguläre Entlassungstermin wohl am 31. März 1845, einem Montag, gewesen.

Übrigens hatte sich Fontane, wie durch einen Tagebucheintrag seines Freundes Max Müller belegt,⁷³ bereits im zweiten Monat seiner Dienstzeit und kurz vor seiner Englandreise, am Sonntag, den 12. Mai 1844, eine Auszeit als »fingierter Kranker« genommen, möglicherweise, um einen Wachdienst nicht antreten zu müssen. Dies »Kranksein« dauerte anscheinend nur ein bis zwei Tage. Ob das ein Einzelfall blieb und was dazu genau den Anlass gab, wissen wir nicht.

Über seine Ausbildung und den späteren Dienst fallen Fontanes Schilderungen ziemlich knapp aus. »Die ersten Monate vergingen wie herkömmlich, und als wir einexerziert waren, begann der kleine Dienst.« Dieses »Einexerzieren« wird sich vorerst wohl nur auf die Wachaufzüge beschränkt haben, denn offensichtlich wurden auch die Freiwilligen dringend dafür benötigt (s. o.). Die *gesamte* Exerzierausbildung kostete schon viel mehr Zeit. Witzleben widmet in seinem Buch diesem Thema allein 50 Seiten, eine ganze »Abtheilung« in 4 Abschnitten, bei 343 Seiten Gesamtumfang.⁷⁴ Hier wird deutlich, dass die Bildung bestimmter Formationen auf Kommando und die oftmals komplizierten Einzelschritte dahin nicht nur den Paraden diente; auch im Kampfeinsatz hatte dies wesentliche taktische Bedeutung. Der Hauptgrund dafür bestand in der damaligen Bewaffnung der Infanterie. Denn auch das »neue Preußische Percussions-Gewehr«⁷⁵ konnte jeweils nur einen Schuss abgeben; dann musste es wieder geladen werden. Obwohl es bereits vorgefertigte Patronen gab (deren Hülsen aus Papier bestanden und deren Herstellung Witzleben minutiös beschreibt), war das Laden über die Mündung des Laufes und mit Hilfe des Ladestocks⁷⁶ immer noch ziemlich zeitaufwendig. Um die Feuerkraft und Treffsicherheit zu erhöhen, wurden die Schüsse auf gegnerische Formationen in Salven, also viele Schüsse gleichzeitig, abgegeben. Um die durch das Nachladen der abgefeuerten Waffen entstehende Feuerpause kurz zu halten, wurden die Schützen im vorderen Glied nach Abgabe der Gewehrsalve auf Kommando von den hinter ihnen Stehenden abgelöst, die nun ihrerseits die nächste Salve abgeben konnten. Dabei unterschieden sich die Gefechtsformationen situationsbedingt sehr stark voneinander – und das musste trainiert werden, so dass es »in Fleisch und Blut« überging. Um dahin zu gelangen, wurde zuerst im Rahmen der Korporalschaft – etwa 10 Mann stark –, dann der Kompanie und schließlich des Bataillons exerziert. Bei gutem Wetter geschah das im

Freien, in kleineren Formationen auf dem Kasernenhof, in größeren auf den Exerzierplätzen, von denen es in und um Berlin einige und in unterschiedlichen Größen gab. Bei schlechtem Wetter wurde das Training in die Exerzierhäuser verlegt. Solche hallenartige Gebäude lagen meist am Rande von Exerzierplätzen und außerhalb der Kasernengelände. Das Exerzierhaus des Kaiser Franz Grenadier-Regiments⁷⁷ wurde 1830 in der damaligen Schäfergasse, nahe dem Engelbecken, im heutigen Ortsteil Kreuzberg von Berlin, errichtet; in dessen unmittelbarer Umgebung lag auch der Exerzierplatz. Der Weg dorthin betrug von der Kaserne des II. Bataillons aus etwa 1,5 km; dieser wurde natürlich in Marschformation und wohl auch mit klingendem Spiel zurückgelegt. Stellen wir uns also Fontane uniformiert und mit der Pickelhaube auf dem Kopf, das Gewehr auf der Schulter und im Gleichschritt mitmarschierend vor – ein Bild, das so gar nicht zu seiner Persönlichkeit passen will...

Wie sah nun das Ausbildungsprogramm der Einjährig-Freiwilligen insgesamt aus? Witzleben führt dazu aus:

[D]ie theoretische Ausbildung der Freiwilligen per Bataillon [wird] einem Offizier übertragen [...], welcher auch ihre praktische Ausbildung, so weit dies die verschiedenen Dienstzweige gestatten, zu leiten hat. Alles jedoch was den Freiwilligen durch den zu ihrem Führer bezeichneten Offizier nicht gelehrt werden kann, erlernen sie durch den praktischen Dienst in der Compagnie, welcher sie zugetheilt sind. / Das Letztere begreift namentlich in sich das Exerciren in größeren Abtheilungen (Compagnie, Bataillon), die Führung einer Korporalschaft, die Behandlung der Untergebenen, den Wachtdienst und den Felddienst in größeren Abtheilungen. / [...] Der mit ihrer Führung beauftragte Offizier⁷⁸ leitet selbstständig die erste Ausbildung bis zu dem Grade, daß die Freiwilligen den Dienst in den Compagnien thun können, wozu eine Zeit von 6 Wochen größtentheils genügen wird. Die nächsten 6 Wochen sind dann bestimmt, in der Compagnie den Dienst eines Gemeinen zu erlernen, wozu die Ausübung des Wachtdienstes gerechnet ist. / Nach Verlauf von 3 Monaten vom Diensteintritt an gerechnet, werden von den Freiwilligen diejenigen, welche sich durch Dienstkenntnisse und Eifer hervorgethan, zu Vice-Unteroffizieren befördert. / Diejenigen jedoch, welche sich nicht zu Vice-Unteroffizieren eignen, treten zu ihren Compagnien zurück, und dienen die übrigen 9 Monate als Gemeine, wobei sie von der bisherigen Aufsicht des Offiziers entbunden sind. / Nach Verlauf von abermals 3 Monaten, welche für die Freiwilligen dazu bestimmt sind, den Dienst des Unteroffiziers zu erlernen, werden diejenigen zu überzähligen Unteroffizieren ernannt, welche hoffen lassen, daß sie sich künftig zum Landwehr-Offizier oder Vice-Feldwebel eignen werden. / Diese thun dann die noch übrigen 6 Monate als wirkliche Unteroffiziere Dienst, müssen eine Zeit lang einer Korporalschaft vorstehen, und eini-

ge detachirte Wachen thun. / Während der Zeit, wo die Freiwilligen den Dienst in der Compagnie thun, werden sie von dem etc. Offizier beaufsichtigt, und erhalten von ihm theoretischen und praktischen Unterricht, der sich in dem 2. Vierteljahr auf die Pflichten des Unteroffiziers, sowohl im Inneren- als im Felddienst beschränkt, während in der letzten Hälfte der Dienstzeit mit denselben die Pflichten des Subaltern-Offiziers, und die Behandlung der Untergebenen, namentlich in Bezug auf die Landwehr durchgegangen werden. Außerdem müssen sie im Zugsführen geübt, mit dem Tirailiren sowie mit dem Felddienst vertraut gemacht werden.⁷⁹

Welche Kenntnisse für die Einjährig-Freiwilligen unbedingt erforderlich waren, hat Witzleben auf einer Buchseite zusammengefasst (siehe Abb. 3).

Fontane erzählt uns in *Von Zwanzig bis DreiBig* hauptsächlich von den Wachdiensten. »Eine bestimmte Zahl von Wachen war für jeden Freiwilligen vorgeschrieben [...].« Militärische Wachen wurden am und im Königlichen Schloss, vor Wohnsitzen hochgestellter Personen – als Ehrenwachen –, vor Gebäuden der Administration und an den Stadttoren – als Sicherheitswachen –, ausgestellt, außerdem natürlich »auf der Königswache«, dem 1818 von Karl Friedrich Schinkel erbauten Gebäude der Berliner Neuen Wache Unter den Linden, links neben dem Zeughaus. Von hier aus zogen die Schlosswache, aber auch andere Wachtposten für Gebäude in der Nähe (z. B. das Gouverneurshaus) auf ihre Posten. Das 1844/45 noch im Originalzustand befindliche Gebäudeinnere der Neuen Wache bestand ursprünglich aus dem Vorzimmer, der Wachstube, der Offizierstube, dem Arrestzimmer und mehreren Nebenzimmern um einen Innenhof. Die fünfachsige Hauptfassade unter dem dorischen Säulenportikus zu den Linden gliederte sich in ein mittiges Portal und jeweils zwei seitliche Fenster.⁸⁰ – Fontane hat in seinem ersten England-Reisebericht⁸¹ die Zustände in der dortigen Wachstube sehr lebhaft beschrieben:

In der Wachstube sah's so bunt aus, wie's die wunderbar zusammengeflückte Besatzung mit sich brachte. Weinflaschen, französische Karten, Gedichte von Thomas Moore und perlengestickte Geldbörsen lagen in friedlicher Gemeinschaft mit der dritten Verdünnung Berliner Weißbiers, Wachschröpfkern und schweinsblasenen Tabaksbeuteln; [...] ich aber ritt auf einer Holzbank und seufzte, vergeblich eine Lehne suchend, »Sofa, wo bist du!«. Ich blickte mich um, gewahrte eine Pritsche, dies Marterwerkzeug jedes wohlkonditionierten Hinterteils, dies Überbleibsel aus den Zeiten der Tortur, und seufzte schwerer denn zuvor. – »Raus!« schrie urplötzlich der vorm Gewehr wachstehende Schneider. Die Whistkarten fielen unter den Tisch, so hastig sprang alles auf; mein Nachbar trat mich auf den großen Zeh. »Au!« schrie ich im Hinauslaufen; »entschuldigen Sie!« hieß es von seiner, »hol Sie der Teufel!« von meiner Seite, und eh wir uns weiter unterhalten konnten, standen wir

Die Abschnitte,
welche sich der Freiwillige während seiner ersten Ausbildung
anzueignen hat, sind folgende:

	Seite
I. Abtheilung.	
Zweiter Abschnitt.	
1. Bestandtheile der Armee	11
2. Eintheilung der Armee	11
bezugsweise 3. Besondere Eintheilung des Garde-Korps	12
Dritter Abschnitt.	
1. Die höheren Chargen	22
2. Die niederen Chargen	23
3. Die Abzeichen der verschiedenen Grade	24
Hiermit ist gleichzeitig die Benennung der Truppentheile, zu denen der Freiwillige gehört, aufsteigend von der Korporalschaft bis zum Armeekorps, so wie die Namen der Vorgesetzten welche dieselben befehligen, mit Einschluß der Namen sämtlicher Offiziere der Kompagnie zu erlernen.	
Fünfter Abschnitt.	
2. Gehorsam, Disciplin, Subordination	40
3. Die Beschwerdeführung	43 u. 44
6. Gesuche	48
7. Honneurs	49
Sechster Abschnitt.	
3. Beschreibung des preussischen Infanteriegewehrs	52
4. Behandlung des Gewehrs	62
6. Die Munition	64
II. Abtheilung.	
Erster Abschnitt.	
13. Die einjährigen Freiwilligen	83
Dritter Abschnitt.	
2. Der Anzug	105
3. Krankheit	108
4. Urlaub	110
Vierter Abschnitt. „Der Garnison-Wachtdienst.“	
2. Verschiedene Arten von Wachen und Posten	124
3. Die Wachtparade	125
5. Ablösung der Wachen	127
7. Ablösung der Schildwachen	130
8. Verhalten der Schildwachen	131
9. 10. Honneurs der Wachen und Schildwachen	132
12. Offiziere du jour, Rondeb, Patrouillen	136
13. Vom Anrufen der Schildwachen, dem Graminiren der Rondeb und Patrouillen	137
Fünfter Abschnitt.	
4. Theorie des Schießens	153

Abb. 3: Aus A. von Witzleben: Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes der Königlich Preussischen Armee. 1. Aufl., Berlin 1845, S. [IXX]. © Gemeinfrei

schon unterm Gewehr. Der Leutnant steckte urplötzlich den gezogenen Degen in die Scheide, und mein Hintermann murmelte »Schafskopf!« mit einem verächtlichen Blick auf die Schneider-Schildwacht, die eines königlichen Bedienten halber die Whistpartie gesprengt und meinen großen Zeh in Lebensgefahr gebracht hatte.

Die Wachaufzüge folgten einem peniblen Reglement, ebenso wie der Wachdienst selbst und die sogenannten »Honneurs«. Darunter verstand man genau definierte Ehrenbezeugungen, die, gestaffelt nach Rang und Auszeichnung des Empfängers, bei dessen Erscheinen zu erbringen waren.⁸² In diesem Dschungel an Vorschriften konnte man sich leicht verirren, und so schildert denn auch Fontane den Fall eines rheinländischen Kameraden, dem ein Wachkommando am Potsdamer Tor übertragen war und der die Honneurs gegenüber einer »Prinzlichkeit« nicht korrekt ausführte oder anordnete. Dass der junge Vizeunteroffizier dafür mit Arrest bestraft wurde, mag wohl heute erstaunen; damals aber waren auch für kleinste Vergehen strenge Strafen vorgesehen, die stets auch abschreckenden Charakter haben sollten.

Außerdem lesen wir bei Fontane von Felddienstübungen: Bei der einen verirrt er sich als frischgebackener Unteroffizier mit seiner Patrouille im Wald,⁸³ bei der anderen brüskiert er seinen Vorgesetzten und Freund – letztere Episode findet sich allerdings erst im Abschnitt »Der Tunnel über der Spree« in dem Kapitel über Bernhard von Lepel.⁸⁴ Im Ganzen präsentiert sich Fontane so unmilitärisch wie möglich, so dass man sich am Ende fragt, wie es wohl zu seiner Beförderung gekommen war.

Nur auf der »Pulvermühlwache«⁸⁵ zeigte er sich als wachthabender Unteroffizier denn doch etwas strammer, nicht ohne sein dortiges Verhalten ironisch als »militärische Großthat« sofort wieder herunterzuspielen. Doch warum kam es überhaupt zu jener Episode? – Die königlichen Wachen hatten eben nicht nur militärische Funktion, sondern übten auch polizeiliche Aufgaben aus.⁸⁶ Witzleben führt dazu aus: »Die Sicherheitswachen dienen zur allgemeinen Sicherheit des Ortes, in welchem sie gegeben werden; sie sollen Ruhe und polizeiliche Ordnung aufrecht erhalten.«⁸⁷ Deshalb also musste Fontane »auf Pulvermühlwache«⁸⁸ als Wachthabender einen »Raubruder« festnehmen lassen, der in einem Lokal in der Nähe randaliert und damit Ruhe und Ordnung gestört hatte. – Neben den Wachen gab es noch Patrouillen, die vor allem nachts auch die Wachen kontrollierten; zu deren Aufgaben schreibt Witzleben: »Patrouillen werden entweder zu polizeilichen Zwecken, zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, oder zu militärischen Zwecken entsendet, auch werden wohl beide Zwecke mit einander verbunden.«⁸⁹ Das macht deutlich, dass auch das Militär Bestandteil des Polizei- und Überwachungsstaats war – allerdings stand Preußen mit diesem Herrschaftssystem in Europa nicht allein da, perfektionierte dieses jedoch mit »preußischer Gründlichkeit«. Auch die »preußische Sparsamkeit

war dabei sicher mit im Spiel. Wenn man sowieso die Militärkosten aufbringen musste, konnte durch Übernahme von Polizeiaufgaben durch Soldaten an der Sicherheitspolizei gespart werden.

Von der staatlichen Kontrolle und Überwachung war kaum ein Bereich des Lebens im damaligen Preußen ausgenommen. Man misstraute grundsätzlich seinen »Untertanen«, so auch den eigenen Soldaten. Dass alle Soldaten der Disziplinarstrafgewalt ihrer Kommandeure unterstanden und die Kriegsartikel des Militärstrafrechts – wenn auch eingeschränkt – bereits in Friedenszeiten galten, wurde den Rekruten schon vor Ablegung Ihres Soldateneides klar gemacht. Ihr Eid lautete:

Ich [(z. B.) Theodor Fontane] schwöre zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen einen leiblichen Eid, daß ich Seiner Majestät dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., meinem Allergnädigsten Landesherrn, in allen und jeden Vorfällen, zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten, und an welchen Orten es immer sei, getreu und redlich dienen, Allerhöchstdero Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachtheil aber abwenden, die mir vorgelesenen Kriegsartikel und die mir ertheilten Vorschriften und Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem recht-schaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur Seligkeit.

Die erwähnten Kriegsartikel, die z. B. Verrat, Desertion, Umgehung der Militärpflicht, Feigheit, Insubordination (Ungehorsam gegenüber Vorgesetzten), Veruntreuung von Waffen und Montierungsstücken, Fälschung von Rapporten und Urkunden, Bestechlichkeit, Pflichtwidrigkeit auf Posten, Ausbleiben über den Zapfenstreich hinaus, Trunkenheit, Schuldenmachen und Spiel, aber auch das Heirathen ohne Genehmigung u. a. m. unter Strafe stellten,⁹⁰ schränkten die Freiheiten der Soldaten gegenüber den Zivilpersonen noch weiter ein. Dass Fontane dies beim Militär akzeptieren musste, dass bei der Äußerung radikaler Ansichten auch im Kreise seiner *Tunnel*-Genossen Vorsicht geboten war, hielt ihn indes nicht davon ab, in seinem offensichtlich kurz nach der Tour entstandenen England-Reisebericht,⁹¹ seinem Vater gegenüber offen auszusprechen, was er von den freiheitlichen Verhältnissen in Preußen im Vergleich zu England hielt. Daraus resultierte sein klares Plädoyer für die individuelle Freiheit des Einzelnen, die er in England gegeben sah, in Preußen dagegen nicht.

Kommen wir noch einmal auf die eingangs zitierten Gedichtzeilen Fontanes zurück. Die weiteren Strophen lauten:

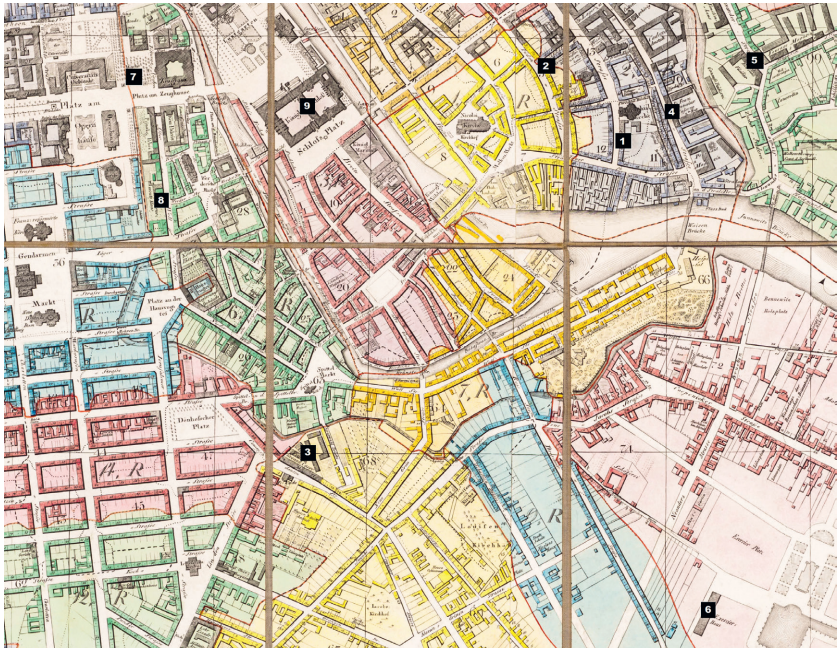
Je steifer nach dem abgehackten
Kalbfell den Fuß ich setzten muß,
Je steifer wird nach solchen Takten
Auch allemal mein Pegasus.

Jetzt hat man Rock und Helm, den blanken,
 Mit all und jedem schon gemein;
 Und ging's, man nähte die Gedanken
 Auch gern in Uniformen ein.

Dieses Gedicht ist das einzige Zeugnis dafür, dass sich Fontane in seiner Rolle als Garde-Grenadier alles andere als wohl gefühlt hat und diese seinen Idealen in keiner Weise entsprach. Die überlieferten Tagebücher seines Freundes Max Müller,⁹² zu dem Fontane gerade zu Anfang seiner Militärzeit intensiven Kontakt hatte, geben keinerlei Hinweise darauf, dass dies jemals Gesprächsgegenstand war; auch die anderen, sehr raren Schriftstücke aus jener Zeit enthalten dazu keine Äußerungen. Nur zu vermuten ist, dass Freund Lepel sowohl im Dienst als auch bei außerdienstlichen Kontakten, die nachweislich, z. B. bei sonntäglichen *Tunnel*-Sitzungen⁹³, aber auch in privater Runde, z. B. bei Max Müller, weiterhin gepflegt wurden, besänftigend auf Fontane einwirkte, und vielleicht hatte er sich ja auch irgendwann »eingelebt«, wozu seine Rangerhöhungen nach 3 bzw. 6 Monaten durchaus beigetragen haben könnten. – Auffallend ist, dass Fontane zu keinem seiner unmittelbaren Kameraden, den Einjährig-Freiwilligen seines Bataillons, in nähere Beziehung getreten zu sein scheint. Keiner von ihnen wird namentlich erwähnt, und auch in seiner späteren Hinterlassenschaft gibt es keinen Hinweis darauf, dass er je wieder zu einem oder gar mehreren von ihnen Kontakt hatte. Dazu mag beigetragen haben, dass man sich nur während des Dienstes sah; nach Dienstschluss konnte jeder seiner Wege gehen, so dass private Kontakte untereinander eher zufällig gewesen wären.

Vor Beendigung ihrer Dienstzeit wurden die zu Unteroffizieren avancierten Einjährig-Freiwilligen einer Prüfung unterworfen und je nach deren Ausgang mit dem Zeugnis über ihre Qualifikation entweder zu Offizieren oder zu Vize-Feldwebeln der Landwehr versehen. Diejenigen, die diese Prüfung nicht bestanden, traten später als Unteroffizier bei der Landwehr ein.⁹⁴ Theodor Fontanes militärischer Ehrgeiz (sofern er überhaupt vorhanden war) scheint gegen Ende seiner Dienstzeit endgültig erlahmt zu sein. So hat er zwar Mitschriften von militärischen Unterweisungen⁹⁵ in einem mit *1844 aus der Soldatenzeit*⁹⁶ überschriebenen Notizbuch hinterlassen. Von den insgesamt 62 Seiten nutzte er jedoch nur einen sehr geringen Teil für diesen Zweck; ansonsten finden sich hierin zahlreiche Gedichtentwürfe und andere Aufzeichnungen, von denen unklar bleibt, ob sie während oder außerhalb seiner Dienstzeiten geschrieben wurden. Und obwohl Fontane offensichtlich zu den vorgesehenen Terminen Vizeunteroffizier (nach 3 Monaten Dienstzeit) und Unteroffizier (nach 6 Monaten) geworden war, ist eine weitere militärische Rangerhöhung Fontanes nicht nachweisbar. Ebenso unbekannt ist, ob Fontane je wieder zum aktiven Militärdienst herangezogen wurde.

Orte mit Bezug auf Fontanes Militärdienst in einem Berliner Stadtplan von 1846⁹⁷



- 1 Fontanes Wohnung am Anfang seiner Militärzeit 1844, Klosterstraße 64.
- 2 Jüdenstraße 55, Fontanes Wohnung ab Ende 1844 bis März/April 1845.
- 3 Kaserne des I. Bataillon des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments, in der Kommandantenstraße 77–79; wohl auch Sitz des Regimentskommandeurs.
- 4 Kaserne des II. Bataillon des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments, in der Neuen Friedrichstraße 5–8; hier tat Fontane seinen Dienst.
- 5 Kaserne des Füsilier-Bataillons des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments, in der Alexanderstraße 10–11.
- 6 Exerzierhaus des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments, in der Schäfergasse.
- 7 Königswache (Neue Wache), Unter den Linden.
- 8 Gouverneurshaus, Oberwallstraße 4.
- 9 Königliches Schloss zu Berlin.

Anmerkungen

- 1 NFA Bd. XX. 1962, S. 446.
- 2 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*. Autobiographisches. Berlin: F. Fontane & Co. 1898.
- 3 Archiv des Literarischen Sonntagsvereins Tunnel über der Spree. Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin. <https://t1p.de/9rpsy> (Abrufdatum: 20.3.2024).
- 4 Deutschland war zu jener Zeit in 39 Einzelstaaten zersplittert; diese waren überwiegend Fürstentümer. Zwar waren sie seit 1815 im Deutschen Bund vereinigt; die Mitgliedsstaaten blieben jedoch souverän. Seit 1834 bestand der Deutsche Zollverein; neben Preußen umfasste dieser zu Beginn das Großherzogtum Hessen, Kurhessen, Bayern, Württemberg, Sachsen und die thüringischen Einzelstaaten. Bis 1836 traten Baden, Nassau und Frankfurt dem Zollverein bei. 1842 erweiterte sich das Zollgebiet um Luxemburg, Braunschweig und Lippe; erst 1854 folgten Hannover und Oldenburg.
- 5 Siehe auch: *Gardekorps*. In: *Wikipedia – Die freie Enzyklopädie*. Bearbeitungsstand: 5. Februar 2024. <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Gardekorps&oldid=241907165> (Abrufdatum: 20.6.2024).
- 6 *Berlin, historisch und topographisch* dargestellt von E. Fidicin. Berlin: C. H. Jonas 1843.
- 7 IEG-Mainz/Andreas Kunz: *Digitaler Atlas zur Geschichte Europas seit 1500*. Karte: <https://www.ieg-maps.uni-mainz.de/mapsp/mape844d.htm> (Abrufdatum: 10.04.2024).
- 8 Helmut Zschocke: *Die Berliner Akzisemauer – Die vorletzte Mauer der Stadt*. 1. Auflage. Berlin 2007.
- 9 Die Linienregimenter stellten bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts die breite Masse der Regimenter des Stehenden Heeres. Es waren all die Regimenter, die – so die Armee eine Garde hatte – nicht zur Garde gehörten. In: *Wikipedia – Die freie Enzyklopädie*. 1. Juni 2017. <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Linienregiment&oldid=165999734> (Abrufdatum: 20. Juni 2024).
- 10 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes der Königlich Preussischen Armee*. Von A. von Witzleben, Premier-Lieutenant im Kaiser Franz Grenadier-Regiment. Berlin: Verlag von C. Grobe 1845, S. 2 ff.
- 11 Fontane besuchte vom 1. Oktober 1833 (Aufnahme in die Klasse III) und wohl bis Ostern 1836 die Friedrich-Werdersche Gewerbe-Schule in Berlin. Unklar ist, mit welchem Abschluss er diese Schule verließ; Fontane wird aber zumindest die dritte Klasse absolviert haben und in die zweite versetzt worden sein, woraus sich seine Berechtigung zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger ergab. Vgl. Karl Friedrich Klöden: *Nachricht an das Publikum über den Zweck und die Einrichtungen der hiesigen städtischen Gewerbeschule*. Berlin 1830, S. 20 f. (§. 13. Einjähriger Militärdienst.) Den Hinweis auf diese Schrift verdanke ich Klaus-Peter Möller (TFA). – Vgl. außerdem Sabine Schilfert: *Fontane als Zögling der Berliner Gewerbeschule*. In: *Fontane Blätter* 42 (1986), S. 415–425.
- 12 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes usw.*, wie Anm. 10, S. 8 ff.
- 13 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 215.

14 NFA Bd. XVII. 1963. – Darin: Abschnitt »Englische Tagebücher«, Kapitel »Erste englische Reise«, S. 455 ff.

15 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes usw.*, wie Anm. 10, Vorwort des Autors. Das Buch erfuhr 1850 eine »zweite vermehrte und veränderte Auflage« und erschien 1851 unter leicht verändertem Titel (*Heerwesen und Infanteriedienst der Königlichen preußischen Armee*) als 3. Auflage. Weitere Auflagen folgten; die 12. von 1871 beinhaltete dann das gesamte deutsche Reichsheer (*Heerwesen und Infanteriedienst des Deutschen Reichsheeres*); nachweisbar ist auch noch eine 15. Auflage von 1880, dem Sterbejahr des Autors.

16 Gerhard August von Witzleben lebte von 1808 bis 1880 und brachte es bis zum Generalleutnant; weiteres zur Person siehe: *Wikipedia – Die freie Enzyklopädie*. Bearbeitungsstand: 12. Juli 2022. [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=August_von_Witzleben_\(General\)&oldid=224439778](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=August_von_Witzleben_(General)&oldid=224439778) (Abrufdatum: 20. Juni 2024).

17 Theodor Fontane: *Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman*. Dritte Auflage. Berlin: F. Fontane & Co. 1894, S. 200.

18 Im *Militair-Wochenblatt* erschienen folgende Ankündigungen und Rezensionen zu Fontanes Kriegsbüchern: *Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864* (Jg. 51, Nr. 20 v. 19. Mai 1866, S. 164); *Der Deutsche Krieg von 1866* (Jg. 55, Nr. 9 v. 29. Jan. 1870, S. 69 sowie Nr. 126 v. 13. Okt. 1870, S. 881 f.); *Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871* (Jg. 58, Nr. 70 v. 8. Okt. 1873, S. 776 f. Jg. 60, Nr. 70 v. 1. Sept. 1875, Sp. 1890 f.; Jg. 61, Nr. 103 v. 23. Dez. 1876, Sp. 1818 ff.); vgl. NFA Bd. XIV. 1961, Anm. zu S. 118. – Siehe auch *Zeitgenössische Rezensionen zu Theodor Fontanes »Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871«*. Dokumente. Hrsg.

von Jule Ana Herrmann und Peer Trilcke unter Mitarbeit von Anneke Siedke, Kristina Genzel und Hans Moritz Ritter. In: *Digitale Beihefte der Fontane Blätter* 1 (2021).

19 Ob Fontane tatsächlich schon im Oktober 1843 beim Kaiser Franz Grenadier-Regiment vorsprach, bleibt bei den 50 Jahre später verfassten Jugenderinnerungen zweifelhaft. Möglicherweise fand auch an jenem Tag (der bislang nicht zu datieren ist) das von ihm geschilderte Gespräch mit dem Bataillonskommandeur von Wnuck statt.

20 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 209.

21 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes usw.*, wie Anm. 10, S. 10.

22 FChronik, S. 63 (11. und 15. August 1843), S. 64 (19. September 1843) und S. 65 (1. Oktober 1843).

23 Coblenz (seit 1927 Koblenz geschrieben) wird wohl für Fontane ein »Schreckenswort« gewesen sein. Diese Stadt, damals (seit 1815) Sitz des Oberpräsidenten der preußischen Rheinprovinz, heute im Bundesland Rheinland-Pfalz gelegen, ist rund 470 km (Luftlinie) von Berlin entfernt. Ein einjähriger Aufenthalt dort hätte Fontane sowohl aus seinem Freundeskreis, als auch aus den gerade erst angeknüpften Beziehungen zum *Tunnel* herausgerissen.

24 Klaus-Peter Möller: »*Sehr gute Kenntniße der Chemie Pharmacie Botanik und Latinität*«. *Fontanes Zeugnisse aus seiner Ausbildungszeit zum Apotheker aus biographische Quellen*. In: *Fontane Blätter* 73 (2002), S. 39 (dort Anm. 23).

25 Detaillierte Anregungen zur Regimentsgeschichte verdanke ich Leonhard Horowski (HU Berlin).

26 *Geschichte des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2*. Im Auftrage des Regiments zusammenge stellt von L. von Puttkamer, Premier-Lieutenant. Berlin: Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey 1874.

27 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 215.

28 *Geschichte des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2*, wie Anm. 26, S. 252 f.

29 Vgl. Offiziernamenklatur (Buchstabe Wichl - Wy), Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, IV. Hauptabteilung, Rep. 1 Geheime Kriegskanzlei, Nr. 93, S. 230. Den Hinweis auf diese Akte verdanke ich Leonhard Horowski (HU Berlin).

30 FChronik, S. 71 (1. April 1844).

31 *Militär-Lexikon. Handbuch der Militärwissenschaften*. Unter der Mitwirkung des Generalmajors z. D. Wille, des Generalmajors a. D. von Zepelin, des Kapitanleutnants a. D. von Niessen und des Oberstabsarztes Dr. Arndt bearbeitet und herausgegeben von H. Frobenius. Berlin: Verlag von Martin Oldenbourg 1901, S. 9.

32 *Brockhaus Konversationslexikon*. 14. Auflage. Leipzig, Berlin und Wien: F. A. Brockhaus 1894–1896. 1. Band: A – Astrabad, S. 209.

33 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 214.

34 *Militär-Wochenblatt*, No. 13 v. 30. März 1844, S. 50: (Abschiedsbewilligungen. / Den 14. März.) »v. Wegern, Oberst u. Kommandant von Weichselmünde.«

35 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 246.

36 *Beilage zum Militär-Wochenblatt*. No. 13 v. 1. April 1844, S. 55: (Den 30. März.) »Hauptm. v. Ledebur, vom Kaiser Franz Gren. Regt., zum Major im Regt.«

37 *Rang- und Quartier-Liste der Königlich Preußischen Armee für das Jahr 1844*. Druck und Verlag von E. S. Mittler. Berlin, S. 60, sowie desgl. für 1845, S. 62. Auch die Ausgabe von 1846 weist den Major von Ledebur noch als Stabsoffizier aus; erst 1847 wurde er als Kommandeur des 2. Bataillons aufgeführt.

38 *Beilage zum Militär-Wochenblatt*. No. 13 v. 1. April 1844, S. 55: (Den 30. März.) »Major v. Geusau, 2ter Komdr. des 2. Bat. 4. Garde-Ldw. Regts., zum Kaiser Franz Gren. R.«

39 *Militär-Wochenblatt* No. 27 v. 6. Juli 1844, S. 50: (Abschiedsbewilligungen. / Den 18. Juni) »v. Geusau, Major vom Kaiser Franz Gren. R., als Oberst-Lieut. mit der Regts.-Unif[orm] mit den vorsch[riftsmäßigen] Abz[eichen] ff[ür] V[erabschiedete] u. Pension der Abschied bewilligt.«

40 *Das Kaiser Franz Grenadier-Regiment*. Für die Illustrierte Stamm-, Rang- und Quartierliste der Königlich Preußischen Armee bearbeitet von C. von Gorszkowki, Major a. D. Berlin: Verlag von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler 1854, S. 79 ff.

41 Ebd., S. 87.

42 *Militär-Wochenblatt*, No. 30 v. 27. Juli 1844, S. 126: (Bei der Landwehr: / Den 11. Juli.) »v. Bequignolles, Major und 2. Komdr. des 1. Bats. 3. Garde-Ldw.-Regts., beim Kaiser Franz Gr. Regt. einrangirt.«

43 *Beilage zum Militair-Wochenblatt*, No. 13 v. 31. März 1845, S. 54: (Beförderungen. / Den 22. März. / Zu Oberst-Lieutenants) »Maj. v. Bequignolles, v. Kaiser Franz Gren. Regt.«

44 *Rang- und Quartier-Liste der Königlich Preußischen Armee für das Jahr 1845*. Druck und Verlag von E. S. Mittler. Berlin, S. 62.

45 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes*, wie Anm. 10, S. 15.

46 *Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860*. Von Theodor Fontane. Berlin: Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1885, Kap. 15, S. 151 ff.

47 Wikipedia-Artikel: *Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr.2*. In: *Wikipedia – Die freie Enzyklopädie*. Bearbeitungsstand: 27. Dezember 2023. https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kaiser_Franz_Garde-Grenadier-Regiment_Nr._2&oldid=240576162 (Abrufdatum: 20. Juni 2024).

48 *Christian Friedrich Scherenberg*, wie Anm. 46.

49 Charlotte Jolles: *Friedrich Max Müller und Theodor Fontane*. In: *Fontane Blätter* 31 (1980), S. 557.

50 Dieterle, Regine: *Theodor Fontane. Biografie*. 2. Auflage. München 2019, S. 227.

51 Richard Knötel: *Handbuch der Uniformkunde*. Mit über 1000 Einzelabbildungen auf 100 Tafeln, gezeichnet vom Verfasser. Leipzig: Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1896, S. 24 f.

52 *Das Kaiser Franz Grenadier-Regiment*, wie Anm. 40, S. 57.

53 *Das preussische Heer unter König Friedrich Wilhelm IV.* Mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Uniformierung und Bewaffnung aller Truppentheile unter specieller Leitung eines Allerhöchs-

ten Orts ernannten Sachverständigen herausgegeben und Seiner Majestät dem Könige unterthänigst gewidmet von L. Sachse & Co. Kunst-Verlags-Händler. Berlin 1845.

54 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes* usw., wie Anm. 10, S. 105 ff.

55 Ebd., S. 87.

56 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 220.

57 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes* usw., wie Anm. 10, S. 86.

58 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 228.

59 Ebd., S. 214.

60 Ebd., S. 246 f.

61 FChronik, wie Anm. 30.

62 Diese Angabe scheint der NFA Bd. XV. 1967, S. 510 (Anm. zu S. 126) entnommen zu sein. Es ist diese jedoch nicht ganz unzweifelhaft. Denn die Ranglisten für 1844 und 1845 geben nur die Bataillonszugehörigkeit der Hauptleute an, nicht die Nummern ihrer Kompanien. Und deren Namen wurden damals nach ihrem Dienstalter in ihrer Charge (Dienstgrad) geordnet. So ist im 2. Bataillon von Sydow seit 30.01.1836 Hauptmann, Frhr. von Schleinitz seit 19.10.1838, von Garn seit 18.04.1840 und von Lenz seit 12.03.1843; die Nr. der

Kompanien (5., 6., 7. und 8.) lassen sich daraus nicht ableiten. Da aber der Dienstälteste, von Sydow, bereits 1844 das Regiment verließ, ist von Schleinitz als Kompaniechef Fontanes, auch aufgrund seiner Lebensdaten, zumindest sehr wahrscheinlich.

63 *Geschichte des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2*, wie Anm. 26.

64 *Das Kaiser Franz Grenadier-Regiment*, wie Anm. 40, S. 63 f.

65 Ebd., S. 79 ff.

66 In vorgenannter Liste finden sich auch noch folgende Einträge: (Nr. 240) von Lepel – dem Seconde-Lieutenant wurde 1848 »[a]uf sein Ansuchen der Abschied als Premier-Lieutenant mit der Erlaubniß die Armee-Uniform zu tragen, ertheilt«; (Nr. 251) Freiherr von Ledebur – der Major wurde 1850 »[m]it dem Charakter als Oberst-Lieutenant, der Erlaubniß zum Tragen der Regiments-Uniform ohne active Dienstzeichen, Aussicht auf Civilversorgung und der gesetzlichen Pension verabschiedet.«

67 In: *Wikipedia – Die freie Enzyklopädie*. Bearbeitungsstand: 31. Juli 2023. https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Ferdinand_von_Hirschfeld&oldid=235982451 (Abrufdatum: 20. Juni 2024).

68 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 222.

69 NFA Bd. XVII, wie Anm. 14.

70 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 222.

71 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes* usw., wie Anm. 10, S. 87.

72 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 253.

73 *Friedrich Max Müller und Theodor Fontane*, wie Anm. 49, S. 559.

74 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes*, wie Anm. 10, S. 269–319.

75 Ebd., S. 52 ff.

76 Das später legendär gewordene Zündnadelgewehr, der erste Hinterlader der preußischen Armee, wurde zwar seit 1840 bereits in Massen produziert, verblieb jedoch bis 1848 in den Zeughäusern, vgl. hierzu: *Wikipedia – Die freie Enzyklopädie*. Bearbeitungsstand: 9. Juni 2024. <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Dreyse-Z%C3%BCndnadelgewehr&oldid=245759437> (Abrufdatum: 20. Juni 2024).

77 Das Gebäude besteht unter der Adresse Heinrich-Heine-Platz 9–12 in Berlin-Mitte noch heute; es wurde saniert, umgebaut und in ein größeres Einkaufszentrum integriert; siehe den Artikel zum *Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2* sowie das Foto des Ehemaligen Exerzierhauses ebd. In: *Wikipedia – Die freie Enzyklopädie*. Bearbeitungsstand: 27. Dezember 2023. https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kaiser_Franz_Garde-Grenadier-Regiment_Nr._2&oldid=240576162 (Abrufdatum: 20. Juni 2024).

78 Wahrscheinlich war dieser Offizier im Falle Fontanes sein Freund, der Sekondeleutenant Bernhard von Lepel.

79 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes* usw., wie Anm. 10, S. 84 f.

- 80 In: *Wikipedia – Die freie Enzyklopädie*. Bearbeitungsstand: 28. Mai 2024. https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Neue_Wache&oldid=245401767 (Abrufdatum: 20. Juni 2024).
- 81 *Englische Tagebücher*, wie Anm. 14
- 82 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes* usw., wie Anm. 10, S. 122 ff.
- 83 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 246
- 84 Ebd., S. 505 f.
- 85 Ebd, S. 248 ff.
- 86 Vgl. hierzu Hubertus Fischer: *Theodor Fontane: »Preußen – ein Militär- oder Polizeistaat«. Anmerkungen zu einer postrevolutionären Apologie*. In: Hanna Delf von Wolzogen, Itta Shedletzky (Hrsg.): *Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Reflexionen*. Tübingen 2006. (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts. 71), S. 357–388.
- 87 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes*, wie Anm. 10, S. 124.
- 88 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 2, S. 248 ff.
- 89 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes* usw., wie Anm. 10, S. 136.
- 90 Ebd., wie Anm. 5, S. 334 ff.
- 91 *Englische Tagebücher*, wie Anm. 14, Abschnitt »England und die Engländer«.
- 92 *Friedrich Max Müller und Theodor Fontane*, wie Anm. 49.
- 93 Vgl. FChronik, S. 70 ff. für Fontanes Militärzeit April 1844 bis März 1845, z. B. S. 72 (28. April 1844), S. 78 (16. Juni 1844) usw.
- 94 *Grundzüge des Heerwesens und Infanteriedienstes* usw., wie Anm. 10, S. 88.
- 95 Vgl. Andreas Ballin: *Dichters Alltag beim Militär*. In: *Visier – Zeitschrift der GST für Sportschießen und Waffenkunde*. Berlin: Militärverlag der DDR. Heft 1 (1989), S. 18 f. Den Hinweis auf diesen Artikel verdanke ich Dr. Maria Brosig (TFA).
- 96 Theodor Fontane: *1844 aus der Soldatenzeit* (hs. Aufzeichnungsheft). Potsdam TFA: H 1.
- 97 *Grundriss von Berlin* [Ausschnitt]. Aufgenommen und gezeichnet mit Genehmigung der Königl. Academie der Wissenschaften von J[ohann] C[hristian] Selter [1767–1826]. Im Verlage bei Simon Schropp et C^{omp} 1846. [Nach dem Tode des Autors von unbekannter Hand überarbeitet.] Digitale Landesbibliothek Berlin. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:109-opus-104263> (Abrufdatum: 20.6.2024).

»In Wahrheit ein moderner Mensch« – Unbekanntes von Josef Ettlinger über Fontane und den Roman *Effi Briest*

Wolfgang Rasch

Der Name Josef Ettlinger (1869–1912) ist in der Fontane-Philologie bis heute lebendig geblieben. Otto Drude hat ihm 1998 in seinem Nachschlagewerk *Fontane und sein Berlin* einen eigenen Personenartikel gewidmet.¹ Ettlinger gehörte zur ersten Generation von Fontane-Forschern, die sich publizistisch und editorisch für Fontanes Werk einsetzten. Für die angesehene, von Georg Brandes herausgegebene Reihe *Die Literatur* verfasste er 1904 eine erste Monographie über Fontanes Werk (schwerpunktmäßig behandelt er darin die Romane),² schrieb zahlreiche Zeitungsartikel über den Autor und gab 1908 Fontanes *Nachlaß* heraus, dessen Hauptteil und wertvollste Gabe der Roman *Mathilde Möhring* bildet. Ettlinger, der seit 1905 neben Otto Pniower und Paul Schlenther mit der Sichtung großer Teile von Fontanes Nachlass beschäftigt war, hatte den nicht ganz druckfertigen Roman entdeckt, redaktionell bearbeitet und so zur Publikation vorbereitet.³ Seine editorischen Leistungen, aber auch methodische Schwachstellen und editorische Fehlentscheidungen hat Gotthard Erler 1969⁴ kritisch beleuchtet und Gabriele Radecke 2008 im Anhang ihrer *Mathilde Möhring*-Ausgabe akribisch dargelegt.⁵

Bislang war lediglich eine einzige zu Lebzeiten Fontanes erschienene Rezension von Josef Ettlinger bekannt.⁶ Um so erfreulicher ist es, dass mit der Fortführung der bibliographischen Forschung ein bis dahin unbekannter Nachruf Ettlingers auf Fontane zum Vorschein kam, ein Beitrag, der sich an einer etwas entlegenen Stelle in der *Bonner Zeitung* vom 2. Oktober 1898 findet. Einen Nachdruck davon hat es offenbar nirgendwo gegeben und so ist dieser Text bis heute verschollen geblieben. Der Nekrolog schließt sich einer Reihe von Nachrufen an, die neben der allgemeinen Würdigung von Werk und Wirken auch eine ganz eigene, individuelle Note erkennen lassen, weil ihr Verfasser Fontane persönlich kennengelernt hatte und ihm auch privat einmal nähergekommen war. Darüber hinaus birgt Ettlingers Nachruf ein paar interessante Erinnerungsschnipsel von Begegnungen mit Fontane sowie Auszüge aus zwei bislang unbekanntenen Briefen

Fontanes, von denen einer die Spur zu einer Rezension von *Effi Briest* legt, die bislang gleichfalls unbekannt war und wiederentdeckt werden konnte. Ein Text also, der aufschlussreiches und weiterführendes Material bietet und Anlass gibt, den (wenn insgesamt auch nur schwachen) Beziehungsspuren von Ettliger und Fontane nachzugehen. Dieser Fährte folgen wir chronologisch von der Vorgeschichte des Nekrologs bis zu Fontanes Tod und skizzieren in kleinen Stationen mögliche und tatsächliche Berührungspunkte zwischen Fontane und Ettliger: von Ettligers fulminanter Übersetzung von *Madame Bovary* 1891 (die Fontane gekannt haben könnte!), seiner ersten Wortmeldung zu Fontane 1892, seiner Gründung des *Salon-Feuilletons* 1893 bis zum letzten Zusammentreffen Ettligers und Fontanes im Juni 1898 im Erholungsparadies Weißer Hirsch bei Dresden.

Josef Ettliger, am 22. Oktober 1869 in Karlsruhe geboren, wollte ursprünglich Musiker werden, besuchte nach dem Abitur das Konservatorium in Karlsruhe und ging 1887 zum Musikstudium nach Berlin. Ein Ohrenleiden führte zur Aufgabe seines Lebenswunsches, Musiker zu werden. Ettliger sattelte um, studierte Germanistik an den Universitäten Berlin (hier fand er Anschluss an den Kreis um Erich Schmidt) und Heidelberg und promovierte 1890 mit einer Arbeit über Hofmann von Hofmannswaldau. Anfang der 1890er-Jahre kehrte er nach Berlin zurück, wurde im April 1892 Feuilletonredakteur bei den *Berliner Neuesten Nachrichten* (bis Ende 1895) und arbeitete für zahlreiche weitere Zeitungen und Zeitschriften. Ein bleibendes Verdienst erwarb sich der junge Journalist Ende 1891 mit der Übersetzung von Flauberts Roman *Madame Bovary. Mœurs de province* aus dem Jahr 1857, ein Buch, das in Frankreich längst zu den Klassikern der modernen Literatur zählte, in Deutschland aber nahezu unbekannt war.⁷

»Seine Sprache hat Nerven« – Ettliger überträgt Flaubert

Ettliger war überzeugt, mit dieser Übertragung eine »literarische Mission«⁸ zu erfüllen, »ein viel zu wenig gekanntes Meisterwerk in breitere Schichten der deutschen Lesewelt einzuführen, bei der Flaubert bis zum heutigen Tage neben Balzac und Dumas, Daudet und Zola, Maupassant und Bourget noch kaum recht zu Worte gekommen, ja zum größten Teil nur dem Namen nach bekannt geworden ist.« (S. IV.) Daran sei vor allem eine fehlende Übersetzung schuld, denn erfahrungsgemäß würden die »Autoren von neun Zehnteln unseres Publikums deutsch gelesen«. (S. IV.) Ettliger ging in seinem Nachwort vornehmlich auf die enormen Schwierigkeiten ein, die Flauberts Roman mit seinen sprachlichen Feinheiten, subtilen Untertönen, sorgfältig und über viele Jahre ausgetüftelter Ausdruckswelt einem Übersetzer bereite: »Seine Sprache hat

Nerven. Sie beruht auf streng künstlerischen Gesetzen einer rhythmischen Symmetrie. Sie lebt und atmet und pulsiert auf dem Papier, als wenn sie rezitiert würde. Das alles muß sie bei einer Übersetzung verlieren, gleichviel in welche Sprache es sei.« (S. III.) Viele Nuancen, auf die es bei diesem Kunstwerk ankomme, ließen sich schlicht nicht übertragen:

Denn für gewisse Dinge reicht nun einmal unsere sonst so reiche Sprache nicht aus, ganz besonders nicht für jene unendlich feinen und reizvollen psychologischen Streiflichter, jenes blitzschnelle Andeuten sensueller Empfindungsmomente, die oft nur durch ein Wort ganze Handlungen der Personen motivieren [...] In solchen Fällen galt dann eben nur der eine Grundsatz: im Anfang war der Sinn; und um diesen zu respektieren, durfte auch die freieste Handhabung des zu übersetzenden Worts nicht gescheut werden. (S. III.–IV.)

Allen freimütig bekundeten Bedenken und Befangenheiten des Übersetzers zum Trotz hat Ettlingers Übertragung *Madame Bovary* den Weg in die deutsche Lesewelt und Literatur gebahnt. Ein Indiz für eine gesteigerte Aufnahme des Romans in den 1890er-Jahren bieten zwei Umfragen bei prominenten Zeitgenossen nach ihren Lieblingsbüchern in den Jahren 1889 und 1894. In *Die besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen. [...] Eine Sammlung von [...] Äußerungen lebender deutscher Schriftsteller u.s.w. über die besten Schätze der Weltliteratur und über die bevorzugtesten Bücher ihrer eigenen Neigung zur Beratung des lesenden Publikums zusammengestellt* (Berlin 1889) kommen bei den 35 befragten Persönlichkeiten Flaubert und sein Roman gar nicht vor. In einer ähnlichen Umfrage fünf Jahre später *Was soll ich lesen? Weihnachtsalmanach 1894. Äußerungen deutscher Männer und Frauen, eingeleitet von Hermann Heiberg, gesammelt u. hrsg. von Victor Ottmann* (Berlin 1894) stufen schon fünf Autoren Flauberts *Madame Bovary* als wichtiges Buch und empfehlenswerte Lektüre ein: Otto Julius Bierbaum, Georg Ebers, Eduard Grisebach, Wolfgang Kirchbach und Anton Freiherr von Perfall. Fontane hat ebenfalls an beiden Umfragen teilgenommen und eine umfangreiche Lektüreliste eingeschickt. Flaubert ist ebensowenig dabei wie Balzac; aus der neueren französischen Literatur empfiehlt Fontane Eugène Sues Großromane *Die Geheimnisse von Paris* (1843) und *Der ewige Jude* (1845) sowie drei Romane von Émile Zola aus seiner *Rougon-Macquart-Reihe*.⁹

Die naheliegende Frage, ob Fontane mit Ettlingers Übersetzung in Berührung gekommen ist, wird man verneinen müssen. Wären Flaubert und sein Roman einmal Gegenstand des Gesprächs zwischen Fontane und Ettlinger gewesen, so hätte sich Ettlinger in seinem Nekrolog oder an anderer Stelle eine Bemerkung darüber sicher nicht entgehen lassen. Er war schließlich auch der erste (und lange Zeit einzige)¹⁰ Kritiker, der 1895 mit seiner recht plakativ klingenden Behauptung »Effi Briest ist eine märkisch-pommersche Madame Bovary« auf die innere Verwandtschaft zwischen beiden

Romanen hinwies. Gleichzeitig aber auch schon auf einen »fundamentalen Unterschied« in der Romantechnik Flauberts und Fontanes deutete, den er 1904 wiederholt aufgriff:

Wenn man schon öfters »Effi Briest« das deutsche Gegenstück zu »Madame Bovary« genannt hat, so liegt die Berechtigung dazu viel mehr in den Gegensätzen, als in den stofflichen Ähnlichkeiten beider Meisterwerke. Flaubert, der exakte Realist, folgt jedem Stadium der Verführung seiner Heldin fast mit dem Sekundenzeiger; Fontane überschlägt ganz im Stile des Balladendichters solche leicht erratbaren Vorgänge ganz und überläßt es dem Leser, sich das Wann und Wieso aus dem weiteren Verlaufe der Dinge selbst zurechtzudenken.¹¹

Auch hier ist Ettltinger weit davon entfernt zu behaupten, *Madame Bovary* aus dem Jahr 1857 sei die Vorlage zu *Effi Briest* gewesen. Nach allem, was wir heute wissen, hat Fontane das Buch nie gelesen, auch wenn gelegentlich das Gegenteil behauptet wird.¹² Es wird weder in Fontanes Gesamtwerk erwähnt, noch in seinen Briefen und Tagebüchern. Der Name Flauberts kommt in Roland Berbig's profunder *Theodor Fontane Chronik* überhaupt nicht vor. Als unmittelbare oder mittelbare »Anregung« für Fontanes *Effi Briest* wäre Ettltingers Übertragung 1892 ohnehin zu spät gekommen, denn Fontane arbeitete schon im Jahr 1890 an seinem Roman.¹³ Ettltinger hat jedoch wiederholt darauf aufmerksam gemacht, dass Flaubert als einer der Begründer des modernen französischen Romans ganz allgemein einen Wellenschlag verursachte, von dem letztlich auch Fontane erreicht wurde.

»Der Modernste der Modernen« – Ettltingers erste Wortmeldung zu Fontane

Im Sommer 1892 veröffentlichte Ettltinger erstmals eine kritische Stellungnahme zu Fontane, eine Besprechung des Romans *Frau Jenny Treibel*.¹⁴ Darin hebt Ettltinger die eigenständige Bedeutung Fontanes innerhalb der zeitgenössischen deutschen Romanliteratur hervor. Gemeinhin sieht er den Romancier Fontane ganz im Strom jenes »mächtigen Aufschwung[s], der uns von Frankreich her gerade auf diesem Kunstgebiet seit Balzac und Flaubert kam und unter unsern neueren Autoren in Keller und Fontane seine glänzendsten Vertreter gefunden« habe (S. 4). Fontane sei »der Modernste der Modernen, ganz ein Kind seiner Zeit und seiner märkischen Heimath« und habe sich »nach und nach in eine eigene, vorläufig ganz allein ihm gehörige Kunstform hineingearbeitet, auf die der von ihm selbst noch angewandte Titel Roman nur sehr nothdürftig paßt«. Er entfalte »die wundersame Kunst [...], das Ungesucht-Alltägliche poetisch zu beleben, das Nüchtern-Reale künstlerisch zu gestalten und so ein Segment aus dem ächten, vollblütigen Leben zu geben, ohne romantische Fügungen und selt-

same Schicksale, ohne abnorme Charaktere oder hochgespannte Leidenschaft« (S. 5-6), das heißt ohne jene handlungstreibende Unterhaltungskomponenten, auf die der gängige Roman nicht verzichten kann. Ein Aspekt, der Fontane für das gewöhnliche Leihbibliothekspublikum unattraktiv macht, was Ettliger 1895 in seiner Rezension von *Effi Briest* gleichfalls hervorhebt: »Weniger an Handlung und Entwicklung«, so Ettliger 1892, »kann man eigentlich nicht wohl verlangen« (S. 6). Trotz einiger kleinerer Ausstellungen, die den »Werth dieser seiner neuesten Schöpfung nur in sehr geringem Maße beeinträchtigen«, zeigt sich Ettliger voller Bewunderung für den »nimmermüde[n], jugendkräftige[n] Alte[n], den wir gerne »unsern« Fontane zu nennen pflegen« (S. 6) – allerdings verrät er nicht, wen er hier mit »wir« meint. Wichtig schien ihm jedoch die Anspielung darauf, dass es in Berlin einen »Fontanisten«-Kreis gäbe, in dem er verkehre.

Ettliger gründet einen Korrespondentendienst, das *Salon-Feuilleton*

Die zweite große Tat des jungen Journalisten war nach der *Madame Bovary*-Übersetzung 1893 die Gründung einer Feuilletonkorrespondenz, die den Titel *Salon-Feuilleton. Wöchentliche Correspondenz für Zeitungen* erhielt.¹⁵ Das Blatt war keine Publikumszeitschrift und wurde nicht über den Buchhandel vertrieben. Sowohl für Privatbezieher als auch für Bibliotheken war es unattraktiv, da die Rückseite des im Quartformat erscheinenden Blattes jeweils unbedruckt blieb. Das hatte einen praktischen Grund. Zeitungsredakteure konnten gefahr- und umstandslos Artikel ausschneiden, auf ein Blatt kleben und direkt in die Setzerei geben. Die Feuilletonkorrespondenz war also, wie der Titelzusatz schon angibt, ausschließlich für Redaktionen von Tageszeitungen und Zeitschriften bestimmt, die damit ihren wachsenden Bedarf nach guten Feuilletonartikeln decken konnten. Denn für die Tagespresse war am Ende des 19. Jahrhunderts der Feuilletonteil »ein recht wirksames Mittel geworden, eine Zeitung populär zu machen«¹⁶ und so ihren Marktanteil zu steigern.

Seit den 1870er-Jahren gab es in Berlin eine ganze Reihe von Feuilletonkorrespondenzen, die monatlich, wöchentlich oder sogar täglich herauskamen und »die Tagespresse mit dem erforderlichen Feuilletonmaterial versorg[t]en.«¹⁷ Unter dem Titel *Feuilletonzeitung* firmierten gleich drei verschiedene Unternehmungen.¹⁸ Die Konkurrenz war also groß, als Ettliger sein *Salon-Feuilleton* zunächst »aus eigenen Mitteln«¹⁹ im Sommer 1893 aus der Taufe hob. Friedrich Fontane übernahm nach einiger Zeit den Verlag des Periodikums, das Ettliger bis zu seinem Tod 1912 als Redakteur leitete.²⁰ Damit bahnte sich eine langjährige Zusammenarbeit mit Friedrich Fontane an. Redakteur und Verleger brachten das Blatt schnell auf eine geachtete Höhe. Dahms hebt 1895 in seiner Übersicht von Berliner Feuilleton-

korrespondenzen »das mit Geschmack und Verständnis geleitete ›Salon-feuilleton« hervor, »das außer aktuellen Plaudereien auch interessante Skizzen und Novelletten bringt und über einen Kreis renommierter Mitarbeiter verfügt.«²¹ Die Titelei des Blatts führte werbewirksam die Namen dieser angesehenen Mitarbeiter auf. Im Januar 1895 sind es schon 58 Schriftsteller, Dichter, Kritiker, Fachgelehrte, eine bunte Mischung aus Vertretern der älteren Generation (Dahn, Ebers, Frenzel, Pietsch, Rodenberg, Spielhagen) und der jungen (Alberti, Hartleben, Heiberg, Ompteda, Bertha von Suttner, Tovote). Auch der Name von Theodor Fontane findet sich hier.

Obgleich seine aktive ›Mitarbeit‹ eher bescheiden ausfiel, so verfolgte er doch mit »warme[m] Interesse«, wie Ettlinger in seinem Nekrolog schreibt, ohne das *Salon-Feuilleton* zu nennen, das Erscheinen dieses Blattes. Als Ernst Heilborn für seine Zeitschrift *Cosmopolis* händeringend nach Verfassern guter Kurzgeschichten suchte, empfahl ihm Fontane am 17. November 1896, sich doch einmal in Feuilletonkorrespondenzen umzusehen:

Sie finden [...] solche Herren – vielleicht auch mal Damen – in den »Feuilleton«-Zeitungen, deren mehrere erscheinen, eine bei meinem Sohn. Alle sechs Wochen sehe ich mal hinein und bin dann immer erstaunt, wie *relativ* gut diese Schreibereien sind, die nicht viel bedeuten wollen, und gewiß besser wären, wenn sie besser bezahlt würden.²²

Einige Zeilen weiter fährt er fort:

Ich bin in der angenehmen Lage Ihnen hier gleich die letzte Nummer des »Salon-Feuilleton« schicken zu können. Sie finden hier gleich einiges Novellistisches. Wahrscheinlich taugt es nichts. Aber es zeigt wenigstens, daß Leute da sind, die »kurz« schreiben und daß das große Publikum danach verlangt.²³

Stand Fontane als Berufsschriftsteller dem vergleichsweise neuen Medium der Feuilletonkorrespondenz durchaus aufgeschlossen gegenüber, so nutzte er es als Verdienstquelle nicht. Der Vorteil, mit der Vermittlung von Beiträgen an die Tagespresse durch eine Feuilletonkorrespondenz ein breites Publikum zu erreichen und der lästigen Einsendung von Artikeln an Zeitungsredaktionen enthoben zu sein, spielte in seinem Schriftstellerhaushalt keine Rolle. Inwiefern sich die Aufnahme eines Artikels in verschiedenen Tageszeitungen bezahlt machte, bleibt offen. Wurden Beiträge einmalig von der Feuilletonkorrespondenz honoriert oder je nach Anzahl von Nachdrucken? Fontanes Bemerkung über »Schreibereien«, die sicher »besser wären, wenn sie denn besser bezahlt würden«, spricht nicht dafür, dass für die Autoren mit Feuilletonkorrespondenzen ein gutes Geschäft zu machen war. So fiel denn auch Fontanes Mitarbeit am *Salon-Feuilleton* nur gering aus. Sie beschränkte sich lediglich auf drei Beiträge. Im Oktober 1894 überließ er Ettlinger eine Theaterkritik von Hauptmanns *Webern* (aufgeführt im Deutschen Theater am 25. September), die er in der *Vossischen Zeitung* nicht hatte unterbringen können. Sie erschien ohne Nennung des Auto-

rennamens. Da dieser Jahrgang des *Salon-Feuilleton* nirgendwo greifbar ist, konnte die Publikation bis heute nicht eingesehen werden.²⁴ Im März 1896 lieferte Fontane an Ettliger drei *Neue Gedichte*, darunter das viel Furore machende und sogleich von zahlreichen Zeitungen nachgedruckte *Die Alten und die Jungen* sowie *Der neue Polonius an den neuen Laertes*, das in der Buchausgabe 1898 mit *Neueste Väterweisheit* betitelt wurde.²⁵ Diese Erstdrucke (mit minimaler Varianz zum Bucherstdruck) waren bislang unbekannt. Vermutlich im Zusammenhang mit den vielen Erinnerungen und Erinnerungsfeiern zum 50-jährigen Jubiläum der Märzrevolution, möglicherweise auch vor dem Hintergrund der Reichstagswahl am 16. Juni 1898 brachte Ettliger Ende Mai 1898 mit *Auf dem Wollboden. Eine Erinnerung an die Wahlen vor 50 Jahren* eine Episode aus Fontanes Revolutionserinnerungen.²⁶ Auch diese Publikation war bislang unbekannt. Sowohl die *Neuen Gedichte* als auch *Auf dem Wollboden* wurden umgehend von der *Bonner Zeitung* nachgedruckt, die sicher Abonnentin des *Salon-Feuilletons* war.

Wie wir aus dem Fontane-Nekrolog Ettligers erfahren, hat dieser zumindest in einem Fall Fontane animieren wollen, einen Beitrag »für ein zeitschriftliches Unternehmen, dem er warmes Interesse bewiesen«, zu liefern. Zum 80. Geburtstag des greisen Reichskanzlers am 1. April 1895 erbat er sich eine Äußerung in Prosa oder Versen über Bismarck.²⁷ Doch Fontane lehnte dankend ab. Vermutlich hat der Bismarck-begeisterte Ettliger nicht im Entferntesten geahnt, dass Fontane keineswegs ein so schwärmerischer Verehrer des ehemaligen Reichskanzlers war, sondern zwischen respektvoller Anerkennung und tiefsitzender Abneigung schwankte. »Diese Mischung von Uebermensch und Schlauberger«, so schreibt er an Bismarcks 80. Geburtstag an seine Tochter Mete,

von Staatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer (er glaubte die Stadt Berlin wollte ihn zugleich ärgern und bemogeln (man merkt, er hat selber öfters hinter der Thür gestanden)) von Heros und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, – erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt eine reine helle Bewunderung in mir nicht aufkommen. Etwas fehlt ihm und gerade das, was recht eigentlich die Größe leiht.²⁸

Was Fontane nicht daran hinderte, drei Jahre später aus Anlass von Bismarcks Tod ein Gedicht (*Wo Bismarck liegen soll*) zu verfassen, das – sogleich in zahllosen Zeitungen des Reiches nachgedruckt – von vielen als gelungene Glorifizierung des Hingeschiedenen gedeutet wurde. So auch mit großer Emphase von Ettliger in seinem Fontane-Nekrolog.

War Fontane mit Arbeiten für das *Salon-Feuilleton* auch zurückhaltend, so hat er zumindest in einem Fall versucht, einen Artikel an das Blatt zu vermitteln. Aus der *Theodor Fontane Chronik* erfahren wir, dass Fontane am 11. August 1895 einen Beitrag des Offiziers und angehenden Schriftstellers Georg von Graevenitz an Ettliger für das *Salon-Feuilleton* geschickt und empfohlen hat.²⁹ Gedruckt wurde im *Salon-Feuilleton* jedoch nichts von

ihm, Fontanes Vermittlungsversuch war daher wohl vergeblich.³⁰ Der Brief an Ettliger, den Fontane am 11. August abschickte, ist verschollen und auch im HBV (Hanser Briefverzeichnis) nicht festgehalten.

Briefe und Postkarten

Aus der gewiss nicht allzu umfangreichen Korrespondenz zwischen Ettliger und Fontane lag bislang lediglich eine Postkarte Fontanes an Ettliger vom 19. Oktober 1895 vor, auf der Fontane ankündigt, »sehr bald, in spätestens 14 Tagen« ein Gedicht zu schicken.³¹ Ettligers Anschreiben ist nicht überliefert, auch wurde im *Salon-Feuilleton* 1895 kein Gedicht Fontanes gedruckt, weitere Briefe oder Karten, die sich auf eine mögliche Verzögerung der Ankündigung beziehen, sind nicht bekannt.

Überraschend tauchte 2021 eine weitere Postkarte Fontanes an Ettliger im Autographenhandel auf. Sie bezieht sich auf die im *Salon-Feuilleton* veröffentlichte Episode *Auf dem Wollboden*. Fontane gibt sein Einverständnis zum Abdruck in der Feuilletonkorrespondenz:

Natürlich freue ich mich das Kapitelchen in Ihrem Salon-Feuilleton erscheinen zu sehen und bitte nur, daß Sie mit Fr. Fontane & Co. vorher noch darüber sprechen. In den nächsten Tagen erwarte ich einen korrigierten Korrekturbogen zurück, sehe ich, daß ich [...] ein paar wesentliche Korrekturen gemacht habe, so schicke ich Ihnen den betr. Bogen.³²

Das war nicht mehr nötig und Ettliger dürfte den Vorabdruck aus *Von Zwanzig bis Dreißig* längst mit Friedrich Fontane abgesprochen haben, denn der Text erschien schon am 31. Mai. Für diese Publikation war die Initiative jedenfalls von Ettliger ausgegangen.

Die beiden in Ettligers Fontane-Nekrolog abgedruckten Fontane-Briefe lassen sich unterschiedlich genau datieren: Das Dankschreiben für die Rezension von *Effi Briest* dürfte Fontane am 23. Dezember 1895 verfasst haben, zwei Tage nach Erscheinen von Ettligers Rezension. Ein entscheidendes Indiz dafür ist Fontanes Anspielung auf die »gestern« erfolgte milde Verspottung der »Eberse und Dahne«, berühmte Verfasser viel gelesener historischer Romane, in der *Vossischen Zeitung*. Ein Anonymus (jetzt wissen wir, dass es Paul Schlenther war) hatte in der Sonntagsausgabe der Zeitung vom 22. Dezember mit Blick auf Fontanes vierbändigen Romanerstling und das Erscheinungsjahr 1878 geschrieben: »Wer war Fontane? [...] Was drängte der ältere Herr sich nun zu unsern Ebersen und Dahnen?«³³

Schwieriger ist die genaue Datierung des zweiten Schreibens. Da Bismarcks Geburtstag auf den 1. April 1895 fiel, hat Ettliger vermutlich zwischen Mitte Februar und Mitte März 1895 den Autor um einen Beitrag gebeten. Fontanes Absage dürfte gleichfalls in diesem Zeitraum liegen.

Abschied Villa Stella

Ob und wie oft sich Ettliger und Fontane seit Mitte der 1890er-Jahre in Berlin gesehen haben, lässt sich nicht feststellen. Im Sommer 1898 kam es jedenfalls während eines Erholungsaufenthalts Ettligers auf dem Weißen Hirsch bei Dresden, wo sich Fontane schon seit Mai einquartiert hatte, zu persönlichen Begegnungen, für Ettliger »unvergeßlich[e]« Stunden heiteren, anregenden, unterhaltsamen Zusammenseins. Fontane schreibt am 16. Juni 1898 vom Weißen Hirsch bei Dresden an seinen Sohn Friedrich: »Ettliger hat sich für morgen vormittag bei mir angemeldet. Er wohnt in Villa Stella; mög es ihm ein guter Stern sein.«³⁴

Dieser gute Stern leuchtete Ettliger noch einige Jahre. 1898 übersetzte er den psychologischen Roman *Adolphe* (1816) von Benjamin Constant (1767–1830), 1909 veröffentlichte er mit *Benjamin Constant. Der Roman eines Lebens* eine viel beachtete Biographie des gebürtigen Schweizer, liberalen Politikers und Schriftstellers. Seine enorme journalistische Begabung krönte er im Oktober 1898, kurz nach Fontanes Tod, mit der Schaffung einer Literaturzeitschrift, dem *Literarischen Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde*, das zunächst von Friedrich Fontane verlegt wurde und 1904 an Egon Fleischel übergang. Unter Ettligers Redaktion avancierte das Blatt zu einer der angesehensten Literaturzeitschriften in Deutschland, das für Jahrzehnte (Ettliger redigierte es bis zu seinem Tod, danach übernahm die Herausgeberschaft wie beim *Salon-Feuilleton* sein Freund Ernst Heilborn) eine einzigartige literarische Chronik abbildet und bis heute (auch aus bibliographischer Sicht) eine außerordentlich wertvolle Quelle darstellt. 1902 wandte sich der Journalist Ettliger auch dem Theater zu, übernahm den Vorsitz des Vereins Neue Freie Volksbühne, der 1892 auf Initiative von Bruno Wille gegründet worden war. Unter Ettligers Vorsitz und mit seinem viel gerühmten Organisationsgeschick blühte der Verein auf und wuchs von etwa 1.800 auf 50.000 Mitglieder. 1911 erteilte Ettliger ein Ruf als Leiter der Feuilletonredaktion an die renommierte *Frankfurter Zeitung*. Er zog mit seiner Familie von Berlin nach Frankfurt am Main, konnte die Redaktionsleitung allerdings wegen seiner inzwischen schwer angeschlagenen Gesundheit nicht mehr aufnehmen. Ettliger erlag, erst 42 Jahre alt, am 2. Februar 1912 in Frankfurt seiner schweren Krankheit.

Von seinem literarischen Nachlass scheint nur noch ein Rudiment zu existieren. Die Handschriftenabteilung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main verwahrt zahlreiche Briefe von Autoren und Autorinnen an Josef Ettliger auf, einer beachtlichen Schar von Persönlichkeiten des literarischen und intellektuellen Lebens in Deutschland seit etwa 1894.³⁵ Fontane ist nicht darunter.

Zur Textdokumentation

Ettlingers Beiträge werden buchstaben- und zeichengetreu wiedergegeben, fehlende Lettern sowie eindeutige Druckfehler stillschweigend ergänzt bzw. berichtigt.

Beide Texte bieten keine großen Verständnishürden und können hier unkommentiert bleiben. Lediglich auf drei Kleinigkeiten sei an dieser Stelle hingewiesen:

Am Ende der *Effi Briest*-Rezension (S. 111) spielt Ettliger auf »die großstädtisch gewürzte ›Ballhausanna« an. Das von dem Berliner Rechtsanwalt, Zeitungsherausgeber, Redakteur und Schriftsteller Leo Leipziger (1862–1922) verfasste Buch *Die Ballhaus-Anna. Ein Berliner Sittenroman* war in der Berliner Tageszeitung *Das kleine Journal* vorabgedruckt worden, erschien 1895 im Verlag von Freund & Jeckel und erregte beim Lesepublikum ein enormes Aufsehen. Bis 1898 brachte es der von einigen Zeitgenossen als »schmutziges Machwerk« geschmähte Titel auf siebzehn Auflagen.³⁶ Der Stoff wurde nach 1900 von Leipziger sehr erfolgreich zu einer Gesangsposse verarbeitet und 1911 verfilmt, 1920 nochmals unter dem Titel *Mascotte*.

Fontane zitiert in seinem Dankschreiben an Ettliger (S. 105) mit »Um das Rhinoceros zu sehn etc.« den Anfang von Gellerts damals sehr bekannter Fabel *Der arme Greis*.³⁷

Das von Fontane im Brief an Ettliger (S. 106) verwendete lateinische Wort *pecus* (Vieh) war im 19. Jahrhundert auch als Fremdwort geläufig und bedeutete so viel wie »Rindvieh« oder »Dummkopf«. ³⁸ Bei Fontane kommt es offenbar nur noch ein einziges Mal vor, und zwar am Ende des Romans *Frau Jenny Treibel*, wo der Autor dem schon angeheiterten Gymnasialprofessor Wilibald Schmidt die vielsagenden Sentenzen in den Mund legt: »Geld ist Unsinn, Wissenschaft ist Unsinn, Alles ist Unsinn. Professor auch. Wer es bestreitet, ist ein *pecus*.«³⁹

Der alte Fontane.
In memoriam.

Noch in den letzten Wochen war dem alten Theodor Fontane im deutschen Blätterwalde eine vielstimmige Ovation bereitet. Sie galt seinem jüngst erschienenen autobiographischen Buche »Von Zwanzig bis Dreißig«, das die früher erschienenen »Kinderjahre« so charmant fortsetzt; und in fast jedem dieser vielen Artikel kehrte eine Bemerkung wieder: das Buch habe nur den einen großen Fehler, daß es in der Vorrede heiße, eine Fortsetzung solle nicht mehr folgen. Das wollte man nicht für bare Münze nehmen, und der alte Herr hat es wahrscheinlich auch selbst nicht so ernsthaft gemeint. Aber ein Höherer hat ihn beim Wort genommen und den letzten, allerletzten Schlußstrich unter dieses an Erinnerungen und späten, herrlichen Früchten so reiche Leben gesetzt. Am Abend eines schönen Herbsttages, in seinem alten, vertrauten, engen Heim, ohne Kampf, ohne Schmerz, ohne Krankheit, ganz ohne die Aufregung und bange Bestürzung, die ein erwarteter Todesfall als Schatten vor sich hinwirft, hat er die Augen geschlossen, um sie nicht wieder aufzuthun. So hatte er es selbst sich gewünscht, dem jede Gefühlsthuerei und Rührseligkeit, jede tragische Pose so zuwider und so fremd war, und keine Sterbensart hätte zu dem ganzen Wesen und der Eigenart dieser unvergeßlichen Persönlichkeit so merkwürdig genau gepaßt, wie dieser rasche, umstandslose fast fröhliche Tod.

Das Erscheinen seines letzten großen Werkes, des Romans »Der Stechlin«, der in einigen Wochen auf dem Büchermarkt erscheinen soll, hat er nicht mehr erleben dürfen. Aber auch ohne dieses posthume Werk, das wie alle anderen in märkischem Boden wurzelt, ist die Familie seiner Bücher so groß und stattlich, daß nur wenige seiner treuesten Verehrer ein jedes ihrer Glieder persönlich kennen. Sie läßt sich in vier Gruppen teilen, diese Bücherfamilie. Die erste Gruppe sind die Gedichte und Balladen, die zweite die Kriegsbücher über die drei großen preußisch-deutschen Feldzüge, die dritte die Wander- und Reisebücher und die vierte und letzte die Romane. Von den Gedichten und Balladen wird ein ganzes Teil in den preußischen Schulen alljährlich tapfer deklamiert, und der wundervolle »Archibald Douglas« allein, in Carl Löwes kongenialer Komposition, würde genügen, den Namen seines Dichters frisch grünend zu erhalten; von den Kriegsbüchern hat sich namentlich das Memoirenstück »Kriegsgefangen«, das Fontanes eigene Kriegsgefangenschaft im deutsch-französischen Kriege schildert, in lebendiger Gunst erhalten; von den Reisebüchern besitzen die vierbändigen, historisch-poetischen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« eine stets sich erneuernde Gemeinde innerhalb der märkischen Bezirke. Seine Romane aber haben dem Greise verschafft, was dem Manne noch versagt blieb; den dauernden und sichtbaren Platz in der Weltliteratur.

Mit diesen Romanen trat er erst ganz spät hervor, in einem Alter, in dem unsre anderen Literaturfürsten, wie Freytag, Spielhagen, Heyse schon am Ende ihrer poetischen Zeugungskraft standen. Dieser auffallende Umstand war mir immer verwunderlich erschienen, und einmal fragte ich ihn geradezu, wie es komme, daß er erst als Sechziger den ersten Roman veröffentlicht habe. Die Frage überraschte ihn ein wenig. Er schien sich der Sache gar nicht bewußt zu sein und mußte sich erst ausrechnen, daß er wirklich schon 59 zählte, als der vierbändige historische Roman »Vor dem Sturm« 1878 erschien. Dann aber flog jenes plötzliche Schmunzeln über sein Gesicht, das ihm so bezeichnend stand und das man so oft zwischen den Zeilen seiner Bücher, zumal seiner Lebenserinnerungen wiederzufinden glaubt. »Ja nun,« meinte er, »die Sache ist im Grunde recht einfach. Daran war eben – wie an so vielem in der Welt – der ganz gewöhnliche Geldpunkt Schuld. Den Roman – wissen Sie, wann ich den angefangen habe? Schon im Jahr 64 (ich wohnte damals an der Königgrätzerstraße, wo zu jener Zeit noch der alte Stadtgraben vorbeiging) und während ich an den ersten Kapiteln schrieb, holperten und rasselten drunten vor meinen Fenstern – bum, bum, bum – die österreichischen Kanonen vorüber, die nach Schleswig zogen. Und da muß ich denn nachher auch mit, um zuzusehen, und nach dem Feldzug schrieb ich mein Buch darüber, und dann kam 66 und wieder ein Buch über den Krieg, und dann 70/71 – und kurz, es dauerte bis zum Jahre 1876, also über zwölf Jahre, bis ich endlich den Roman wieder vorholen konnte. Denn ich war damals nicht in der glücklichen Lage, meine Zeit auf ein Buch zu verwenden, von dem ich nicht vorher genau wußte, daß es auch etwas einbringt. Mit dem Roman ging es aber so, oder wär' doch um ein Haar so gegangen, wenn nicht schließlich Pantenius ihn genommen und im »Daheim« gedruckt hätte.«

So merkwürdig dieses späte Erblühen eines einzigartigen Erzählertalents schon an sich erscheint, noch merkwürdiger ist es, daß es sich erst nach weiteren zehn Jahren zu seiner vollen Reife entfaltete; denn seine köstlichsten und individuellsten Bücher, die kleinen Romane »Irrungen, Wirrungen«, »Stine«, »Frau Jenny Treibel«, den autobiographischen Roman »Meine Kinderjahre«, den großen Roman »Effi Briest«, das entzückende Lebensbild »Die Poggenpuhls« und endlich seinen letzten Erinnerungsband »Von Zwanzig bis Dreißig«, diese alle hat er eigentlich erst »zwischen Siebzig und Achtzig« geschaffen, und er bleibt mit dieser Aufwärtsentwicklung im Alter ein Phänomen, das in unserer Literaturgeschichte seines Gleichen nicht hat, auch an Goethe nicht, der von seinen großen Werken keines erst als Greis geschaffen hat; das man nur etwa mit Adolf Menzel, dem künstlerischen Seelenverwandten Fontanes, in Parallele stellen kann.

Die Romane vor »Irrungen, Wirrungen« – »Cécile«, »L'Adultera« und die anderen – haben noch nicht die weltreife Kunst echter Lebenswiedergabe,

noch nicht den ganz persönlichen Zauber, das »Bouquet« fontanischer Darstellung. Erst mit »Irrungen, Wirrungen« begann dieses Stadium der Selbstvollendung, erst mit diesem kleinen Roman – der das »Verhältnis« eines jungen Offiziers zu einem Berliner Mädchen niedrigen Standes und die Art, wie beide durch das Leben auseinandergerissen werden, mit den denkbar schlichtesten Mitteln behandelt – schuf sich der Dichter seine eigene Erzählungsgattung, deren ganze Definition der Name Theodor Fontane ist. Das Werk erschien eines Sommers zuerst in den Spalten der »Vossischen Zeitung«, die damals noch sonst grundsätzlich keine Romane brachte (seit Kurzem erst thut sie es), und trug der Redaktion eine kleine Flut von ungehaltenen Briefen erzürnter Mütter und besorgter Väter ein, die in die Zwangslage versetzt waren, vor ihren Töchtern die sonst so himmlisch harmlose »Tante Voß« sorgfältig wegzuschließen.

Seinen größten Wurf aber hat Theodor Fontane erst vor drei Jahren mit dem umfänglichen Roman »Effi Briest« gethan, der Geschichte einer blutjungen Frau, die von den Eltern an einen mehr als doppelt so alten Landrat im Pommerschen verheiratet wird und unter dem Zusammenwirken bestimmter Eindrücke und Erlebnisse ins Elend gerät, derart, daß es zur Scheidung kommt und sie selbst als eine gesellschaftlich Ausgestoßene nach längerem Dahinwelken stirbt. In diesem Meisterroman, der in mehr als einer Hinsicht ein deutsches Gegenstück zu dem vielbewunderten Urbild des modernen französischen Romans, zu Flauberts' »Madame Bovary« darstellt, steckt die ganze Essenz fontanischer Weltanschauung, die geklärte Besonnenheit, mit der er den unvermeidlichen Wirklichkeiten dieses konfusen und seltsamen Lebens gegenübersteht, die tiefe Herzenerfahrung des alles verstehenden Weisen. Von den Gefühlen und Gedanken der Personen erfährt man fast gar nichts direkt, denn Fontane hat nichts von der analysierenden Technik unserer psychologischen Romanerzähler, die ihre Helden von innen heraus erleuchten und gleichsam transparent zu machen suchen; er läßt alles Licht von außen auf sie fallen und macht uns so genau mit ihnen vertraut, daß wir ihr Denken und Fühlen so gut verstehen, als wäre es in vielen Worten dargelegt.

Freilich, die großen, flammenden Leidenschaften des Herzens, die kommen in seinen Romanen nicht vor. Aber sie kommen wohl auch im Leben unvergleichlich viel seltener vor, als uns die vielen Liebesromane glauben machen wollen. Zum Glück, nebenbei gesagt. Und man darf es Fontane nicht zum Vorwurf machen, daß seine Menschen so gar nichts Vulkanisches und Elementares, sondern desto mehr praktisch vernünftige Gedanken haben, wie die tapfer ihrem adligen Botho entsagende Lene in »Irrungen, Wirrungen«, oder die kluge Professorstochter Corinna in »Frau Jenny Treibel«, die sich noch rechtzeitig für den simplen, sie treu verehrenden Vetter entschei-

det, als sie einsieht, daß sie den reichen Kommerzienratssohn nicht kriegen kann. In diesem ausgesprochen pragmatischen Zuge von Fontanes Romanen liegt vielmehr der wertvollste Teil seines Wesens, zumal er niemals, nüchtern und kalt, sondern immer durch eine feine Mischung von Humor und liebenswürdiger Bonhommie gemildert und verklärt zu Tage tritt. Der »holde Wahnsinn« des Dichters, der in höheren Sphären schwebt, war ihm nie gegeben und vielleicht auch nichts weniger als sympathisch. Darum war er auch kein Lyriker im eigentlichen Sinne dieses Wortes, vor Allem kein Liebeslyriker, und aus seiner geringen Vorliebe für die »Generalpächter der großen Liebesweltdomäne«, die »Weihekußmonopolisten« (zu denen er auch seinen Freund Storm trotz aller Bewunderung rechnet) hat er in seinen Memoiren kein Hehl gemacht. Pathos war ihm so verhaßt, wie verwaschene Sentimentalität. Und eben in dieser eigentlich preußischen Neigung zum Realen begegnet er sich mit Menzel, seinem Altersgenossen, und hat er einen gewissen verwandten Zug mit einem so viel Größeren, dem er allezeit die wärmste Bewunderung geweiht hat: mit Bismarck.

Der Vergleich, der sich natürlich nur allgemein auf einen bestimmten gemeinsamen Wesenszug der beiden Männer bezieht – kann wohl kaum mißverstanden werden. Seine Richtigkeit wird man inne, wenn man Bismarcks aus vielen Proben bekannte Sprechweise mit der Art, wie Fontane seine Menschen reden läßt und wie er selbst in seinen Aufzeichnungen zu uns spricht, nebeneinanderhält: man wird dann die Aehnlichkeit entdecken, die in der merkwürdig prägnanten, treffenden, die Dinge oft mit einem eigenen, neuen Worte umfassenden Ausdrucksweise liegt, in der Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit der Wendungen. Er selbst hat es freilich mit der abwehrenden Geberde des überzeugten Bismarckverehrer abgelehnt, auch nur in einem Atem mit dem Großen genannt zu werden. Als ich früher einmal den Vergleich mit dem Alten von Friedrichsruh und mit Menzel an anderer Stelle in der eben angedeuteten Weise zum Ausdruck brachte – in einer Besprechung von »Effi Briest«, schrieb er dawider mit seiner großen kräftigen Handschrift im Rundbogenstil:

»Seien Sie schönstens bedankt für den famosen Salutschuß zu Ehren Effi Briests in der Magdeburger Ztg. Salutschuß – in der Regel mit halber Pulverladung – ist übrigens nicht genug gesagt; Sie sind so verschwenderisch umgegangen, daß ich nicht weiß, ob nicht alles platzt oder vielleicht schon gepplatzt ist. Schlenther, mir zu Ehren, verhöhnte gestern die Eberse und Dahne und wenn ich nun im weiteren dem deutschen Volke nicht nur neben Menzel, das ginge am Ende noch, sondern auch neben Bismarck gezeigt werde, so kommt am Ende ein Umschlag und in irgend einem Witzblatte heißt es dann: »Um das Rhinoceros zu sehn etc.« Aber wie dem auch sei, und wenn Schlimmeres passiert, nochmals meinen herzlichsten Dank« usw.

Etwas früher, ein paar Wochen vor Bismarcks 80. Geburtstag, hatte ich mir erlaubt, ihn für ein zeitschriftliches Unternehmen, dem er warmes Interesse bewiesen hatte, um ein Denkblatt zu dem großen Festtage, sei in Prosa oder in Versen anzugehen. Damals schrieb er: » . . . Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Aber mit Bismarck, das geht nicht. Verzeihen Sie mir: nur noch ein ganz Jugendlicher oder ein pecus oder ein vor Eitelkeit zum Narren Gewordener kann sich hinsetzen und ein Gedicht oder auch nur einen Prosa=Hymnus auf Bismarck schreiben. Ein Grüner, ein Schaf, ein Geck, oder aber – wie ich gerne zugebe – ein Genie, das den Vorhang von einer neuen Welt wegzieht und Bismarck in einem neuen Lichte zeigt. Aber wer kann das? Ich nicht. Und ich sehe Viele, die's auch nicht können. Eine beklagenswerte Mode ist es, von den sogenannten »führenden Geistern der Nation« (ein wahres Glück, daß ihnen die Führung nicht obliegt) Antwort auf jede Frage zu verlangen, immer frisch fromm fröhliche Begeisterung für jeden Mann und jede Sache. Nach meiner Meinung giebt es in Deutschland keinen einzigen Menschen, der über Bismarck noch ein neues hübsches Wort, sei's in Vers, sei's in Prosa, sagen könnte. Alles ist gesagt, jeder Ton ist angeschlagen, man kann nicht mal mehr neu über ihn schimpfen...«

Und doch war es Theodor Fontane allein, der beim Tode des großen Kanzlers die wenigen schlichten, mächtig ergreifenden Worte fand, die vor Wochen die Runde durch alle deutschen Zeitungen machten, das kleine Gedicht, das mit den Zeilen schloß: » . . . Lärmt nicht so! – Hier unten liegt Bismarck irgendwo.« Es ist ein schöner und sinnvoller Zufall, daß seine letzten Verse dem Manne galten, der ihm in dieser Welt am meisten imponiert und den er unverdrossen mit derselben Liebe geehrt und gefeiert hat. Unverdrossen, – denn einen Gegenbeweis von freundlicher Gesinnung hat er nie erhalten. Ein paar seiner Werke hat er wohl früher dem damals noch waltdenden Reichskanzler zugesandt, aber sie fanden keinen Dank und keine Erwiderung. Gewiß nur ein Zufall, denn Bismarck, der jedem kleinen Wahlverein für Glückwünsche oder Huldigungstelegramme dankte oder danken ließ, wird nicht einen deutschen Dichter, dessen Art für ihn so viel Sympathisches haben mußte, mit Absicht haben verletzen wollen. Aber Fontanes Stolz hat es ihm doch trotz aller Verehrung nicht erlaubt, sich später dem großen Manne nochmals zu nähern.

Stolz im äußerlichen Sinne lag freilich seiner Art ganz fern. Seine Artigkeit im schriftlichen, wie mündlichen Verkehr, ein Erbeil seiner gaskognischen Vorfahren väterlicherseits, war beinahe sprichwörtlich. Diesen Sommer hatte er seine Villeggiatur mit Frau und Tochter in einem kleinen Häuschen der Villenkolonie auf dem »Weißen Hirsch« bei Dresden; dort war ich eine Zeit lang sein Nachbar, und die Stunden, in denen ich seine Gesellschaft und seine unvergleichliche Kunst des Plauderns genießen

durfte, werden mir unvergeßlich sein. Er besaß ein ausgezeichnetes Personengedächtnis, auch für die unbedeutendsten Individuen, und hatte seine besondere Freude daran, über den und jenen harmlose kleine Bosheiten zu sagen. Sein fröhliches Herze hatte er sich so frisch bewahrt, wie der Jüngsten einer, und wie jung er sich fühlte, ging am schönsten aus dem stets regen und warmen Interesse hervor, das er der jungen literarischen Generation entgegenbrachte. So wenig, wie im Leben, war er in seinen künstlerischen Anschauungen ein *laudator temporis acti* und er hat den beleidigten oder entrüsteten »Alten«, die wie Hopfen oder Dahn die ganze moderne Literatur von Zeit zu Zeit als eine einzige »Schweineerei« niederzuschimpfen versuchten, weil ihnen selber nichts mehr einfiel, gelegentlich – in dem kleinen Gedicht »Die Jungen und die Alten« – derb den Text gelesen. Denn trotz seiner fast achtzig Jahre war er in Wahrheit ein moderner Mensch: mit offenem Auge für alles Große und Schöne, jedem Eindruck empfänglich, für Alles interessiert, was des Interesses verlohnte, und im Leben, wie im Schaffen eine Vollnatur von regen Kräften und eine Persönlichkeit von echtem geistigem Adel.

Dr. Josef Ettliger.

Bonner Zeitung. Bonn. Nr. 234, 2. Oktober 1898, [S. 9]

Effi Briest.

Drei begnadete Menschen leben mit und unter uns, denen das kraftbrechende Alter bisher gottlob nichts hat anhaben können: Bismarck, Menzel und Fontane. Der größte dieser Drei hat den Weg in die Eisregion des Lebens, ins neunte Jahrzehnt, schon vor Monaten ungebeugten Hauptes angetreten; den Meister Menzel haben wir unlängst als Achtzigjährigen gefeiert, während Fontane, der Menzel des Romans, noch rüstig mit bedächt'ger Schnelle die letzten siebziger Jahrgänge durchwandelt. Gemeinsam ist diesen drei Alten, deren jeder uns auf seine besondere Art ans Herz gewachsen ist und bleibt, die ungetrübte Geistesfrische und Arbeitslust, der helle, kluge, klare Blick und eine zur vollen Reife geläuterte Weltfreundlichkeit, die am Engen und Kleinlichen nicht mehr haftet. Aber derweilen den Einen der Lauf der Geschichte allzu früh vom sausenden Webstuhl der Zeit hat abrücken lassen, an dem er dreißig Jahre lang als unerreichter Meister gesessen und gewirkt, stehen die anderen Beiden noch lebhaft mitten drin im kräftigsten Schaffen und Bilden und machen das eherne Naturgesetz der Altersschwäche mit einer Gründlichkeit zu schanden, an der man seine helle Freude haben muß.

Von Fontane*) wenigstens darf man wirklich das Paradoxe behaupten, daß er mit jedem seiner Werke jünger wird. Als ein Sechundsiebzigjähriger, der noch immer höher und höher zu steigen scheint, ist er ein wahres Phänomen unter seinesgleichen, von denen leider kaum noch einer so viel weise entsagende Selbstkritik besitzt, wie etwa Gustav Freytag, der schon viele Jahre früher als sein Leben sein Dichten für immer schloß. Denn was Spielhagen, Heyse, Lindau, Hopfen und Andere in neuer Zeit noch an Romanen aufgebracht haben, das zeigt so deutlich die Spuren des Niedergangs und der Selbstverzehrung, daß aller Respect vor früher Geleistetem darüber nicht mehr hinwegtäuschen kann. Freilich hat auch grade Fontane seine poetische Schaffenskraft ungleich viel länger unverbraucht bei sich gesammelt, als irgend je ein Anderer, und in einem Alter, in dem die meisten unserer bekannten Erzähler schon ermattet die Feder sinken lassen oder doch ihrer Dichtung Maienblüte längst hinter sich liegen haben, hat er – mit sechzig Jahren – die Perlenkette seiner Romanschöpfungen erst begonnen und seitdem mit immer reicherer Entfaltung seiner herzugewinnenden Kunst bis heute fortgeführt. Nur durch diese ganz ungewöhnlich lange Zurückhaltung oder besser gesagt, die selten späte Entwicklung eines so wurzelkräftigen Talentes ist die Merkwürdigkeit zu erklären, daß den eben erschienenen Roman »Effi Briest«**) wirklich ein nahezu Achtzigjähriger geschrieben hat.

Effi Briest ist eine märkisch-pommersche Madame Bovary. In der Mark ist sie geboren und groß geworden, auf dem stillen Landsitz Hohen-Cremmen, wo sie von guten, aber etwas phlegmatischen Aeltern mehr beaufsichtigt als erzogen ward; und in Pommern, in der kleinen Ostsee-Badestadt Kessin, spielt sich der kurze Roman ihrer Ehe, ihres Lebens ab. Gleich die ersten knappen Capitel bringen ihre Verheirathung und die Uebersiedlung aus dem Aelternhause nach der Landrathswohnung in Kessin. Geert v. Innstetten war eine Jugendliebe von Effis Mutter gewesen; da diese einst auf ihn verzichten mußte, soll jetzt die siebzehnjährige Effi mit dem Acht- unddreißigjährigen glücklich werden. Als er um sie anzuhalten kommt, spielt sie eben noch im Gemüsegarten »Anschlagen« mit den Cantorstöchtern; am selben Abend wird die Verlobung gefeiert und ein paar Monate später schon zieht der Landrath mit seiner jungen Frau in Kessin ein... In diesen einleitenden Abschnitten liegt gleich die ganz specifisch Fontanesche Stimmung: das Vermeiden jedes Ueberschwangs, die ruhige Sachlich-

*) Um einem sehr verbreiteten Irrthum zu begegnen, sei bemerkt, daß der Dichter seinen halbfranzösischen Namen mit dem Ton auf der ersten Silbe und stummem Schluß-e ausspricht.

**) Berlin, F. Fontane & Co.

keit der Erzählung, die helle, warme Beleuchtung der Personen. Ohne jede Exaltation, ohne Seelenconflict wird der Bund geschlossen. Effi denkt gar nicht daran, sich dem Wunsche der Aeltern zu sträuben und den angesehenen Freier aus überspannter Romantik abzulehnen, weil sie ihn fast noch nicht kennt oder etwa schon einem Anderen ihr Herz geschenkt hat; sie weiß auch, daß einst zwischen ihrer Mutter und Geert Wünsche und Hoffnungen sich angesponnen haben: aber ihr sage er zu und sie freut sich noch heimlich, daß sie nun früher eine Frau wird, als ihre blonde Freundin Hulda Niemeyer, die Tochter des Pastors, der die rathenower Husaren auf Kränzchen und Landpartien so heftig die Cour machen.

Der erste Winter in Kessin, das als kleiner Badeort nur im Sommer etwas bewegteres Leben hat, verstreicht ereignißlos und langsam. Innstetten, eine ruhige, correcte Berufsnatur mit gepflegten Manieren und gehegten Empfindungen, bleibt immer gleichmäßig freundlich und aufmerksam gegen seine »kleine Effi«. Man macht und empfängt Besuche von und bei den Gutsnachbarn der Umgegend. Dann und wann fährt der Landrath nach Varzin hinüber zum Besuche des Fürsten, der große Stücke auf ihn hält, und dann ängstigt sich wohl die vereinsamte Effi in dem alten Landrathshause, wo dem Sagen der Leute nach ein einst in Kessin verstorbenen Chinese nächtlicher Weile umgehen soll. Ihre einzigen Freunde sind Rollo, der Neufundländer, und Gießhübler, der verwachsene Apotheker mit den schöngestigen Neigungen und der Vorliebe für altfränkische Eleganz, der seine verehrte junge Freundin unermüdlich mit Büchern und Journalen und mit Blumen aus seinem Treibhaus versorgt. So verrinnt ohne Störung und Erregung ein Monat nach dem andern, bis eines Tages in Frau Effis Schlafzimmer eine Wiege gestellt wird und neues Leben die sonst so stillen Räume des Hauses erfüllt. ... Diese vordere Hälfte des Buches scheint beim ersten Lesen etwas allzu breit und in ihrer gleichmäßigen Ereignißlosigkeit fast eintönig. Aber hat man dann den starken Band zu Ende, so erkennt man erst, wie unerläßlich nöthig diese in ihren Umrissen scheinbar zerfließende Vorgeschichte für die künstlerischen Zwecke des Ganzen ist, wie man sich nur dadurch erst in die ganze Umgebung, Lebensweise und Gemüthsstimmung der jungen Frau so fest mit einlebt, daß man später ihre Handlungsweise und die Wendung ihres Geschicks begreift und nachfühlt auch ohne wortreiche psychologische Analyse. Denn darin liegt der fundamentale Unterschied zwischen Fontanes Technik und der des modernen, speciell des französischen Romans, der in Flaubert seinen Stammvater hat, daß er nicht, wie dieser, seine Heldin gleichsam transparent macht und so von innen heraus erleuchtet, sondern alles natürliche Licht nur von außen auf sie fallen läßt und es dennoch erreicht, daß ihr innerstes Empfindungsleben sich dem Leser entschleiert, wofern er mit dem Herzen, nicht bloß mit dem Kopfe liest.

An das spukhafte Haus und den todten Chinesen, der darin umgehen soll, hat sich Effi allmählich gewöhnt, zumal seit die kleine Annie im Hause ist. Aber vergessen hat sie davon um so weniger etwas, als Innstetten seltener Weise von Anfang an nichts gethan, ihr die Furcht auszureden, ja sie fast mit Absicht dabei belassen hat, und als ihr eines Tages der neue Bezirkscommandeur Major Crampas halb scherzhaft, halb anzüglich erklärt, daß Innstetten, der schon zur Zeit ihrer Kriegskameradschaft eine Vorliebe für Gespenstergeschichten gehabt habe, den todten Chinesen wohl als eine Art nützlichen Popanz für seine junge Frau betrachtet, die er so oft allein zu Hause lassen müsse, da wird sie verstimmt, und ihr ist, als sei der klare Spiegel ihrer Seele nun wie von einem fremden Hauche angelaufen. Crampas, mit dem sie in den ersten Monaten ihrer flüchtigen Bekanntschaft höchstens um seiner eifersüchtigen, kränkelnden und alternden Frau willen Mitleid gehabt hat, erscheint ihr von Stund' an in anderem Lichte. »Er soll nämlich ein Mann vieler Verhältnisse sein, ein Damenmann, etwas was mir immer lächerlich ist und mir auch in diesem Falle lächerlich sein würde, wenn er nicht um eben solcher Dinge willen ein Duell mit einem Kameraden gehabt hätte« – so hatte sie in jener ersten Zeit an ihre Mutter nach Hohen-Cremmen geschrieben.

Jetzt beginnt der Lovelace-Nimbus des Majors sie selbst allmählich in seinen magischen Bann zu ziehen, und Crampas, dessen sieggewohnter Leichtsinn von je her jedes hübsche Weib als *bonne fortune* betrachtet hat, umwirbt sie mit der wohlüberlegten Zurückhaltung des scharfblickenden Frauenkenners, der sich nicht sowohl auf die Wege, als auf die Umwege der Liebe versteht, und fast mit Sicherheit schon Wochen vorher den Tag seines Erfolges zu berechnen vermag.

Daß er sich auch bei Effi nicht verrechnet hat, geht freilich erst nach und nach aus dem Gange der Erzählung hervor, und vielleicht in nichts zeigt sich so sehr die feine Kunst, mit der das ganze Buch geschrieben ist, als eben darin, daß die eigentliche Katastrophe in Effis Ehe so ganz und gar im Unsichtbaren bleibt und nur ihre Schatten auf die folgenden Capitel wirft, so daß dem Leser erst aus unbestimmten Ahnungen die Gewißheit dessen, was geschehen, sich verdichtet. Einem jungen, leidenschaftlichen, rasch avancirenden Verehrer wäre Effis Festigkeit sehr wahrscheinlich gewachsen gewesen: dem so viel älteren, ihr an Sicherheit und Erfahrung so vielmal überlegenen Freund der Frauen ist sie verfallen. »Du glaubst immer, sie könne kein Wasser trüben,« sagt Frau v. Briest einmal zu ihrem Gatten, als sie von Effi sprechen und ob sie glücklich sei; »aber darin irrst Du. Sie läßt sich gern treiben, und wenn die Welle gut ist, dann ist sie auch selber gut. Kampf und Widerstand sind nicht ihre Sache.«

Nur kurze Zeit währt der flüchtige Rausch; dann kommt die Rettung in Gestalt einer kaiserlichen Entschließung, die den Landrath von Innstetten als vortragenden Rath in ein berliner Ministerium beruft. Mit dem Ab-

schiede von Kessin glaubt Effi auf immer Alles hinter sich zu lassen: sie scheidet gerne, denn was sie zu Crampas gezogen, war mehr der Einfluß der Umstände, mehr Suggestion, als Liebe, und so bald sie seiner Nähe entrückt ist, gewinnt sie sich selbst und ihren Willen wieder. Das Brausen der Großstadt, der Strudel des berliner Lebens nimmt sie auf, Annies Erziehung wird ihr Beruf –, Jahre um Jahre vergehen. Dann kommt ein Tag, an dem der Ministerialrath Geert v. Innstetten mit einem befreundeten Geheimrath nach Kessin reist und auf einer Düne dem Major v. Crampas als Gegner die tödtliche Kugel ins Herz jagt. Effi wird eine vereinsamte Frau, da sie als der schuldige Theil keinen Anspruch auf ihr Kind mehr hat und auch die Aeltern sich von ihr lossagen; erst als ein langsames Siechthum ihre zarte Gesundheit aufzuzehren beginnt, nimmt das friedliche Vaterhaus in Hohen-Cremmen sie wieder auf, und hier, wo sie ein sorg- und sündenloses Kind gewesen, löscht ihr Lebenslicht in Stille aus... Die innere Nothwendigkeit dieses Ausgangs ließe sich vielleicht anfechten. Effi ist keine Frou-Frou und Fontane selbst sonst so gar kein Freund einer moralischen Sentimentalität, die für eine Schuld gleich auch die schwerste Sühne fordert. Bei jedem Anderen möchte man darin leicht eine Art Concession an den Philister sehen, der im Roman und auf der Bühne nur ein Begräbniß oder eine Hochzeit als gültigen Abschluß anerkennt: bei Fontane muß uns die Gewißheit genügen, daß ihm diese Art der Lösung ein poetisches Bedürfniß, eine Eingebung war, der er gehorchen mußte, und vor dieser höheren Instanz hat sich der kritische Fürwitz zu beugen.

Denn das grade macht den greisen märkischen Dichter seiner nicht allzu weiten, aber treuen Gemeinde so theuer, daß er den Instincten und Neigungen der Leihbibliotheksgänger so gar kein Schrittchen jemals entgegenkommt. Ginge es blos nach der Zahl der Leser, die ein Buch sich zu schaffen weiß, so wäre vermuthlich die großstädtisch gewürzte »Ballhausanna« ein ungleich werthvolleres Kunstwerk, als irgend ein Fontanescher Roman, und auch nicht einer von diesen hat seit seinem Erscheinen eine ähnliche Zahl von Auflagen erreicht, wie binnen vier Wochen jüngst der neueste Klatsch- und Sturmwind-Roman aus der *cloaca maxima* des berliner Westens. Solcher Nachttisch-Lecture wird echte Kunst den Rang im Markterfolge niemals streitig machen: aber höher als der gewinnbringende Beifall einer leicht einzufangenden Menge steht ihr die überzeugungsvolle Verehrung einer verständnißvollen Minderheit. Und dieser Minderheit wird »Effi Briest« ein kostbares Geschenk sein, eine Fundstätte künstlerischer Reize und ein neues Juwel im Kronschatze der deutschen Literatur, das seinen Meister lobt.

Berlin.

Josef Ettliger.

Magdeburgische Zeitung. Magdeburg. Nr. 647,
21. Dezember 1895, Morgen-Ausgabe, [S. 1–2]

Anmerkungen

1 Otto Drude: *Josef Ettliger*. In: Otto Drude: *Fontane und sein Berlin. Personen, Häuser, Straßen*. Frankfurt a. M. 1998, S. 69–70.

2 Josef Ettliger: *Theodor Fontane. Ein Essai*. Berlin [1904]. (*Die Literatur*. Bd. 18).

3 Ein Vorabdruck dieser Bearbeitung Ettligers erschien im November und Dezember 1906 in der Leipziger *Gartenlaube*.

4 Gotthard Erler: »*Mathilde Möhring*«. In: *Fontane Blätter*. Sonderheft 2: *Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte Fontanescher Romane* (1969). Red.: Gotthard Erler, S. 73–78.

5 Gabriele Radecke: *Editionsgeschichte*. In: GBA *Mathilde Möhring*. 2008. S. 159–176.

6 Josef Ettliger: *Neue Romane*. In: *Allgemeine Zeitung*. München. *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 153, 4. Juli 1892, S. 3–6.

7 Eine schon 1858 flüchtig hergestellte deutsche Ausgabe unter dem Titel *Madame Bovary, oder eine Französin in der Provinz* in der Reihe *Neuestes belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen* (Pest, Wien, Leipzig) war seinerzeit wirkungslos geblieben und längst verschollen.

8 Josef Ettliger: *Nachwort*. In: Gustave Flaubert: *Madame Bovary. Ein Sittenbild aus der Provinz. Übersetzt von Josef Ettliger. Mit einem Nachwort*. Dresden u. Leipzig 1892, S. IV. (Weitere Zitate aus dem Band werden im Text mit Seitenzahlen angegeben.)

9 Vgl. NFA Bd. 21/1. 1963, S. 497–499; Bd. 21/2. 1974, S. 740–744 (Anmerkungen).

10 Von den 40 zeitgenössischen Rezensenten des Romans erinnert nur Anton Bettelheim an Flauberts Roman, allerdings nicht als Vorbild für Fontane, sondern für Daudet und Zola (Anton Bettelheim: *Litterarische Chronik. Neue deutsche Romane*. In: *Cosmopolis*. London, New York. Bd. 1, Nr. 1, Januar 1896, S. 283.) Eine Dokumentation aller Rezensionen von *Effi Briest* zwischen 1895 und 1897 wird von mir derzeit vorbereitet und soll 2025 erscheinen.

11 Josef Ettliger: *Theodor Fontane* (wie Anm. 2), S. 49–50.

12 So von Sandra Richter 2019, ohne einen Beleg für ihre Behauptung anzuführen: »Er [Fontane] bezieht sich auf Texte, die bei seinem [sic!] Erscheinen in der *Deutschen Rundschau* der Jahre 1894/95 bereits »Weltliteratur« waren. Als Vorbild diente vor allem Gustave Flauberts *Madame Bovary* (1856), was *Effi Briest* auch zu »Literatur über Literatur« macht: zu einem Roman voller klingender Namen, Anspielungen und Spiegelungen.« Vgl. Sandra Richter: *Global national? Theodor Fontanes »Effi Briest« und die zeitgenössische »Kolonialliteratur*. In: *Weimarer Beiträge*. Wien. Heft 2, 2019, S. 183–184.

13 Vgl. GBA *Effi Briest*. 1998. *Entstehung* (Tabelle), S. 371.

14 Josef Ettliger: *Neue Romane* (wie Anm. 6). Weitere Zitate daraus werden im Text mit den entsprechenden Seitenzahlen angegeben.

15 Feuilletonkorrespondenzen sind bislang kaum erforscht, was möglicherweise auch mit dem Umstand zu erklären

ist, dass sich nur wenig Exemplare erhalten haben. Die Jahrgänge 1893 bis 1912 des *Salon-Feuilletons* sind (abgesehen vom Jahrgang 1900, der sich seit kurzem in der Bibliothek des TFA befindet) in keiner deutschen bzw. europäischen Bibliothek überliefert. Die noch existierenden Jahrgänge 1895 (erst ab Nr. 4) bis 1898 stammen aus der Universitätsbibliothek von Minnesota und sind im Internet teilweise zugänglich über Google Books (<https://books.google.de/>) und HathiTrust (<https://www.hathitrust.org/>). Klaus-Peter Möller konnte mir die Digitalisate der Jahrgänge dankenswerterweise schon vor einigen Jahren für die bibliographische Durchsicht zugänglich machen.

16 Gustav Dahms (Hrsg.): *Das Literarische Berlin. Illustriertes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt*. Berlin [1895], S. 107.

17 Ebd., S. 107.

18 Ebd., S. 108.

19 *Das geistige Berlin. Eine Encyclopädie des geistigen Lebens Berlins*. Hrsg. von Richard Wrede u. Hans von Reinfels. Berlin 1897. Bd. 1, S. 100 (Artikel: *Ettliger, Josef* ...).

20 1904 ging das *Salon-Feuilleton* in den neu gegründeten Verlag von Egon Fleischel, dem ehemaligen Verlagskollegen von Friedrich Fontane, über. Warum Friedrich Fontane das *Salon-Feuilleton* mit Ettliger an der Spitze nicht im eigenen Verlag hielt, ist ungeklärt.

21 Dahms (wie Anm. 16), S. 107. – Während im *Salon-Feuilleton* nur kürzere Beiträge gebracht wurden, bot der Verlag Friedrich Fontane in Inseraten Zeitungsredaktionen auch ganze Romane zum Abdruck an. Werbewirksam wird

gleichzeitig auf Romantitel aufmerksam gemacht, die von der Vertriebsabteilung des Verlags zuletzt verkauft wurden, darunter Fontanes *Irrungen, Wirrungen* an das *Wiesbadener Tageblatt*. (*Salon-Feuilleton*, Nr. 5, 1. Februar 1895, [S. 9].) Dieser Zeitungsnachdruck konnte bisher noch nicht eingesehen werden.

22 HFA IV. *Briefe*. Bd. 4. 1982, S. 611.

23 Ebd.

24 Klaus-Peter Möller ist ausführlich auf die verschollene Erstpublikation im *Salon-Feuilleton* bzw. die Folgedrucke dieser *Weber*-Kritik eingegangen. Vgl. den Blogbeitrag des Theodor-Fontane-Archivs vom 8. August 2022 von Klaus-Peter Möller: *Salon-Feuilleton 1894*. <https://www.fontanearchiv.de/blogbeitrag/2022/08/8/salon-feuilleton-1894?cHash=a58b5166543fd1c7d2ef959df181365c> (Abrufdatum: 20.3.2024) sowie Klaus-Peter Möller »Balancirkunst« oder »das Revolutionäre« und »das Elementare«. *Theodor Fontanes Rezension über Gerhart Hauptmanns Stück »Die Weber«*. In: Wolfgang de Bruyn, Franziska Ploetz, Stefan Rohlf (Hrsg.): *Theodor Fontane, Gerhart Hauptmann und die vergessene Moderne*. Berlin 2020, S. 79–104.

25 Th[eodor] Fontane: *Neue Gedichte. Der neue Polonius an den neuen Laertes. – Die Alten und die Jungen. – Spruch. (Beim Lesen einer Spruchsammlung)*. In: *Salon-Feuilleton*. Berlin. Nr. 10, 10.03.1896, [S. 1].

26 *Salon-Feuilleton*, Berlin, Nr. 22, 31.05.1898, S. 1–2. – Es handelt sich um das 4. Kapitel des Abschnitts *Der achtzehnte März*. In: GBA *Von Zwanzig bis Dreißig*. 2014, S. 403–407.

- 27 Auch Gustav Keyßner bat für die *Münchener Neuesten Nachrichten* etwa zur selben Zeit um ein Geburtstagsgedicht, das Fontane am 15. März 1895 mit Blick auf seine angegriffene Gesundheit ausschlägt: »aber wenn ich auch gesund wäre wie eine Bachforelle, die eben ihren Sprung macht, so würde ich doch *auch* meine Unmöglichkeit zu einem Bismarckhymnus erklärt haben. Ich habe bereits einige dieser 1. April-Leistungen kennen gelernt, ... »schaudervoll, höchst schaudervoll.« (HFA IV. *Briefe*. Bd. 4. 1982, S. 432.)
- 28 HFA IV. *Briefe*. Bd. 4. 1982, S. 440.
- 29 FChronik, Bd. 4, S. 3438.
- 30 Zumindest im Jahrgang 1895, August bis Dezember, findet sich nichts.
- 31 Vgl.: *Sieben unveröffentlichte Briefe an Verlagsbuchhändler, Verleger, Herausgeber und Redakteure 1855 bis 1895*. Hrsg. u. mit Anm. vers. von Joachim Schobeß. In: *Fontane-Blätter*, Bd. 4, Heft 2 (1977), S. 84.
- 32 Theodor Fontane an Josef Ettliger, Weißer Hirsch bei Dresden, 28. Mai 1898. Aus: Eberhard Köstler: *Katalog 222. Autographen & Bücher*. Tutzing, Oktober 2021, S. 11. – Diesen Hinweis verdanke ich Klaus Peter-Möller.
- 33 [Paul Schlenther:] *Theodor Fontane. Vor dem Sturm. [...] Wohlfeile Volksausgabe*. In: *Sonntags-Beilage zur Vossischen Zeitung*. Berlin. Nr. 51, 22.12.1895, [S. 4]. – Den Hinweis auf diese Textstelle verdanke ich Klaus-Peter Möller.
- 34 HFA IV. *Briefe*, Bd. 4. 1982, S. 728.
- 35 Vgl. das Autographenverzeichnis des Personenartikels *Ettliger, Josef Moritz*, in: *Lexikon deutsch-jüdischer Autoren*. Bd. 6: Dore-Fein. Redaktionelle Leitung; Renate Heuer. München 1998, S. 423–424. Briefe von Ettliger finden sich in verschiedenen Archiven Deutschlands.
- 36 *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*. Leipzig. Nr. 117, 24. Mai 1898, S. 3887 (Inserat).
- 37 »Um das Rhinozeros zu sehn / (Erzählte mir mein Freund) beschloß ich auszugehn.«
- 38 Vgl. etwa: Friedrich Erdmann Petri: *Handbuch der Fremdwörter in der deutschen Schrift- und Umgangssprache*. 13. Auflage, neu bearbeitet und vielfach vermehrt von Emanuel Samostz. Leipzig 1886. Hier (S. 639) steht pecus im engeren Sinne für »viehischer, dummer, roher Mensch«.
- 39 Vgl. GBA *Frau Jenny Treibel*. 2005, S. 223.

Freie Formen

Dialog mit einer Urenkelin

Gotthard Erler

Als ich vor einiger Zeit begann, über erinnerungswürdige persönliche Kontakte in meinem Leben nachzudenken und darüber zu schreiben, fand ich in meinen Unterlagen die Zeugnisse einer Bekanntschaft wieder, die realiter (in persona) nicht stattgefunden hat, aber in mehr als zwei Dutzend aufschlussreichen Briefen belegt und im Sinne Martin Bubers eine *Begegnung der besonderen Art* ist: »Alles wirkliche Leben ist Begegnung«, sagt Buber. Es handelt sich um meine Korrespondenz mit Beate Saggerer (1925–2017), einer Urenkelin Theodor Fontanes.

Soweit ich sehe, ist diese Verwandte des Dichters von der Fontanistik überhaupt nicht wahrgenommen worden. Während die quirlige Ingeborg Fontane (im vergleichbaren Familienstatus) dank ihrer stets freundlichen Präsenz bei Tagungen und Veranstaltungen im Gedächtnis vieler Fontane-Freunde weiterlebt, konnte mir niemand etwas biographisch Konkretes über meine Briefpartnerin in den USA mitteilen. Immerhin wusste der meist auskunftsfähige Klaus-Peter Möller im Theodor-Fontane-Archiv von Briefen, die Manfred Horlitz, der damalige Leiter des Archivs, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Frau Saggerer gewechselt hatte. In der Folge soll eine Reproduktion von Bernhard von Lepels amüsanten Zeichnung »Fontane am Fenster« ins Archiv gekommen sein, das ließ sich aber leider nicht verifizieren.

Da ich nun noch immer »so klug als wie zuvor« war, begann ich zu recherchieren, wurde tatsächlich fündig und konnte mich an Jürgen Saggerer wenden, einen Sohn von Beate, also Fontanes Ururenkel. Und mit einer wohl genetisch bedingten »Briefbeantwortungspromptheit« und mit ungeheurer Liebenswürdigkeit beantwortete er meine Fragen. Beate Saggerer, die Tochter von Fontanes 1889 geborener Enkelin Gertrud, wurde 1925 in Erfurt als Kind des Ehepaars Grosse geboren. Seit Anfang der dreißiger Jahre lebten die Grosses in Murnau am Staffelsee, und seit 1949 war Beate mit dem in der Autobranche beschäftigten Nikolaus Saggerer verheiratet. Die Saggerers wanderten mit ihren zwei Söhnen 1960 in die USA aus, einem

Angebot der Daimler-Benz AG folgend, die damals auf der Suche nach erfahrenen Kfz-Meistern für ihr nordamerikanisches Händler-Netz war.

So erklärt sich, dass Fontanes Urenkelin Beate Saggerer in Hamilton im Bundesstaat Massachusetts heimisch war, als ich ihr – einer Anregung von Manfred Horlitz folgend – im Sommer 1998 den gerade erschienenen, von mir und meiner Frau herausgegebenen Fontaneschen *Ehebriefwechsel* in drei Bänden schickte und damit die epistolographische Begegnung auslöste.

Was mich von ihren ersten Schreiben an völlig überraschte und – ich bekenne es – sehr berührte, war die totale Fixierung der damals Fünfund-siebzigjährigen auf den Urgroßvater und sein erzählerisches Werk. Noch nie hatte ich von einer derart obsessiven Bindung eines Angehörigen an den Begründer des Familienruhms gelesen oder gehört. Aber ihre wunderbaren, auch äußerlich höchst ansprechenden und meist langen Briefe zeugten von einer superioren Kenntnis der Fontaneschen Romanwelt und deren Figuren und bekundeten Übereinstimmung mit deren ethischen und geistigen Positionen. Was sie artikulierte, war kein vordergründig literaturgeschichtliches Verhältnis, es war weltanschaulich-menschliche Identifikation. Fontane ist ihr die absolute moralische Autorität. Sie nennt ihn ihren »Seelsorger« (28.11.02), ihren »Lehrmeister« (08.12.03), ihren »besten »Hochschulprofessor« wie auch Wort-Maler« (29.11.06), und wenn sie ständig voller Ehrfurcht nur vom »Dichter« spricht, spürt man sozusagen ihren Begeisterungsbibber. Bei alledem ist Beates Respekt vor dem Sprachkünstler Fontane präsent, der ihr offenbar sehr nahe war, als sie sich in fortgeschrittenen Jahren im amerikanischen Englisch einrichten musste. Mitunter schien sie mir in ihrer Verehrung Fontanes einem naiven Kult verfallen zu sein, wenn sie etwa bemerkt, dass sie »den Dichter mit seiner Seele« lese (01.10.99), doch in einem anderen Brief gesteht sie ein, dass sie wohl »in ihrer Liebe zum Dichter geblendet« sei (25.10.98).

Die Veröffentlichung des *Ehebriefwechsels* mit zahlreichen bis dahin unbekanntem Texten Fontanes und der Erstpublikation von Emilies Briefen wurde seinerzeit von der Fach- und vor allem von der lesenden Laienwelt überrascht und befremdet aufgenommen und traf im fernen Neuengland auf eine besonders hoch motivierte Empfängerin, die begeistert war von den ungewohnten Einblicken in die Befindlichkeiten ihrer Urgroßeltern und darüber ausführlich gegenüber den Herausgebern räsonierte. Die drei Bände und ihre Kommentare seien ihr willkommene Gelegenheit zur »Ahnenforschung« (22.11.98), die sie wie »Handys« [sic] stets um sich habe (ein angenehmes Kompliment für die Herausgeber!).

Bei aller Freude über den Lesestoff und bei aller Anerkennung der editorischen Leistung kommt Beate Saggerer aber schon in ihrem grundsätzlichen Brief vom 25. Oktober 1998 auf ihr Trauma zu sprechen, auf ihren Dissens mit Teilen der Fontane-Forschung. Sie moniert, dass auch ich in meiner Einleitung zum *Ehebriefwechsel* über die Episode von den vorehe-

lichen Kindern geschrieben und nicht einmal das Wort »angeblich« gebraucht hätte. Und sie erklärt mir definitiv, dass sie bis an ihr Lebensende den Urgroßvater in diesem »Anlagepunkt« zu verteidigen gedenke. Damit markiert sie den roten Faden, der unsere gesamte Korrespondenz (1998–2007) durchzieht oder, wie sie es salopp formuliert (19.06.04), mit dem sie mir »auf der Pelle gelegen« habe.

Ihr Engagement in dieser Angelegenheit hat einen konkreten Hintergrund. Sie weiß seit ihren Jugendjahren von jenem Brief an Bernhard von Lepel vom 1. März 1849, in dem sich Fontane zu dem unwillkommenen Nachwuchs bekennt, und Beate hatte vermutlich lebenslang die Gespräche im Gedächtnis, die ihre Eltern mit ihrem Murnauer Nachbarn und Freund Julius Petersen darüber geführt hatten. Petersen, der Berliner Germanistik-Professor, bereitete Ende der dreißiger Jahre den Briefwechsel Fontane-Lepel zur Veröffentlichung vor (1940 erschienen), und die Grosses sorgten dafür, dass er diesen Brief nicht in die Ausgabe aufnahm (er ist erst 1960 publiziert worden). Dieser Vorgang und das Geständnis Fontanes müssen Beate nachhaltig beeindruckt haben, und sie glaubte wohl ernsthaft daran, dass sich ihr für absolut integer gehaltener Vorfahre angesichts des Vorwurfs, er habe während der Verlobungszeit mit Emilie Kummer »mit einer anderen Frau« zwei Kinder gezeugt, im Grabe umdrehe und deshalb sie, die Urenkelin, mit der Bitte um »Rechtstellung« beauftragt habe (01.10.99), was wohl so viel wie Verschweigen und Tilgen aus der Biographie heißen sollte.

Präzisierend und korrigierend bemerkt Sohn Jürgen Saggerer in einem Brief an mich vom 29. März 2022:

Dass meine Mutter meinen Urgroßvater als moralische Autorität verehrt hat, ist mir bewußt. Auch aus der Ferne [er lebt seit 1986 wieder in Deutschland] habe ich von ihrer Haltung, was die vorehelichen Kinder betrifft, Kenntnis genommen. Ich glaube nicht, daß meine Mutter diese Tatsache, daß es uneheliche Kinder gab, abgestritten hat, sie war eher der Meinung, daß die Forschung noch genügend andere Themen hätte, über die man schreiben könnte, ohne sich mit diesem Kapitel beschäftigen zu müssen.

Ich – sowie andere meiner Generation – sehe das nicht als Makel, sondern als Indiz dafür, daß auch der Dichter ein Mensch war, mit Stärken und Schwächen, und nicht nur der Übermensch, zu dem er in der Familie oft vergöttert wurde.

Das ist ein bündiges Wort zu einem anrührenden, aber auch etwas problematischen Aspekt familiärer Fontane-Rezeption. Für Beate Saggerer indes war die Geschichte so gravierend, dass sie mir inmitten unseres freundlich-freundschaftlichen, tabulos-herzlichen Briefwechsels sogar einen »Abschiedsbrief« (26.01.04) sandte, mit der ausdrücklichen Bitte, ihr meine Emilie-Biographie *nicht* zu schicken. Der »Abschied« war, erfreulicherweise, nicht von Dauer, und die Taschenbuchausgabe von *Emilie* hat sie doch



Hamilton, Mass. USA.
den 25. Oktober 1998

Sehr geliebtes Herr Dr. Erler:

Schon seit einiger Zeit wollte ich mich bei Ihnen gebührend bedanken für den mir zugesandten Briefwechsel zwischen EMILIE und THEODOR FONTANE. Die drei Bände der GROSSEN BRANDENBURGER AUSGABE

trafen am 23. September in bester Verfassung bei mir ein - also fast auf den Tag zu Fontanes 100. Geburtstag. Ich bedanke mich herzlich für die liebevoll zusammengestellten Bände, die nebenbei auch als ein gewohntes Nachschlagewerk dienen, um die so geliebten Namen in den Briefen im Reife und Glief zu bringen. Haben Sie auch Dank für Ihre eigenhändige Einleitung zu dem Lebenswort bei den Fontanes, die ganz besonders im ersten Jahrgang des Ehe eines freundlichen Erklärung bedürften. Das BUCH DICHTERFRAUEN SIND IMMER SO, ist im Besonderen Tropa eine Würdigung für Emilie, auch wenn ihr Herzensmann THEO nicht wirklich als ihr angebreitetes Verleser in den Zeilen an sie zu erkennen ist. Nüt an den nicht abreißen wollenden Postreden bin und hat (und so oft mit Feder geschrieben) spürt das Leses wie die Partner gegenseitig auf einander angewiesen waren und die herrschenden Notstände auf langen Seiten aus dem Wege zu schaffen vermochten.

Unser geliebtes Fontane was eigentlich gar nicht wiederzuerkennen in seinen Forderungen an Emilie für ihn bei der Amt stelle den Laufbänder zu machen, um raus zu finden wie sich die Dinge für ihn in London entwickeln könnten! So schwierig das Auslandsleben für ihn was, letztendlich ist doch viel Wertvolles haften geblieben an Menschenkenntnis und Sprachverbesserung. Es was nicht unwesentl.

Beate Saggerer an Gotthard Erler am 25.10.1998, 1. Briefseite.
© Privat

entgegengenommen (03.09.03). Und dort musste ich die Dresdener Affaire ja noch einmal darstellen, weil sie in die trostlos lange Verlobungszeit der Fontanes fällt, in der Emilie schrecklich gelitten hat.

Und dafür wiederum hätte Beate viel Verständnis aufgebracht. In unserem Briefwechsel kommt sie immer wieder in Liebe und Hochachtung auf die Urgroßmutter zurück. »Emilie hing an ihrem Mann mit Herz und Seele«; »so ist eine gewisse Ähnlichkeit zu Emilies Wesen an uns nicht spurlos vorübergegangen«. Sie grämt sich, dass die Fotografien von Emilie sie so unvorteilhaft zeigen; sie hebt hervor, dass ihre Mutter »immer ein gutes Wort für die Großmutter eingelegt« habe, und sie schreibt sogar, dass »wir alle Emilie Abbitte leisten müssen für die Schattenrolle, die ihr zugeschoben wurde« (alle Zitate 25.10.98). Am 19. August 2002 heißt es aufschlussreich in Beates Brief an mich: »Als Emilie starb, war meine Mutter noch nicht 13 und ich habe oft darüber nachgedacht, wie sie die Großmutter, die sie ja nur selten sah, später so bewundern konnte. Leider kann ich manches nur ahnen und es mag sein, dass meine Eltern die so intensiv grassierende Skandal-Geschichte aus den Lepel-Briefen für bare Münze nahmen, weil es für sie keine andere Beweismöglichkeit gab, als Emilie in ihrer treuen Ausdauer aufs beste zu würdigen.«

Besonders liebevoll resümiert Beate ihr Urteil über die Urgroßmutter am 8. Dezember 2003: Sie »war im Grunde eine Quecksilber-Natur, die sich schnell von selber wieder aufrichten konnte und wenn es ihr zu dick einging, suchte sie das Weite, bis sich die Stimmung gebessert hatte. Der Liebe tat dies keinen Abbruch.« Ich lese solche Bemerkungen wie einen vertrauensvollen Gruß zum 200. Geburtstag von Emilie Fontane.

Mein Briefwechsel mit der Urenkelin erzählt die Geschichte einer Obsession. Aber ich schätze ihn darüber hinaus als eine Kostbarkeit auch als zeitgeschichtliches Dokument und als Teil der Fontane-Forschungsgeschichte. Die Ereignisse in New York 2001, der Tod ihres Mannes 2002, das Elbe-Hochwasser 2004, die Tragödie in Afghanistan spielen in ihn genauso hinein wie ihre Betrachtungen über Mathilde von Rohr und (sehr beachtenswert) die Fontaneschen Hausmädchen sowie ihre Mitteilungen über Julius Petersen; neue Arbeiten von Helmuth Nürnberger und Regina Dieterle hat sie offenbar regelmäßig zur Kenntnis genommen. Interessant auch, wie sie (sichtlich bedauernd, wie viele Fontane-Freunde) die im Laufe der Jahrzehnte veränderte Konzeption der *Fontane-Blätter* wahrnimmt: vom regional- und heimatgeschichtlich orientierten Blättchen zur wissenschaftlichen Zeitschrift. Sie lobt die alten Hefte aus der Schobeß-Ära, als »damals in der DDR-Zeit noch mehr mit dem Herzen gefühlt« wurde, und ist recht verdrossen, dass in den neueren Heften versucht werde, Fontane »wissenschaftlich« zu Boden zu reißen« (01.10.99). Aber als sie mein Nachwort zu einer Auswahl aus den *Wanderungen* gelesen hatte und bedauerte, dass ich dabei auch Fontane »politisch« zu zerlegen und so manches

DAS TRAUERSPIEL VON AFGHANISTAN. 1841-1842.

DER SCHNEE LEIS STÄUBEND VOM HIMMEL FÄLLT
EIN REITER VOR DSCHELLALABAD HÄLT.

„WER DA!“ - EIN BRITISCHER REITERSMANN,
BRÜCKE BOTSCHAFT AUS AFGHANISTAN“.

AFGHANISTAN! ER SPRACH ES SO MAT,
ES UHRÄNGT DEN REITER DIE HALBE STADT.
SIR ROBERT SALE, DER KOHMANDANT,
HEBT IHN VOM ROSSE MIT EIGENER HAND.

SIE FÜHREN IHN STEILERNE WACHTHAUS IHN,
SIE SETZEN IHN NIEDER AN DES KAMINS,
WIE WÄRMT IHN DAS FEUER, WIE LABT IHN DAS LICHT
ER ATMET HOCH AUF UND DANKT UND SPRICHT:

„WIR WAREN DREIZEHNTAUSEND MANN,
VON KABUL UNSER ZUG BEGANN,
SOLDATEN, FÜHRER, WEIB UND KIND,
ERSTARRT, ERSCHLAGEN, VERRATEN SIND.

ZERSPRENGT IST UNSER GANZES HEER,
WAS LEBT IRRT DRAUSSEN IN NACHT UNHER.
MIR HAT EIS GOT DIE RETUNG GEGÖNFT,
SEHT ZU, OB DEN REST IHR RETEN KÖNNT!“

SIR ROBERT STIEG AUF DEN FESTUNGS WALL,
OFFIZIERE, SOLDATEN FOLGTEN IHN ALL.
SIR ROBERT SPRACH: „DER SCHNEE FÄLLT DICHT,
DIE UNS SUCHEN, SIE KÖNNEN UNS FINDEN NICHT,
SIE IRREN WIE BLINDE UND SIND UNS SO NAH,
SO LASST SIE'S HÖREN, DASS WIR DA.
STIMMT AN EIN LIED VON HEIMAT UND HAUS,
TROMPETER, BLAST IN DIE NACHT HIN AUS!“

DA HUBEN SIE AN UND SIE WURDEN'S NICHT MÜD,
DURCH DIE NACHT HIN KLANG ES LIED UM LIED.
ERST ENGLISCHE LIEDER MIT FRÖHLICHEN KLANG,
DANN HOCHLANDSLIEDER WIE KLAGE GESANG.
SIE BLIESEN DIE NACHT UND ÜBER DEN TAG,
LAUT, WIE NUR DIE LIEBE RUFEN MAG.
SIE BLIESEN, ES KAM DIE ZWEITE NACHT,
UMSONST, DASS IHR RUFT, UMSONST, DASS IHR WÄCHT,
DIE HÖREN SOLLEN, SIE HÖREN NICHT MEHR,
VERNICHTET IST DAS GANZE HEER.
MIT DREIZEHNTAUSEND DER ZUG BEGANN,
EINER KAM HEIM AUS AFGHANISTAN.

von Theodor Fontane wie eine Warnung an die heutige
Zeit.

den 30. Sept. 2001 abgeschrieben

Geschriebene unter die scharfe Lupe zu nehmen« begonnen hätte (29.11.06), beginnt sie schließlich zu akzeptieren, dass die Fan-Gemeinde Fontane eben ein bisschen anders liest als die Literaturwissenschaft.

Eine engagierte, großartige Frau, und ich bin dankbar, dass ich mit diesem »auch-Nachkommen des Dichters«, wie sie am 19. Juni 2004 verschmitzt formuliert, so ausgiebig und Streitbar herkömmliche *Briefe* wechseln konnte (keine Emails) und dass wir bei allen Meinungsverschiedenheiten stets in schönmenschlichem Ton miteinander umgegangen sind. Ich war sehr gerührt, als sie am 28. November 2002 schrieb: »Sehr geehrter, lieber Doktor Erler, eigentlich hätte ich auch FREUND schreiben können, denn so war mir beim Lesen Ihres freundlichen Briefes zumute.«

Und es kommt etwas Bemerkenswertes hinzu: Diese passionierte Epistolographin steckte jeweils kalligraphische Meisterwerke in den Umschlag! Ihre Briefe sind in einer so beeindruckenden Handschrift geschrieben, dass ich irrtümlich davon ausging, sie sei Grafikerin oder etwas Ähnliches gewesen. Jeder Brief ist übrigens an der oberen linken Ecke mit einem Bildchen geschmückt: einem Foto, einer Abbildung oder einem kleinen Kunstwerk aus getrockneten Blumen oder Gräsern. Unter all diesen Papieren ist mir ein Blatt besonders wertvoll: Beate Saggerer hat Fontanes prophetisches Gedicht *Das Trauerspiel von Afghanistan* (aus dem Jahre 1858!) eigenhändig abgeschrieben und mir aus aktuellem Anlass im Herbst 2001 geschickt.

Genealogische Notiz: Friedrich Sohm (1811–1835)

Klaus-Peter Möller

In den mit humorvoller Poesie übergoldeten Abschnitten, die Fontane in seiner Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig* dem kuriosen Paar Onkel August und Tante Pinchen widmete, wird auch ein Bruder seiner Tante Philippine Fontane, geb. Sohm, erwähnt, der,

von Jugend auf zum Schauspieler gedrillt, auch Schauspieler geblieben war. Leider nicht zu seinem Heil. [...] Er hatte sich irgendwo zum Gastspiel gemeldet und war in dem Lokalblatt der kleinen Stadt ridiculisiert worden. Er mochte sein Leben ohnehin satt haben. Diese Kritik gab den Ausschlag und er erschoss sich.¹

Bisher war über diese Person nichts bekannt. In der Hoffnung, weiteren Untersuchungen einen Anhaltspunkt zu geben, sollen hier die Daten mitgeteilt werden, die bei Recherchen in genealogischen Datenbanken und Archiven des Landkreises Ludwigslust-Parchim sowie in Schwerin und an anderen Orten ermittelt wurden. Der deprimierende Zeitungsartikel, über den Fontane berichtete, konnte leider nicht aufgefunden werden. Aber die Tätigkeit des Theaterdirektors Sohm und seines Familien-Ensembles, über die Fontane in *Von Zwanzig bis Dreißig* einige bemerkenswerte Details mitteilte,² dürfte auch selbst ein interessanter Forschungsgegenstand sein.

Im Kirchenbuch der evangelischen Stadtkirche von Ludwigslust findet sich unter den Verstorbenen des Jahres 1835 der Schauspieler Friedrich Sohm, evangelisch, Sohn eines Schauspielers, gebürtig aus dem Königreich Hannover. Er starb am 17. Dezember 1835 und wurde am 20. Dezember beerdigt. Sein Alter sei angeblich 24 Jahren gewesen, er muss also etwa 1811 geboren sein. Der Eintrag in der Spalte Todesursache lautet: »erschoss sich selbst.«³

Seine Eltern waren der Schauspieler und Theaterdirektor Johann Friedrich Wilhelm Sohm (1772–1835)⁴ und dessen Frau in zweiter Ehe Marie Franziska Elisabeth Sohm, geb. Rosner (1795–1849). Friedrich Wilhelm Sohm wurde am 27. August 1772 geboren und am 11. September 1772 in Hanstorf getauft. Sein Geburtsort war Clausdorf (Claasdorf) südlich von

Bad Doberan, Sohm gab aber als Herkunftsort stets Rostock an. Er starb am 4. September 1835 in Fürstenwalde und wurde am 5. September auf dem Neuen Städtischen Friedhof beerdigt. Als Beruf ist im Sterbeeintrag »in Leipzig gewesener Kaufmann« festgehalten, als Todesursache Wassersucht. Das Geburtsdatum ergibt sich aus der Altersangabe 63 Jahre und 8 Tage.⁵

Die Kinder von Friedrich Wilhelm Sohm und seiner Frau Elisabeth (Lisette) Sohm waren Johanna Dorothea Philippine Fontane, geb. Sohm (1810–1882), (Fontanes Tante Pinchen),⁶ Friedrich Nicolaus Sohm (1811–1835) und Franziska Wilhelmine Geudtner, geb. Sohm (1812–?).

Philippine Sohm muss noch sehr jung gewesen sein, als August Fontane sie heiratete.⁷ Schon am 1. August 1828 konnte Pfarrer Fournier den am 17. Juli 1828 geborenen François Auguste Guillaume Fontane taufen.⁸ Paten waren Wilhelm Sohm (Großvater), Friederike Fontane, geb. Werner (Großmutter) und Wilhelmine Fontane, geb. Taegenecker (Tante). Als Beruf des jungen Vaters August Fontane ist im Taufeintrag »peintre« angegeben, über Philippine Sohm heißt es nur »sa femmec.

Aus der ersten Ehe Friedrich Wilhelm Sohms mit Charlotte von Hachenberg (1784–21.09.1808), der Tochter des kurhessischen Majors von Hachenberg, stammten Emil Karl Friedrich Wilhelm, geboren 1802 in Gießen, und Louis Joseph, geboren 1804 in Hechingen.⁹ Philippine, Friedrich und Franziska Sohm hatten also noch zwei ältere Halbbrüder.

Am 21. Juli 1831 verheiratete sich Friedrich Sohm in Alsleben mit Marie Christine Langrock (1803–1831). Im Traueintrag ist sein Alter mit 20 Jahren angegeben, sein Beruf mit Bibliothekar. Seine Frau starb bereits am 29. September 1831 nach der Geburt des gemeinsamen Sohnes Gustav August (29.9.1831–7.4.1832).¹⁰

Im Landeshauptarchiv Schwerin fand sich eine Akte, die bestätigt, dass sich Friedrich Sohm am 17. Dezember 1835 im Sozietätshaus in Ludwigslust erschossen hat.¹¹ Über die Fragen, vor die man sich durch diesen Fall gestellt sieht, gibt diese Akte keine Auskunft. Sie enthält nicht mehr als den Antrag, eine stille Beerdigung zu gestatten, der vom Großherzog ohne Weiteres genehmigt wurde. Aus dem Antragsschreiben und einer Aktennotiz geht hervor, dass der Todesfall gerichtlich untersucht wurde. Diese Unterlagen sind aber nicht enthalten. Sie wurden dem Großherzog mit dem Antrag eingereicht und von diesem zusammen mit seiner Genehmigung zurückgegeben. Wo diese Unterlagen geblieben sind, ließ sich nicht klären. Auch auf den Inhalt der Untersuchungen erhält man keinen Hinweis. Betrachtet man den zeitlichen Verlauf, liegt der Schluss nahe, dass der Aufwand der Untersuchung nicht bedeutend war.

Das Schauspielhaus der Sozietät, in der mecklenburgischen Residenzstadt Ludwigslust auf der Bleiche errichtet, wurde am 20. Oktober 1833 eröffnet.¹² Es war ein einfacher Fachwerkbau, der 1947 durch einen Brand



Ludwigslust, Schauspielhaus der Sozietät.
© Stadtarchiv Ludwigslust

zerstört wurde. Der von Hans Wilhelm Bärensprung verfassten Theatergeschichte lässt sich entnehmen, was auf dieser Bühne in jenen Jahren gespielt wurde. Friedrich Sohm und sein tragisches Ende wurden hier allerdings nicht erwähnt.

Vor seinem letzten Auftritt in Ludwigslust war Friedrich Sohm als Mitglied der Schauspielergesellschaft Bethmann auf verschiedenen Bühnen in Mecklenburg zu sehen. In einer Theater-Korrespondenz aus Greifswald vom 1. September 1835 heißt es:

Die Schauspieler-Gesellschaft des Hrn. Director *Bethmann*, der wir so viele genußreiche Abende verdanken, wird uns nun diese Woche verlassen, und, wie ich höre, in Stralsund am Sonntag, den 6. d., die Bühne eröffnen. [...] Leider ist das Fach des Herrn *Winger* noch nicht wieder besetzt. Seit seinem Abgange haben sich schon zwei Schauspieler, Hr. *Guinard* und Hr. *Sohm*, in seinen Rollen versucht, allein die Aufgaben wurden nicht genügend gelöst. – Es ist eine schwierige Sache, das Heldenfach zur Zufriedenheit auszufüllen. Im Leben erreichen Wenige das Ziel, auf der Bühne scheitern die Mehrsten. Es bedarf keines Verdrehens der Glieder, keines Tobens und Schreiens: Ein Blick! die richtige Betonung der Rede, eine edle Haltung des Körpers, wirken mehr als die unrecht angebrachten Gesticulationen.¹³

Auch das Repertoire der Truppe wird in diesem Theaterbrief rekapituliert. Am 13. September 1835 war Sohm in Stralsund in einer Inszenierung der *Räuber* zu sehen. Die Kritik fand einiges an seiner Leistung zu bemängeln, war im Wesentlichen aber wohlwollend:

Auch die Parthie des Rosinski fanden wir durch ein uns noch nicht bekanntes Mitglied besetzt. Dies war Hr. Sohm, ein junger Mann von gutem Ausßern, tönendem Organ und routinirter Gesticulation. Seine Erzählung war sehr gut gesprochen. Herr S. bewahre sich nur vor der Geziertheit, welche in sein sonst gutes Organ etwas Naseledes, und in seine sonst runden Bewegungen etwas Zuckendes mischt, und er berechtigt zu den besten Hoffnungen. Eine strenge Müge aber verdient sein Costüm. Warum der „böhmische Edelmann“ im polnischen Kleide, und wenn im polnischen, warum der gedächete, flüchtige, in den Wäldern irrende aufgepußt wie zu einem Maskenball? — —

Anonym: *Theater*. In: *Sundine. Unterhaltungsblatt für Neu-Vorpommern und Rügen*. 9. Jg., Nr. 75, Stralsund, 18. September 1835, S. 300¹⁴. © Gemeinfrei

Am 17. September war Sohm in Ernst Raupachs *König Enzo* zu sehen. Erneut hielt ihm der Rezensent »gewaltige Ziererei« vor.¹⁵ Dies alles zusammen genommen gibt, wie Theodor Fontane zurecht bemerkte, kein Motiv für einen Selbstmord.

Jochen Fontane und Christian Krautz (Landesamt für Kultur und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern / Landeshauptarchiv Schwerin) sei für ihre Auskünfte gedankt.

Anmerkungen

1 *Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches*. GBA *Das autobiographische Werk*. Bd. 3. 2014, S. 118, Abschnitt »Mein Leipzig lob' ich mir.«, Kap. 6.

2 Abschnitt »Mein Leipzig lob' ich mir.«, Kap. 5.

3 Ev. Stadtkirche Ludwigslust, Gestorbene 1835, S. 88–89, Nr. 96.

4 Ev. Kirche Heiligenhagen/Hanstorf, Taufbuch, S. 189.

5 Ev. Kirchenbuch, Brandenburger Kirchenbuch-Abschriften 1700–1874, Band 1143, 1835, Nr. 76.

6 Sie ist am 20. November 1819 in Braunschweig geboren (Auskunft Jochen Fontane) und laut Sterbeurkunde am 12. September 1882 in Berlin gestorben.

7 Ein Hochzeitsurkunde ist nicht bekannt.

8 Taufbauch der Französischen Kirche Berlin 1828, S. 229, Eintrag 94.

9 Sterbeeintrag. In: Ev. Schloß-Kirche Wernigerode, Kirchenbuch 1760–1890, S. 65.

10 Ev. Kirche Alsleben/Saale (Mansfelder Seekreis), Aufgebote und Trauungen, Januar bis Dezember 1831, Nr. 11; Geborene und Getaufte, Januar bis Dezember 1831, Nr. 51; Gestorbene Januar bis Dezember 1831, Nr. 16; Gestorbene Januar bis Dezember 1832, Nr. 18.

11 LHAS, 2.26-1/1 Großherzogliches Kabinett I / Sachakten. Sign. 10253.

12 Hans Wilhelm Bärensprung: *Versuch einer Geschichte des Theaters in Mecklenburg-Schwerin. Von den ersten Spuren theatralischer Vorstellungen bis zum Jahre 1835*. Schwerin: Stiller 1837, S. 376.

13 Anonym: *Auszug aus einem Privat-Schreiben aus Greifswald*. In: *Sundine. Unterhaltungsblatt für Neu-Vorpommern und Rügen*. 9. Jg., Nr. 71, Stralsund, 4. September 1835, S. 284. <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10618027?page=292> (Abrufdatum: 22.3.2024).

14 <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10618027?page=308> (Abrufdatum: 22.3.2024).

15 Wie Anm. 13, 9. Jg., Nr. 76, 21. September 1835, S. 304. <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10618027?page=312> (Abrufdatum: 22.3.2024).

Rezensionen

Lothar Weigert, Klaus-Peter Möller: Schmalhansküchenmeisterstudien versus Petitionsschriftstellerei. Theodor Fontane und der Berliner Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung

Würzburg: Königshausen & Neumann 2023 (Fontaneana, Bd. 17). 704 S. € 68,00

Trotz der schon im Nachmärz erhobenen programmatischen Forderungen nach sozialer Besserstellung war der Beruf des Schriftstellers auch im Kaiserreich vielfach prekär. »Was ist die Stellung des Schriftstellers?«, fragte Fontane 1891 in seinem Aufsatz *Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers* und fuhr fort: »Ich glaube, es herrscht in dieser Frage bei denen, die sie zunächst angeht, eine seltene Einmütigkeit. Die Berühmten und die Unberühmten, Freien und Unfreien, die Romane- und Stückeschreiber, die Journalisten und Essayisten – der armen Lyriker ganz zu geschweigen –, alle sind meines Wissens einig darüber: die Stellung eines Schriftstellers ist miserabel. [...] Die, die mit Literatur und Tagespolitik handeln, werden reich, die, die sie machen, hungern entweder oder schlagen sich durch. [...] Das ganze Metier hat einen Knacks weg. [...] Unser Aschenbrödeltum ist unzweifelhaft, ist eine Tatsache.«

Bereits zur Mitte des 19. Jahrhunderts lassen sich drei Tendenzen beobachten, mit denen Schriftsteller auf die von Fontane beschriebene Situation reagierten: erstens mit dem Ruf nach Verstaatlichung des Literaturbetriebs, das heißt nach staatlicher Autorenförderung, zweitens mit einem gesteigerten Selbstverständnis der Schriftsteller als nationale Heroen, was deren finanzielle Misere durch Ehre kompensieren sollte, drittens mit der Gründung berufsständischer Vereinigungen.

Die 1855 ins Leben gerufene, 1859 dann formell gegründete Deutsche Schillerstiftung und ihr ebenfalls 1855 gegründeter Berliner Zweigverein sind im Schnittpunkt aller drei dieser Tendenzen zu verorten, woraus dann auch viele der Konflikte resultieren, die im Laufe ihrer Arbeit entstanden (Wann ist jemand ein Dichter? Können Hinterbliebene gefördert werden? Wann ist jemand ein Dichter mit nationaler Bedeutung?) und die sich jetzt erstmals im Detail an einer ganzen Reihe von exemplarischen Fällen der Förderung und auch Nicht-Förderung nachvollziehen lassen. So verstand sich die Deutsche Schillerstiftung von Beginn an als eine in gleich doppeltem Sinne nationale Angelegenheit: zum einen als Institution der Förderung von Dichtern mit nationaler Bedeutung in ökonomischen Notlagen; zum anderen als ein Projekt und Anliegen der zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht existierenden »ganzen Deutschen Nation«, bei dem in Schiller eine Figur gesehen wurde, mittels derer ein geeintes Deutschland zu einem Zeitpunkt imaginiert, ja sogar vorweggenommen werden konnte, als eine politische Einigung überhaupt noch nicht absehbar war. Theodor Fontane brachte dies 1859 in einer Rütli-Rede auf die prägnante Formel: »Und Schiller kam – und Deutschland war geeint«. Personell getragen wurden die Deutsche

Schillerstiftung und noch stärker die Zweigvereine von selbst schriftstellerisch tätigen Personen; beide waren insofern also zumindest indirekt auch berufsständische Organisationen. Einer solchen entspricht dann nicht zuletzt auch die Praxis, den Witwen und Kindern verstorbener Schriftsteller in Notlagen zu helfen, was gegen Ende des Jahrhunderts dann auch der Deutsche Schriftsteller-Verein (ab 1885) und der Deutsche Schriftsteller-Verband (ab 1887) zu ihren Zielen erklärten.

Der Berliner Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung wurde 1855 von Theodor Fontanes Freundeskreis *Rütli* ins Leben gerufen und in der Folge sukzessive weiter ausgebaut. Er »hatte bis zu 200 Mitglieder und gehörte auch hinsichtlich seines Vermögens und seiner Leistungen zu den größten Filialen der Deutschen Schillerstiftung von 1859. In den Jahren bis 1898 hat er etwa 400 Schriftsteller aus Berlin und Brandenburg und deren Angehörige mit einer Summe von insgesamt 60.000 Mark unterstützt. Darüber hinaus wurde im gleichen Zeitraum ein Vermögen von nochmals fast 60.000 Mark aufgebaut und ein Betrag von 34.000 Mark an die Zentralkasse abgeführt.« (Rückumschlag)

Bei der Tatsache, dass Theodor Fontane 43 Jahre lang im Berliner Zweigverein engagiert war (ab 1873 auch als Vorstandsmitglied) und in vielfältiger Weise an den Entscheidungen über die Vergabe von Geldern beteiligt war, setzt das Hauptinteresse des nun von Lothar Weigert und Klaus-Peter Möller vorgelegten Bandes an. Er füllt die Forschungslücke der wegen der komplizierten Quellenlage bisher nur punktuellen Beschäftigung mit Fontanes Tätigkeit im Berliner Ableger der Deutschen Schillerstiftung dadurch, dass das erreichbare Material umfassend präsentiert, durch vorwiegend biografische Fallstudien gestützt und in Form einer Reihe von Studien zur Geschichte, Entwicklung, Trägerschaft und Organisation sowie zu den Aktivitäten und den »Destinatären des Berliner Zweigvereins« ausgewertet wurde. Ergänzt wird der Band durch ein Kapitel zum durch das Deutsche Kaiserhaus vergebenen Schillerpreis (S. 497–496), der oftmals mit den Donationen der Deutschen Schillerstiftung verwechselt wird und daher zu Recht Berücksichtigung gefunden hat. Dies zumal, da auch Theodor Fontane diesen Preis erhalten hat, wenn auch als eine Art Notlösung, sollte der Preis doch eigentlich an Bühnenschriftsteller vergeben werden, über die für 1890/91 aber keine Einigkeit erzielt werden konnte. Ein voluminöser Anhang mit einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie zahlreichen Dokumenten (S. 537–704), die nun für weitere Forschungen einfach zu erreichen sind, schließen den Band ab.

Die Verfasser selbst sprechen an verschiedenen Stellen von ihrem Buch als »Forschungsbericht« (S. 37), was dann irreführend ist, wenn man darunter lediglich die systematische Darstellung bereits vorhandener Sekundärliteratur versteht, die auf wenigen Seiten bereits zu Beginn der Einleitung abgehandelt wird. Gemeint ist mit dieser Selbstetikettierung wohl

eher der durchaus disparate Charakter der einzelnen Kapitel, der von gelungener Überblicksdarstellung der Geschichte des Berliner Zweigvereins über biografische Einzelstudien bis hin zum kommentierten Quellenabdruck reicht. Nichts, was entdeckt wurde, so hat man den Eindruck, sollte verloren gehen und wurde daher auch dann aufgenommen, wenn die Dokumente im Einzelfall nicht besonders aussagekräftig erscheinen. Forschungsbericht in einem anderen Sinne ist der Band jedoch insofern, als die Verfasser ihre Leserinnen und Leser an den eigenen Forschungswegen sehr detailliert teilhaben lassen, die einzelnen Schritte und manchmal auch Sackgassen des Vorgehens nachvollziehbar machen, bis hin zu den Kriterien, nach denen die Personen über die »Destinatäre« ausgewählt wurden (vgl. S. 33 f.). Nicht recht nachvollziehbar ist dagegen, warum das Kapitel 7 (S. 207–228), das wichtige allgemeine Informationen zur Deutschen Schillerstiftung als »Dachverein« bringt, nicht an den Anfang gestellt wurde. Platziert zwischen den Kapiteln über die »Aktivitäten zur Mitgliederwerbung und zum Fundraising« des Berliner Zweigvereins (S. 175–206) sowie dem Abschnitt zu seinen »Destinatären« (S. 229–496) unterbricht dies den Fokus auf den »Zweigverein« unnötig.

Überhaupt hat man an einigen Stellen den Eindruck, dass einige Kapitel unabhängig von anderen entstanden sind und manches an Informationen ausbreiten, was man zuvor schon gelesen hat. Solche Redundanzen finden sich bisweilen auf recht engem Raum (siehe z. B. S. 42 f. und dann noch einmal S. 45 zur Rolle von Julius Pabst im Berliner Zweigverein), aber auch auf Kapitelebene. So beginnt beispielsweise das Kapitel 7 mit einem Abriss der Geschichte der Deutschen Schillerstiftung und muss manches noch einmal sagen, was bis zu diesem Punkt an anderer Stelle schon gesagt war. Allerdings hat das den Vorteil, dass die einzelnen Kapitel des immerhin mehr als 700 Seiten umfassenden Bandes auch separat gelesen werden können.

Man hat es bei diesem Band also insgesamt mit einer Addition verschiedener eher darstellender und eher dokumentierender Kapitel zu tun, eine latente Unentschiedenheit, die sich auch im zweiteiligen Titel fortsetzt. Während der Haupttitel mit seinem lockeren »Schmalhansküchenmeisterstudien versus Petitionsschriftstellerei« den Rezensenten ob des »versus« auch noch nach der Lektüre des Bandes ratlos zurücklässt (was an diesem liegen mag), trifft der Untertitel (*Theodor Fontane und der Berliner Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung*) die Sache deutlich besser. Schließlich ist auch das 18-seitige Inhaltsverzeichnis des Bandes ein Indiz für die Kleinteiligkeit, zugunsten derer auf einen zusammenhaltenden und die Leserinnen und Leser mitnehmenden großen Bogen verzichtet wurde.

Doch ungeachtet dieser Monita, zu denen an einigen Stellen der Einleitung noch der wenig respektvolle Umgang mit der bereits vorliegenden Forschung gehört, der doch immerhin das Verdienst gebührt, das Thema »Fontane und die Schillerstiftung« allererst in den Blick gerückt zu haben, ist es

Weigert/Möller gelungen, Theodor Fontanes vielfältige und in der Summe durchaus umfangreiche Tätigkeit als Mitglied des Berliner Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung erstmals in ihrem ganzen Umfang darzustellen und zu zeigen, dass sein Einfluss auf den Zweigverein sehr viel größer war, als seine in den ersten Jahren wenig formale Stellung darin vermuten lässt. Weiter haben die Verfasser durch die erschlossenen und edierten Dokumente den Weg für vielfältige Anschlussforschungen geöffnet. So ließe sich jetzt beispielsweise das soziale Spektrum sowohl der Trägerschaft (Mitglieder) des Zweigvereins wie dasjenige der Destinatäre rekonstruieren und nach Mustern der Bewilligung bzw. Ablehnung von Anträgen suchen, dies sogar für einzelne synchrone Schnitte, die geeignet sind, Entwicklungen bzw. Einschnitte aufzuzeigen. Für alle, die sich in Zukunft mit dem Berliner Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung oder Fontanes Rolle darin beschäftigen wollen, haben Weigert/Möller ein Kompendium vorgelegt, das von nun an zu Rate gezogen werden kann und muss.

Wer sich jemals mit Zusammenschlüssen von Literaten welcher Art auch immer beschäftigt hat, der weiß, welchen Aufwand es bedeutet, ein virtuelles Vereinsarchiv allererst aus diversen Quellen erstellen zu müssen, ehe an Auswertung und dann Darstellung überhaupt zu denken ist. Darüber hinaus haben die beiden Verfasser ein Modell entwickelt, nach dem in ähnlicher Form auch die Tätigkeit anderer Zweigvereine aufgearbeitet werden kann. Denn erst so, wie Weigert/Möller vorgegangen sind, nämlich von der Berliner Filiale zum Zentralverein, wird man – auch das ist ein wichtiges Ergebnis ihrer mitunter detektivischen Forschungs-Kärrnerarbeit – zu einer Gesamtdarstellung des Wirkens der Deutschen Schillergesellschaft und ihrer Zweigvereine gelangen können. Was man sich als heutiger Leser noch wünschen würde, das wären für zukünftige Studien dieser Art, Hinweise auf die Kaufkraft, welche die zunächst noch in Talern, dann in Mark ausgezahlten Donationen besaßen. Waren 600 M. im Jahr 1888 eine bedeutende Summe oder eher eine momentane Nothilfe?

Rolf Parr

Georges Felten: Diskrete Dissonanzen. Poesie und Prosa im deutschsprachigen Realismus 1850–1900.

Göttingen: Wallstein 2022. 514 S. € 39,00

»Auch das bürgerliche Leben hat seinen Sonntag«, erklärte Julian Schmidt, der maßgebliche theoretische Kopf des *Grenzboten*-Realismus, und artikulierte mit dieser Aussage einen für die Nachmärzjahre charakteristischen literaturprogrammatischen Paradigmenwechsel. Dieser bestand darin, weder den von der Romanästhetik in der Folge Hegels als grundlegend angenommenen Konflikt zwischen der »Poesie des Herzens« und der »Prosa der Verhältnisse«² noch die Prämisse eines zunehmenden Verlusts des poetischen Weltzustands zu propagieren, sondern die bisherige Problemkonstellation umzuwenden: Die vermeintlich »prosaischen« bürgerlichen Lebensverhältnisse galten nicht mehr als Bürde, vielmehr als Erfüllungsgegenstand einer neuen »Poesie«. Nicht die bürgerliche Alltagswelt der Gegenwart barg aufgrund eines Mangels an »Poesie« literarische Darstellungsprobleme; ein Problem hatte, wer die Poesie der bürgerlichen Gegenwart, die »Poesie des Prosaischen«, nicht zu erkennen vermochte. Schmidts Sentenz über den Sonntag des bürgerlichen Lebens hebt die Poesie-Prosa-Diskrepanz vorangegangener Literaturauffassungen zwar vordergründig auf, hält diese in der konkreten Formulierung gleichwohl präsent. Das bürgerliche Leben kennt eben nicht nur Wochenenden, erweist seinen poetischen Reiz aber schwerlich im prosaischen Alltag. Daher warnte Karl Gutzkow 1855, die Literatur dürfe nicht »die Wochentagexistenz des Menschen« beschreiben, stattdessen nur dessen »Sonntag«.³ Nicht von ungefähr zeigt Fontane die Beschäftigten von Borsigs Lokomotiven-Fabrik in *Irrungen, Wirrungen* gerade nicht bei der zeitgenössisch als poetisch behaupteten Arbeit, sondern während der Pause.

»Wie ergeht es der Poesie in zunehmend prosaischen Zeiten?«, lautet angesichts solcher Konstellationen die Leitfrage, mittels derer Georges Felten sich dem Verhältnis von Poesie und Prosa im deutschsprachigen Realismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf über 500 Seiten widmet. Das Buch ist aus der 2019 an der Universität Zürich eingereichten Habilitationsschrift des Verfassers hervorgegangen. Es macht an dem für die Realismus-Forschung zentralen Begriffspaar drei Ebenen aus: erstens Gegenstandsbereiche, denen anhand der Klassifikation als »poetisch« oder »prosaisch« Darstellungsdignität zugeschrieben oder abgesprochen wird; zweitens die Ebene der »Darstellungsmodi bzw. Töne (poetisch vs. prosaisch)«; drittens die der »Darstellungsmedien (Vers vs. Prosa)« (S. 14). Die Studie expliziert diese drei Ebenen einleitend in äußerst knappen Kapiteln, ehe das Spannungsfeld zwischen Poesie und Prosa in fünf umfassenden Kapiteln zu Theodor Storm, Gottfried Keller, Wilhelm Busch, Conrad

Ferdinand Meyer und Theodor Fontane detailliert und kenntnisreich entfaltet wird.

Die Einzeluntersuchungen zielen jeweils nicht auf das Gesamtwerk der Autoren (was nicht heißt, dass dieses nicht immer wieder berücksichtigt wird). Es handelt sich um »Mikrolektüren« (S. 19) einzelner, ganz unterschiedlicher Texte – u. a. Storms *Immensee*, Kellers *Der grüne Heinrich* und *Das Tanzlegendchen*, Buschs *Balduin Bährlamm, der verhinderte Dichter*, Meyers *Die Versuchung des Pescara*, Fontanes *Frau Jenny Treibel* –, die »qua close reading« dem Befund Rechnung tragen wollen, dass »die Texte des deutschsprachigen Realismus dazu neigen, entscheidende poetologische Sachverhalte an marginalen Stellen zu verhandeln« (S. 18, 407). Einer Realismus-Forschung verpflichtet, die die Zeichenbewusstheit der literarischen Texte selbst, den von diesen selbst offengelegten Konstruktionscharakter des eigenen Wirklichkeitsentwurfs in den Fokus rückt (vgl. S. 21f.), beansprucht Feltens Studie über die Einzeltextanalysen hinaus Aufschluss über einen »Epochenstil[[«, ein »epochenkonstitutives Schreibmuster« (S. 33), zu geben. Dieses zeichne sich dadurch aus, dass die selbstreflexive literarische Praxis der Texte im Detail die ihnen zugrundeliegenden und von ihnen übergeordnet propagierten Programmatiken unterlaufe. Realistische Literatur sei geprägt von einer solchen »Zerreißprobe« (S. 32). Das Interesse des Verfassers gilt daher ihren »diskreten Dissonanzen«, der »Nichtidentität der Texte« (S. 18). Deren programmatische Poetisierungs- und Ordnungsprinzipien (z. B. Verklärung, Versöhnung, Geschlossenheit), so die leitende These, würden durch »als prosaisch verrufene und dementsprechend allenfalls marginal artikulierbare Diskurse und Dispositive« strukturell unterminiert (S. 15). Programmatisch eigentlich aus dem Reich realistischer Poesie ausgeschlossene Themen und Gegenstände würden dennoch in die Texte hineinwirken, damit eine untergründige Unordnung stiften, die ansatzweise andere Poesiemodelle (der Arabeske und Grotteske) durchscheinen ließe und demnach formal sowie thematisch einen »Stich ins Moderne« aufweise, wie es in *Frau Jenny Treibel* heißt.

Wenn als Beispiel für »prosaische Gegenelemente zu dominierenden realistischen Poesievorstellungen »übernatürliche Wesen« und die »Prosa der modernen Lebenswelt« (S. 18) zusammen genannt werden – mithin zwei Bereiche, die sich weder der Auffassung realistischer Programmatik noch einer streng analytischen Betrachtung nach gemeinsam in das zentrale Begriffspaar fügen –, dann wird schon deutlich, dass es der vorliegenden Studie um eine Begriffsgeschichte der Poesie-Prosa-Differenz ebenso wenig zu tun ist wie um eine systematische Klärung der Begriffe oder die vollständige Berücksichtigung ihrer umfang- und lehrreichen Erforschung. Entsprechend gering fallen Ausführungen zur literaturhistorischen und literaturprogrammatischen Schärfung der Leitbegriffe aus, so

dass bisweilen der Eindruck eines lose-flexiblen Begriffsverständnisses entsteht und sich der Einwand formulieren ließe, das Aufspüren der Spannungsverhältnisse realistischer Wirklichkeitskonstruktionen operiere seinerseits mit einem spezifisch zugerichteten Realismus-Konstrukt (das der Relationalität und Multiperspektivität realistischer Wirklichkeitsanschauungen in ihren literaturhistorischen Weitungen und Verengungen seit dem Aufkommen frührealistischer Schreibweisen zu wenig Beachtung schenkt).

Nun referiert die Unterscheidungsfigur ›Poesie-Prosa‹ schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts kaum mehr nur auf die Trennung von gebundener und ungebundener Rede, sondern ist zunehmend gekennzeichnet von semantischen Transformationen, Überlagerungen und Entgrenzungen.⁴ Vor allem in der Folge der romanästhetischen Debatten um Goethes *Wilhelm Meister* wurde die Poesie-Prosa-Differenz mit gesellschaftlich-zeitdiagnostischen Bedeutungszuschreibungen aufgeladen, wurden Form- und Gattungsfragen schließlich untrennbar verknüpft mit Fragen sozialer Sinnbildung und Darstellung, mit grundsätzlichen Annahmen über das Verhältnis von Poesie und Leben, Individuum und Gesellschaft, Wirklichem und Möglichem. Die poetische Emanzipation des einst als prosaisch geltenden Bürgertums läuft parallel zu dessen sozialer Emanzipation und steht wiederum im Kontext einer Aufwertung der Erzählprosa als Form und ihrer neuen medialen Publikations-, Distributions- und Rezeptionsbedingungen. Diese Bedingungsverhältnisse, die politisch-sozialen und übergeordneten medialen Dimensionen des Poesie-Prosa-Verhältnisses sowie die sich während des Untersuchungszeitraums wandelnden Diskussionen darum kommen in der Arbeit nur am Rande vor. Der wichtige Hinweis auf einen Stilpluralismus ›um 1850‹ und der grundsätzliche Zweifel am vereinheitlichenden Stellenwert programmatischer Äußerungen sollte nicht von der Erörterung der besonderen Entwicklungen zwischen Vor- und Nachmärz in der Poesie-Prosa-Differenz entbinden (vgl. S. 31 f.). Denn die prosatheoretischen Positionen der unmittelbaren Nachmärzjahre waren nicht nur programmatisch stark umkämpft, die axiomatischen Umschreibungen jener Jahre stellten sich auch als fundamental dar, weil die schließlich mit dem Begriffspaar verkoppelten sozialen und politischen Sinndimensionen die spannungsgeladenen Wirklichkeitskonstrukte mitbegründen, die von der Studie analysiert werden.

Dass die ›Spannungen realistischer Texte und Programmatiken letztlich in Aporien führen, dass ihre Wirklichkeitskonstruktionen sich schließlich selbstreflexiv an ein Ende führen oder als Anachronismus ausweisen (vgl. 420, 38), arbeitet Felten treffend als ein tatsächlich weit über die untersuchten Einzeltexte hinausgehendes Epochencharakteristikum heraus. Der Ton schwungvoll erzählender Zuspitzung, in der er dies ganz überwiegend tut,

lässt über einzelne Stellen allzu mitdichtend-verstiegener Analogiebildungen hinwegsehen.⁵

Die Leistung des Buches liegt nicht zuvorderst darin, jeweils geschlossene Neuinterpretationen der behandelten Texte vorzunehmen, sondern diese vielmehr genauestens in ihrer poetologisch-selbstreflexiven Zeichenhaftigkeit aufzufächern – oder, wie im Falle von Wilhelm Busch, überhaupt erst in dieser Hinsicht umfassend zu erschließen. Die Detailanalysen werden dabei häufig weitreichend intertextuell und literaturprogrammatisch kontextualisiert, so dass sich die punktuellen »Mikrolektüren« gegenüber der Orientierung an literaturhistorischen Meistererzählungen als konsequenter Darstellungsmodus erweisen. Auch wer grundsätzliche methodische Paradigmen und literaturhistorische Prämissen des Verfassers nicht teilt, wird in dieser beobachtungsstarken und interpretationsfreudigen Studie eine riesige Fülle hellsichtig-instruktiver Bezüge und originell-anregender Impulse entdecken – und daher zugestehen müssen: Auch der Poststrukturalismus hat seinen Sonntag.

Philipp Böttcher

Anmerkungen

1 Julian Schmidt: *Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod*. Vierte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Leipzig 1858, S. 340.

2 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik*. In: Ders.: *Werke in 20 Bänden*. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Bd. 13–15. Bd. 15: *Vorlesungen über die Ästhetik III*. Redaktion Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1973, S. 393.

3 Karl Gutzkow: *Der Roman und die Arbeit*. In: *Unterhaltungen am häuslichen Herd* 3 (1855), Nr. 44, S. 702–703, hier S. 702.

4 Vgl. Mülder-Bach, Inka: Einleitung. In: Dies., Jens Kersten, Martin Zimmermann (Hrsg.): *Prosa schreiben. Literatur – Geschichte – Recht*. Paderborn: Fink 2019, S. 1–11, hier S. 3.

5 Zum Beispiel: »Das – wie Deleuze und Guattari gesagt hätten – »Biene-Werden« von Storms Text steht freilich nicht allein im Zeichen des untergründigen Rhizoms. Parallel dazu partizipiert Storms »apistische« Novelle an einem organisistischen, funktionalen Textmodell, das sich einer »harmonischen Entwicklung der Form« verschreibt und das Deleuze und Guattari ausgerechnet in das Bild des »Wurzel-Baums« gefasst haben (so wie Storms Bienen eben auch in den Blüten von Obstbäumen summen). Die Brechen, welche die apistischen Momente in den linearen Fortgang der Handlung schlagen – in die Erzählprosa im platten Wortsinn –, [...] laufen dementsprechend stets *zugleich* auf eine »De- und eine »Reterritorialisierung« des Textes hinaus, auf untergründig-verstörendes Wühlen und – sicherlich dominanter – poetisierendes Blüten-Lese«. (S. 74)

Bodo Plachta: Arbeitszimmer und Schreibtische.

Hannover: Wehrhahn 2021. 327 S. Hardcover. € 28,00

Dem Geburtsort literarischer Texte (vgl. S. 20) widmet sich Bodo Plachtas Monografie *Arbeitszimmer und Schreibtische* und führt aus diesem Blickwinkel durch die deutschsprachige Literaturgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Aus diachroner Perspektive geht das Buch anhand der Materialität von Arbeitszimmer und Schreibtisch der Frage nach, wie die historischen, soziologischen, kulturellen, ökonomischen Rahmenbedingungen einer Autorenbiografie in Wechselwirkung mit der spezifischen Schreibszenen (Rüdiger Campe), den poetologischen Positionen und dem jeweiligen kreativen Prozess treten.

Wo befindet sich das Arbeitszimmer im Ensemble einer Wohnung und welchen Status hat es in der Hierarchie der Räume, im Zusammenleben der Bewohner? Welche sozialen und historischen Gegebenheiten wirken auf diese Anordnung ein oder spiegeln sich in ihr? Verbürgt das Arbeitszimmer Abgeschlossenheit und höchstmögliche Konzentration oder ist es ein Ort der Begegnung, ein (halb)öffentlicher Ort, ein Raum der Repräsentation? Dient es ausschließlich dem Schreiben, Denken und Lesen oder ist es multifunktional? Ist es, im Fall von Umzug oder Emigration, transportabel, und in welchem Maße?

Der Schreibtisch als »Herzstück« des Arbeitszimmers kann ebenfalls Verschiedenes sein: Arbeitsplatz, Laboratorium, Aufbewahrungsmöbel für Materialien, Prozessdokumente und schließlich den Nachlass. Seine Gestaltung unterliegt zeittypischen Moden. Er kann der Funktionalität verpflichtet sein oder/und Repräsentationszwecken dienen, kann nach individuellen Wünschen angefertigt sein wie der Schreibtisch Hermann Hesses, als prestigeträchtiges Geschenk übergeben werden wie jener Theodor Storms – oder auch keinerlei Rolle spielen, wenn Texte in Verkehrsmitteln und Hotelzimmern entstehen, in Bibliotheken und Cafés, in der Fensternische oder am Küchentisch.

Zoomen wir noch näher heran, so richtet sich der Blick auf die Utensilien, die sich auf dem Schreibtisch befinden. Das sind natürlich insbesondere die Schreibmaterialien: Papier, (Füll-)Feder, Tintenfass und Streusandbüchse, Bleistift, Schere und Klebstoff, Schreibmaschine, Desk- und Laptop, Tablet und Handy, aber auch Gegenstände, die über das Funktionale hinaus eine atmosphärische Aufgabe erfüllen, Inspiration fördern oder ein individuelles Statement darstellen, wie Thomas Manns »siamesischer Krieger« (Abb. S. 223), die antiken Statuetten auf Sigmund Freuds Schreibtisch (Abb. S. 191) oder der »Fangeball« und der Abguss von Moltkes Hand auf jenem Theodor Fontanes (Abb. S. 174).

All diese und weitere Aspekte verbinden sich zur Schreibszenen, der literarische Texte ihre Entstehung verdanken. Diese wiederum ist innerhalb je

spezifischer historischer Kontexte zu betrachten, erlaubt häufig den Rückschluss auf ein bestimmtes Kunstideal, wird auf Fotos, Zeichnungen und Kupferstichen, in Dichterhäusern und -museen, Bibliotheken und Archiven konserviert, rekonstruiert, musealisiert.

Im Gehäus und unter freiem Himmel

Am Beginn der deutschsprachigen Literatur freilich gibt es das alles nicht und auch keine Identität zwischen Autor*in und Schreiber*in. Textproduktion und anfangs auch -überlieferung geschehen mündlich und oft ambulant. Als mit den meist klösterlichen Skriptorien Räumlichkeiten der Buchproduktion fassbar werden – das früheste und berühmteste Beispiel ist der um 820 entstandene St. Galler Klosterplan –, bleibt die Verschiedenheit von Autor*in und Schreiber*in dennoch bestehen, und beide sind im Sinne der Schreibszene unsichtbar. Anstelle von Schreibtischen erlauben portable Pulte Flexibilität innerhalb des Skriptoriums, eines Ortes gemeinschaftlicher Arbeit. Mit dem *studiolo* der Humanisten tritt erstmals das individuelle Arbeitszimmer als Mittelpunkt des kreativen Lebens in Erscheinung. Als Metapher für geistiges Schaffen wird es in Stichen und Illustrationen festgehalten und verbreitet, ein spezieller Bildtypus entsteht, beeinflusst von der Ikonografie des heiligen Hieronymus »im Gehäus« und der Darstellung Petrarca's in seinem Arbeitszimmer (Abb. S. 34). Parallel zum steigenden gesellschaftlichen Status humanistischer Gelehrsamkeit und der Selbstinszenierung auch der sozialen Elite als Kenner- und Förder*innen von Kunst und Wissenschaft füllt sich das »Gehäus« mit kostbaren Gegenständen und wird (auch) zum Raum der Repräsentation. In Luthers Wittenberger Studierstube öffnet es sich zu einem multifunktionalen und für jedermann zugänglichen Raum. Begegnung, Verbindung und Gemeinschaft stehen auch im Zentrum der barocken Schreiborte, die Plachta herausgreift: Das »Poetenwäldchen« und der »Irrhain« der Nürnberger Sprachgesellschaft Pegnitz-Schäfer sind Orte der informellen Zusammenkunft und des gemeinschaftlichen Dichtens unter freiem Himmel. Im Arbeitszimmer des Halberstädter Domsekretärs Johann Wilhelm Gleim, von ihm als »Tempel der Freundschaft und der Muse« bezeichnet, hängen Porträts der bedeutenden Wissenschaftler und Künstler seiner Zeit. Zusammen mit Gleims umfangreichem Brief- und Handschriftenarchiv und seiner Bibliothek spiegelt diese Galerie das große überregionale Netzwerk, in dem sein intellektuelles Leben sich abspielte.

Familientrübels, kreative Freiheit, Schreiben im Akkord

Mit der Aufwertung der privaten Sphäre als Ausdrucksmedium der Bewohnerin oder des Bewohners geht im späteren 18. Jahrhundert ein öffentlicher Diskurs über Einrichtung und Design einher, der beispielsweise im *Journal des Luxus und der Moden* oder in der Zeitschrift *Pomona für Teutschlands Töchter* geführt wird. Deren Herausgeberin, Sophie von La

Roche, beschreibt 1783 darin ihr Zimmer und publiziert 1799 ein Buch mit dem Titel *Mein Schreibetisch*. Obwohl sie als etablierte Berufsschriftstellerin eine Ausnahmefigur in ihrer Zeit ist, ist ihr Arbeitszimmer keineswegs ein individuelles Refugium, das allein ihrer Produktivität dient: Am »grünen Tisch« wird gemeinsam gefrühstückt; erst wenn die anderen Familienmitglieder ihrer Wege gegangen sind, wird er zu Sophies »Schreibetisch« – so lange, bis ein Mann das Zimmer betritt. Dann nämlich wechselt sie rasch wieder von der Feder zur Nadel, vom Schreiben zur »weiblichen Handarbeit«. Mit ähnlich widersprüchlichen Anforderungen an ihre Räumlichkeiten kämpften aber auch die männlichen Autoren der Epoche: Die Darstellung von Wielands Weimarer Arbeitszimmer (Abb. S. 67) folgt dem an Voltaire orientierten Ideal des *Virtuoso*, dessen Lebenspraxis von Vernunft, Bildung und gutem Geschmack geleitet wird. Tatsächlich hatte Wieland einen beschwerlichen Arbeitsalltag inmitten eines turbulenten Familienlebens, was sich mit dem Umzug ins Gut Oßmannstedt, das er nach horazischem Vorbild sein »Osmantinum« nannte, nur teilweise besserte. Mitten im Familienalltag arbeitete auch Herder an einem Stehpult, dem zeittypischen »Schreibmöbel der Gelehrten und Intellektuellen« (S. 74). Er hatte mehrere Arbeitsplätze in der variabel genutzten Wohnung, die Bibliothek verteilte sich auf verschiedene Räume und Bücherstapel dienten gern auch als Sitzerrhöhungen für die kleineren Kinder – im Vordergrund stand Funktionalität.

Dieser Grundsatz gilt auch für Goethe, auch wenn er im Lauf seines Lebens ganz unterschiedliche »Szenarien des Schreibens« (S. 78) als Rahmen für seine Arbeit arrangierte. Bohémehaft muten sein Giebelzimmer im Frankfurter Elternhaus und mehr noch die WG mit Tischbein in Rom an, in der die Grenzen durchlässig waren und Schreib- und Zeichenmaterialien gemeinschaftlich genutzt wurden. Das Gartenhaus in Weimar, zehn Jahre lang Goethes Hauptwohnung, folgt mit Stehpult und Sitzbock dem »Paradigma der Einfachheit« (S. 86), das auch im Haus am Frauenplan Goethes Privatsphäre prägte, im Gegensatz zu den Wohn- und Repräsentationsräumen. Weder in seiner »Hauskanzley« (S. 92), d. h. seinem Arbeitszimmer, noch in der »Registratur«, dem Archiv, machte er einen Unterschied zwischen dienstlicher Tätigkeit, wissenschaftlichem Studium und literarischer Produktion. Schlichtheit, Konzentration auf das Wesentliche und Effizienz der Abläufe kennzeichnen seine Arbeitsumgebung – von Goethe verstanden als Ausdruck seiner kreativen Freiheit. Dazu passt auch, dass er die zu seiner Zeit beliebten klassizistischen Schreibtische der Manufaktur David Roentgen, Zylinderbureaux mit einer Vielzahl verborgener Fächer, im *Wilhelm Meister* als Chiffre für den Roman und das Erzählen überhaupt verwendete, einen Roentgen-Schreibtisch für Charlotte von Stein anfertigen ließ und sich nach der Revolution für den aus Frankreich exilierten Roentgen einsetzte, selbst aber niemals ein solches Möbel benutzte. Stattdessen

bevorzugte er schlichte Tische mit großer Fläche, die allein dem Arbeiten, nicht der Aufbewahrung oder Repräsentation dienten.

Dagegen ließ sich Schiller, als er nach Jahren ständiger Umzüge in Jena sesshaft wurde und sich mit Charlotte von Wolzogen verlobte, eine »Schreibcommode« machen, die er als sein »wichtigstes Meubel« bezeichnete (S. 99). Im Weimarer Haus nutzte er eine ganze Mansarde als Wohn- und Arbeitsbereich, hinsichtlich Lichteinfall und Farben so gestaltet, dass sie seiner Produktivität möglichst förderlich war. Hier arbeitete er bis zu 14 Stunden täglich, um das Geld zu verdienen, das ihm erlauben sollte, das 1802 bezogene Haus abzubezahlen. Was ihm auch gelang: Bei seinem Tod 1805 war es schuldenfrei. Ein Archiv legte Schiller nicht an: Beim Entwerfen seiner literarischen Texte produzierte er eine große Menge Papier, hatte aber kein Interesse an der Dokumentation des kreativen Prozesses und vernichtete das Material, sobald der Text publiziert war. Während sein Verbrauch an Kaffee und Tabak konstant hoch war, dienten übrigens die berühmten verfallenden Äpfel im Jenaer Gartenhaus, wie man bei Plachta erfährt, nicht als Stimulans, sondern als Analeptikum gegen seine chronische Bronchitis. Gleich nach Schillers Tod setzte, zunächst in der familiären Erinnerungspraxis, eine Überhöhung und Musealisierung seiner Arbeitsräume ein. Von ihm benutzte Möbel wurden im Lauf der Zeit zurückgekauft, ausgestellt und vielfach nachgebildet. 1943 mussten Häftlinge des KZ Buchenwald eine Replik seines Schreibtisches herstellen (Abb. S. 111), da man aus Gründen nationalistischer Durchhaltepropaganda Schillers Haus während des Krieges offen halten, die Originalmöbel jedoch nicht gefährden wollte.

Schneckenhäuschen, tiefsinnige Eulen und gemischte Zimmer

Die Romantik ist eine Epoche der wissenschaftlichen und literarischen Kooperationsprojekte: Arnim & Brentano, Schlegel & Tieck, Tieck & Wackenroder oder die Brüder Grimm, die stets im gleichen Haus wohnten, auch nach Wilhelm Grimms Heirat. Die gemeinsame Wohnung gewährleistete einfachen Austausch, die Brüder trugen ihren unterschiedlichen Arbeitsstilen jedoch Rechnung, indem sie bewusst klare Grenzen etablierten: Obwohl ihre Zimmer in der Berliner Linkstraße nebeneinander lagen, waren sie nur vom Gang aus zu betreten; die Durchgangstür blieb durch Möbel verstellt. Ein zweites Paradigma der Romantik ist die Dachkammer als kreativitätsfördernder Raum mit Ausblick und sozialer Gegenentwurf, wie Plachta an E.T.A. Hoffmanns »PoetenStübchen« (S. 130) in Bamberg veranschaulicht, dem Ort skurriler Auftritte, extremer Stimmungslagen und großer Produktivität als Schriftsteller, Komponist und Zeichner.

Annette von Droste-Hülshoff nannte ihr Musik- und Arbeitszimmer im Rüschaus, dem Witwensitz ihrer Mutter in Münster, ihr »Schnecken-

häuschen« (S. 134), in dem das Kanapee bevorzugter Ort des Träumens, Lesens, Nachdenkens und Dichtens war. Eine entschiedene Verteidigerin ihrer Privatsphäre und ihrer individuellen Auffassung von literarischer Produktivität, entwarf sie vielfach im Kopf, im Schneidersitz auf dem Kanapee oder im Dunkeln im Bett. Anders als etwa Jean Paul, für den sein »Repositorium« (S. 119), ein mit Exzerpten gefüllter Schreibschrank, der wichtigste Einrichtungsgegenstand war, bedurfte die Droste keines besonderen Aufbewahrungsmöbels: Als ihr poetisches Archiv, das sie auch auf Reisen mitnahm, fungierten ihre Arbeitsmanuskripte, in denen sie immer neue Versionen auf demselben Blatt niederschrieb und dabei doch stets den Durchblick behielt. Während Eduard Mörike, ein rastloser Übersiedler, der im Lauf seines Lebens an die 50 verschiedene Adressen hatte, eine tragbare Schreibschatulle verwendete, propagierte Adalbert Stifter im *Nachsommer* das Feste, Stabile in Gestalt monofunktionaler Räume und lehnte »gemischte Zimmer« (S. 148) ab – ein Ideal, dem er selbst in seiner Linzer Wohnung zuwiderhandelte: Sein Arbeitszimmer diente neben dem Schreiben u. a. dem Malen, der Möbelrestaurierung und der Kakteenzucht. Er besaß zwei Schreibtische: einen schlichten Arbeitstisch und den repräsentativen, auch im *Nachsommer* erwähnten »Delphinschreibtisch« (Abb. S. 151), den er zur Aufbewahrung von Materialien verwendete. Noch ehrfurchtgebietender als dieser, wie die Kommandobrücke auf einem Schiff, wirkt der Schreibtisch des herzoglich Ratibor'schen Bibliothekars Hoffmann von Fallersleben (Abb. S. 165) inmitten der öffentlich zugänglichen Bibliotheksräume im Schloss Corvey. Einen ebenfalls sehr repräsentativen Schreibtisch bekam Theodor Storm 1887 zu seinem 70. Geburtstag von weiblichen Fans geschenkt, ein »altdeutsches« Meisterstück des Flensburger Kunstschreiners Heinrich Saueremann. An diesem mächtigen Tisch, der neben einer großen Arbeitsfläche viel Stauraum bietet und heute im Storm-Haus in Husum zu sehen ist, entstand *Der Schimmelreiter*. Doch der Schreibtisch zeichnet sich durch eine weitere Besonderheit aus, die die zeitliche Koinzidenz von Epochen veranschaulicht, welche im Rückblick sehr weit voneinander entfernt scheinen: Als Karyatiden fungieren »tiefsinnige Eulen« (S. 172), die kein anderer schnitzte als Emil Nolde, damals noch unter seinem bürgerlichen Namen Emil Hansen Lehrling bei Saueremann. Plachta erläutert, dass Theodor Fontane mit dem berühmten Schreibtischporträt von 1896 eine Tradition des Autorenfotos begründete, und analysiert anhand von Friedrich Fontanes Beschreibung des nicht mehr existenten Berliner Arbeitszimmers seines Vaters diesen ordentlich strukturierten Wohn- und Arbeitsraum, dessen Ausstattung Fontanes Lebensthemen widerspiegelte. Wie wichtig der von Wilhelm Lübke übernommene große Schreibtisch mit seinen Schubladen und Seitenkästen auch als Archiv war, bezeugen u. a. Briefe Fontanes an seine Frau, in denen er sie bittet, ihm dieses oder jenes Manuskript aus einem bestimmten Fach hervorzusuchen und mitzubringen. Ergänzend sei

für eine ausführlichere Analyse von Fontanes ikonischem Schreibtischfoto Petra McGillens Monografie *The Fontane Workshop* (2019) empfohlen, die nun auch auf Deutsch in der Reihe Fontaneana vorliegt.

Design, Exil, Zimmer-Chaos

Großen Wert auf eine zu ihrem Lebensgefühl und Kunstideal passende Einrichtung legte das »literarische Traumpaar der Jahrhundertwende« (S. 181), Ida und Richard Dehmel. Interessiert an moderner Raumkunst und befreundet mit Designern wie Adolf Loos oder Peter Behrens, entwarf Dehmel selbst die Möbel für das Haus in Blankenese, dessen Kaufpreis ein Geschenk von Freunden zu seinem 50. Geburtstag 1913 war. Auf die Gestaltung seiner Arbeitsumgebung verwandte auch Gerhart Hauptmann größte Sorgfalt, sowohl in Agnetendorf als auch in seinem Sommerhaus auf Hiddensee; anders als bei den Dehmels ging es hier aber weniger um die Ästhetisierung der Alltagswelt und die gegenseitige Durchdringung von Leben und Kunst als um die Überhöhung und Musealisierung der eigenen Person und des eigenen Werks. Je weiter wir ins 20. Jahrhundert fortschreiten, desto mehr verschiebt sich der Fokus von Plachtas Darstellung auf Schreibtische und -materialien. Zwei Schreibtische hatte Kafka, die er antagonistisch, als Symbole der beiden unvereinbaren Seiten seines Lebens betrachtete: den kleinen privaten (Abb. S. 205), an dem seine literarischen Texte entstanden, und jenen in der Arbeiter-Unfallversicherungs-Anstalt, an dem er als Jurist seinen dienstlichen Verpflichtungen nachkam. Hermann Hesse ließ sich 1904 für sein Haus am Bodensee einen Schreibtisch anfertigen, dessen Preis der Jahresmiete des Hauses entsprach, und vollzog 1908 hochbewusst den Medienwechsel von der Füllfeder zur Schreibmaschine (Abb. S. 215). An dieser schätzte er nicht nur ihre ergonomischen Vorteile, sondern auch die größere Distanz zwischen Text und Autor, die sie seinem Empfinden nach erzeugte. Ebenfalls auf der Schreibmaschine schrieb Bertolt Brecht, dem es allgemein um eine transparente und pragmatische Arbeitsorganisation ging, passend zu seiner bevorzugten Weise der Textproduktion im »Kollektiv« (S. 234). Freud ließ sein Wiener Arbeitszimmer und die Sammlung antiker Statuetten fotografisch dokumentieren, bevor er 1938 ins Londoner Exil ging. Für Thomas Mann waren Arbeitszimmer und Schreibtisch ein »Symbol für gelingendes Leben« (Inge Jens, S. 221), ein Bollwerk gegen die Bedrohung von Zivilisation, Kultur und Recht. Seine Tagebücher dokumentieren die Erleichterung, die er empfand, wenn an einem neuen Wohn- bzw. Exilort der Ende der 1920er-Jahre bei Bernheimer in München erworbene Schreibtisch samt dem »pedantisch festgelegten Arrangement« (Klaus Mann, S. 219) der Gegenstände darauf seinen Platz gefunden hatte. Dies war auch die Voraussetzung dafür, dass der überwiegend handschriftliche Nachlass seines Sohnes aus den Exiljahren fast vollständig erhalten ist; sobald die Eltern wieder einen festen Wohnsitz hatten, depo-

nierte der Nomade Klaus Mann, der schon 1931 einen *Gruß an das 1200. Hotelzimmer* verfasste und vermutlich nie einen eigenen Schreibtisch besaß, seine Materialien bei ihnen. Anna Seghers begleitete ihr »Schutzpatron« (S. 248), ein Heine-Autograph, durch alle Exilstationen bis in ihre letzte Wohnung in Berlin-Adlershof, wo sie auf dem Balkon zu arbeiten pflegte. Sie schrieb auf einer Remington, während Max Frisch die »Lieblingsschreibmaschine der Schriftsteller« (S. 259) benutzte, die leichte und gut transportable Hermes Baby. Ebenso wie Heinrich Böll, der das Ordnungs- und Stabilitätsversprechen von Wohnungen und Alltagsgegenständen wie 100 Jahre zuvor Stifter in Frage stellte, lehnte Frisch elektrische Schreibmaschinen im Gegensatz zu mechanischen ab, weil ihr Summen ihn störte. Arno Schmidt schloss sich in Bargfeld mit seinen Zettelkästen in eine beengte Dachstube, seinen »Bücherhag« (S. 251), ein, Thomas Bernhard sanierte mit beträchtlichem Aufwand seinen »Denk- und Schreibkerker« (S. 269), den spätmittelalterlichen Vierkanthof im oberösterreichischen Oberrathal, um ihn dann so gut wie nie zu bewohnen: Der Prozess der Renovierung war das Eigentliche und bedeutender als das Ergebnis, parallel zum Schreibprozess, verstanden als ein endloses *work in progress*. Friederike Mayröckers »Zimmer-Chaos« in Wien (S. 276) gilt das vorletzte Kapitel und den ihrerseits ikonischen Fotos, die sie über Jahrzehnte hinweg in gleicher Pose und gleichem Kleidungsstil zeigen, im gleichen Arbeitszimmer, in dem nur die Masse an Papier und Büchern von Bild zu Bild in bedrohlich anmutender Weise zunimmt. Auch sie verwendete übrigens eine Hermes Baby, die keine Type für ß besitzt – daher das zu einem grafisch-poetischen Erkennungsmerkmal ihrer Texte gewordene sz. Was wie die Wohnung einer Messie aussieht, war für Friederike Mayröcker, wie Plachta schreibt, ein »stimulierender Hallraum« (S. 278) und Abbild ihrer Poetik, die ihre Energie aus der nicht endenden Materialanhäufung und dem rastlosen Immer-weiter-Schreiben bezog. Um zu ermesen, wie zutreffend das ist – und Welch ein Verlust an Poesie in der Welt, dass dieser Strom von Kreativität mit Friederike Mayröckers Tod 2021 zum Stillstand gekommen ist –, braucht man nur etwa ihr letztes Buch *da ich morgens. und moosgrün. Ans fenster trete* (2020) an beliebiger Stelle aufzuschlagen.

Im Schlusskapitel widmet Bodo Plachta sich der Konservierung und Musealisierung von Schreiborten, u. a. am Beispiel von Grillparzers Arbeitszimmer aus der Wiener Spiegelgasse, das zu fotografieren schon Kafka 1914 anlässlich der ersten Ausstellung Grete Bloch bat, und seinem Direktionszimmer im einstigen Hofkammerarchiv, das seit 2015 Teil des Literaturmuseums der Österreichischen Nationalbibliothek ist. Ein weiteres Beispiel ist die Installation von Vadim Zakharov, die seit Adornos 100. Geburtstag 2003 auf dem Campus der Universität Frankfurt dessen Schreibszene in komplexer Weise eher (nach)erzählt denn rekonstruiert (Abb. S. 292). Abschließend lenkt Plachta den Blick auf die Tatsache, dass

Lebensort, Arbeitstopografie und Werkgenese keine ›automatische‹ Einheit bilden, sondern ein kuratorisches Konstrukt sind, dessen Fähigkeit, etwas wie den *genius loci* zu vermitteln, stets einen kritischen zweiten Blick verdient.

Plachtas *Arbeitszimmer und Schreibtische* ist ein sehr empfehlenswertes Buch, das bei allem Aspekt- und Facettenreichtum die Fülle an biographischer, kulturhistorischer, auch anekdotischer Information immer überzeugend an die Bedingungen und Charakteristika des jeweiligen kreativen Prozesses zurückbindet. Bedauern mag man, dass die Auswahl sich (u. a. weil der Ausgangspunkt noch existierende Dichterwohnungen sind, vgl. S. 9) sehr am traditionellen Kanon orientiert und auf deutschsprachige Autor*innen beschränkt bleibt. Recht männerlastig ist die Kollektion auch: Außer Sophie von La Roche, Annette von Droste-Hülshoff, Anna Seghers und Friederike Mayröcker hat keine Autorin ein eigenes Kapitel; weitere werden nur kurz in größerem Zusammenhang erwähnt. Ein Kapitel etwa über Ingeborg Bachmann hätte sich durchaus angeboten, und sei es in Verbindung mit jenem zu Max Frisch. Wie arbeiteten Autorinnen wie Marlen Haushofer, die niemals *a room of their own* zur Verfügung hatten? Oder wie erging es den Romantikerinnen, gerade unter dem Aspekt der literarischen Kooperation und des ehelichen bzw. familiären Zusammenlebens? Wie sah das bei Rahel und August Varnhagen von Ense aus? Bei Bettine und Achim von Arnim mit ihrer Kinderschar? Aber freilich, man kann nicht alles behandeln und nicht alle Archive, Museen und Dichterhäuser besuchen, so aufschlussreich das – den angesprochenen zweiten Blick vorausgesetzt – auch wäre und so viel Spaß es sicher auch Bodo Plachta bei der Vorbereitung dieses reizvollen Projekts gemacht hat.

Christine Hehle

Neuzugänge: Handschriften und Sammlungen

Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Verzeichnet werden Bestandsergänzungen von 2019–2024.

Klaus-Peter Möller (Handschriften, Sammlungen), Annette Dittrich, Dominik Ermshaus (Mitarbeit bei Erschließung und Verzeichnung des Teilnachlasses Hermann Fricke III.)

Handschriften und Sammlungen

1. Neuerwerbungen
2. Hermann Fricke (1895–1992), Teilnachlass III.

1. Neuerwerbungen

Adolph Menzel: Lesende Dame

Vielliebchengeschenk für Emilie Fontane zum 16. März 1872

Gouache und Aquarell auf Karton, 11,2 x 7,3 cm, Rahmen 32,2 x 26,1 x 4,0 cm

Signatur: AI 966

Oktoberlied zum 14. September 1853

Theodor Fontanes Geburtstagsgedicht an Theodor Storm zu dessen

36. Geburtstag, Nachdichtung von Storms *Oktoberlied*

eh. Reinschrift auf einem zweimal gefalteten Briefbogen

2 Bl., 1r-v Text, 2r von anderer Hand Namenszug Theodor Fontane, 2v Namenszug Theodor Storm

Signatur: H 77

Siehe: Anna Busch und Klaus-Peter Möller: »Oktoberlied«. *Theodor Fontanes Geburtstagsgedicht an Theodor Storm aus dem Jahr 1853*. Blog »Objekt des Monats«. Hrsg. v. Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 2021ff.

www.fontanearchiv.de/blogbeitrag/2023/10/2/oktoberlied. Veröffentlicht am 10.2023.

Schenkung aus einer privaten Autographen-Sammlung

Theodor Fontane an Louise Kummerfeld, geb. Lohde, in Osnabrück, Georgs-Marienhütte, Berlin, 06.11.1885.

eh. Br. m. U., 2 Bl. (1 Bg.), 1 r-2v Text, m. e. eh. Briefumschl. m. 1 Briefmarke

HBV nicht verzeichnet, Ergänzungen 85/133a

Signatur: C 750

siehe *Fontane Blätter* (109), 2020, S. 8–20

Beiliegend eine kleine Materialsammlung

1. Jugendbildnis Theodor Fontanes, gezeichnet von J. W. Burford (Zeitungsausschnitt, o. D.)
2. August Hagemann: *Theodor Fontane. Ein literarisches Charakterbild*. In: *Fränkischer Kurier*. Nürnberg, 23.09.1898 (Zeitungsausschnitt)
3. S. Fischer Verlag: Die neuen Bücher 1914/15 (Annonce, Zeitungsausschnitt)
4. *Simplicissimus* 24. Jg., Nr. 40, 1. Januar 1920, Titelbogen (S. 569–570 und 583–584)
5. 30. Todestag Theodor Fontanes (Zeitungsausschnitt)
6. Der Dichter der Mark. In: *Hamburger Woche* 1938 (Zeitungsausschnitt)

Rückgabe aus dem seit 1945 vermissten Altbestand

Paul Heyse an Emilie Fontane, München, 17.01.1890

eh. Br. m. U., 2 Bl. (1 Bg.), 1r-2v Text

Signatur: C 752

Schenkung aus einer privaten Sammlung

Theodor Fontane. Porträt-Fotografie des Studios J. C. Schaarwächter aus d.

Jahr 1889–90, Widmungsexemplar für Adele und Hugo Sonnenhal,

10,5 x 6,5 cm

Signatur: AI 247,1

Siehe: Klaus-Peter Möller: »Erinnerungsstück«. *Das Widmungs-Foto für Adele und Hugo Sonnenhal*. Blog »Objekt des Monats«. Hrsg. v. Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 2021ff. www.fontane-archiv.de/blogbeitrag/2023/04/1/erinnerungsstueck. Veröffentlicht am 01.04.2023.

Originalabzug des »Schreibtischfotos«, Widmungs-Exemplar

Theodor Fontane am Schreibtisch. Porträt-Fotografie des Studios Zander &

Labisch aus dem Jahr 1896. 17,3 x 23,5 cm, auf Fotokarton, von Fontane

eigenhändig signiert, m. Aufdruck »ORIGINALAUFNAHME FÜR DIE

BERLINER JLLUSTR. ZEITUNG.«, hinter Glas, gerahmt (35 x 40,5 cm)

Signatur: AI 96,2

Siehe *Fontane Blätter* (108) 2019, S. 22–32

6 Briefe Theodor Fontanes an Friedrich und Anna Witte

Diese Briefe (6 Originale, 1 Abschrift) gehören zu dem bereits früher erworbenen Konvolut (vgl. FBl. 103, S. 168 f. und 105, S. 156)

1. Theodor Fontane an Friedrich Witte, o. O., 13.11.[1850]

eh. Br. m. U., 1 Bl. (½ Bg.), 1r-v Text

Der erste Absatz, nicht in Fr I, S. 14–15 und HFA IV, 1, S. 135–136 abgedruckt,

aber in DüW I, S. 32 zitiert, beweist, dass es sich nicht um einen selbständigen

Brief handelt, sondern um eine Fortsetzung vermutlich des Briefes vom 1.

November 1850. Auch weitere formale Merkmale weisen darauf hin (keine

Ortsangabe, verkürzte Datumsangabe).

HBV 50/41

Signatur: C 740,2

2. Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 11.11.1888

eh. Br. m. U., 2 Bl., 1r, 2v Text, 1v-2r leer

HBV 88/174

Signatur: C 740,14

Regest: Fontane schickt sein Buch *Fünf Schlösser* und teilt mit, dass er Wildenbruchs *Quitows* »sehr interessant« fand.

3. Theodor Fontane an Anna Witte, Berlin, 28.01.1890

eh. Br. m. U., 2 Bl. .1r, 2v Text, 1v-2r leer

HBV nicht verzeichnet, Ergänzungen 90/74a

Signatur: C 740,15

Regest: Gratulation zur glücklichen Heimkehr Friedrich Carl Wittes von einer Seereise, Dank für die Teilnahme an der Jubiläumsfeier am 4. Januar 1890

4. Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 04.01.1891
eh. Br. m. U., 2 Bl., 1r, 2v Text, 1v-2r leer
HBV 91/10 Signatur: C 740,16; C 740,16a (Abschrift)
5. Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 18. 06.1893
eh. Br. m. U., 2 Bl., 1r-2v Text
HBV nicht verzeichnet, Ergänzungen 93/37b Signatur: C 740,17
Regest: über die Reichstagswahlen vom 15. Juni 1893, bei denen die Liberalen große Verluste hinnehmen mussten (»das reine »Débâcle« der Fortschrittspartei«)
6. Theodor Fontane an Anna Witte, Berlin, 31.07.1893
eh. Br. m. U., 2 Bl., 1r, 2v Text, 1v-2r leer
HBV nicht verzeichnet, Ergänzungen 93/50a Signatur: C 740,18
Regest: Kondolenz zum Tod von Friedrich Witte
- 7 Briefe Theodor Fontanes an Kollegen und Freunde, aus einer privaten Autographen-Sammlung***
1. Theodor Fontane an Richard Sternfeld, Berlin, 17.10.1894
eh. Br. m. U., 2 Bl. (1 Bg.), 1 r, 2v Text, 1v-2r leer
HBV 94/141 Signatur: C 751,1
2. Theodor Fontane an Hermann Kletke, Berlin, 16.11.1861
eh. Br. m. U., 2 Bl. (1 Bg), 1r Text, 1v-2v leer
HBV nicht verzeichnet, Ergänzungen 61/93 a Signatur: C 751,2
3. Theodor Fontane an Otto Brahm in Palermo, Berlin, 27.03.1885
eh. Br. m. U., 2 Bl. (1 Bg), 1r-2v Text
HBV 85/28 Signatur: C 751,3
4. Theodor Fontane an Unbekannt, Berlin, 06.08.1868
eh. Br. m. U., 1 Bl. (½ Bg), 1r-v Text, am oberen Rand e. Sammlernotiz und eine Nr. 27
HBV 68/27 Signatur: C 751,4
5. Theodor Fontane an [Julius Stettenheim], Krummhübel, 08.07.1895
eh. Br. m. U., 2 Bl. (1 Bg.), 1 r, 2v Text, 1v-2r leer
HBV 85/85 Signatur: C 751,5
6. Theodor Fontane an [Theophil Zolling], Kissingen, 01.07.1890
eh. Br. m. U., 2 Bl. (1 Bg.), 1 r, 2v Text, 1v-2r leer
HBV: nicht verzeichnet, Ergänzungen 90/157a Signatur: C 751,6
7. Theodor Fontane an [Eugen Wolff], Berlin, 24.04.1896
eh. Br. m. U., 2 Bl. (1 Bg.), 1 r, 2v Text, 1v-2r leer
HBV: 96/94 Signatur: C 751,7

* (Vgl. in diesem Heft, S. 24-41)

Beiliegend eine kleine Materialsammlung zu Theodor Fontane:

1. Umschlag mit Beschriftung des Sammlers
2. Porträt-Holzstich von C. Kolb, aus: *Illustriertes Unterhaltungsblatt*. Beilage zum *Kölner Tageblatt* Nr. 33, 1894, S. [257], 260.
3. Theodor Hosemanns Zeichnung vom 29. Dezember 1851 aus Fontanes Stammbuch, Abb. nach Mario Krammer: *Theodor Fontanes engere Welt*. 1 Zeitungsausschnitt
4. Kalenderblatt mit Porträt Fontanes nach e. Foto von E. Bieber 1894
5. Druck des Ölbildes von Hanns Fechner von 1893

Bücher aus dem Familienbesitz und dem Freundeskreis

Exemplar der Gedichte Fontanes mit einer Widmung von Martha Fontane

Theodor Fontane: *Gedichte*, 2. verm. Aufl., Berlin: Hertz 1875 m.e.eh.

Widmungsgedicht von Martha Fontane an Unbekannt auf dem Vorsatz, o. O., 26.04.1876

»Ich weiß nicht, was dir zum Abschied bringen ...«

kl.-8° VIII, 352 S., Verlageinband, o. Ln. (braun, mit Gold- und Schwarzprägung), Goldschnitt, Lesebändchen

Signatur: Qa 1

Theodor Fontane: *Der Stechlin. Roman*. 2. Aufl. Berlin: F. Fontane & Co. 1899 m. e. eh. Begleitbrief von Emilie Fontane an Sigrid Lessing, Ehefrau des Bildhauers Otto Lessing, Berlin, 01.10.1898 sowie einer Visitenkarte »Noch im Auftrage von Th. Fontane«

8° 2 Bl., 517 S., 1 Bl., der Brief montiert auf dem Vorsatz, die Visitenkarte montiert auf dem Vortitel

Signatur: Qa 2

2 Bände mit Widmungen von Peter Fontane und Grete Köpper, März 1955

Theodor Fontane: *Der Stechlin. Roman*. München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung 1954, m. e. eh. Widmung von Peter Fontane an Gerhard Firker, Hannover, März 1955

8°, 1 Bd., 374 S., Ln. m. SU, Widmung auf dem Vorsatz

Signatur: Qa 3

Theodor Fontane: *Kleine Romane*. München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung 1955, m. e. eh. Widmung von Grete Koepper an Gerhard Firker, Hannover, März 1955

8°, 1 Bd., 427 S., Ln. m. SU, Widmung auf dem Vorsatz

Signatur: Qa 4

Kompositionen zu Fontane-Texten

Gisbert Näther: Fontane-Lieder für Bariton und Orchester. Fünf Trinksprüche (Toasts)

Partitur, 51 S. A 4

Signatur: T 109

Gisbert Näther: »Auf der Treppe von Sanssouci«. Melodram

Partitur, 14 S. A 4

Signatur: T 110

Matthias Bonitz: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland ...

Partitur, 15 S. A 4

Signatur: T 111

2. Hermann Fricke (1895–1992), Teilnachlass III

Einleitung

Der wissenschaftliche Nachlass von Hermann Fricke, aus dem bereits 1995 (Übergabeprotokoll) und 2018 (*Fontane Blätter* 112, 2021, S. 200–208) zwei Teile in das Theodor-Fontane-Archiv gelangt waren, konnte 2022 durch die Erwerbung eines weiteren Nachlassteiles ergänzt werden. Diese Neuerwerbung wird hier beschrieben und auszugsweise dargestellt. Ein vollständiges Findbuch liegt dem Teilnachlass bei. Bearbeitet und erschlossen wurde der Teilnachlass von Annette Dittrich und Dominik Ermshaus 2023/2024 im Rahmen ihrer Archiv-Praktika im Theodor-Fontane-Archiv. Ergänzungen und Korrekturen zur Bibliographie wurden an die Bearbeiter gemeldet.

Der Teilnachlass III. umfasst fast ausschließlich Material über Fontane. Er besteht aus einer kleinen Sammlung vorwiegend bibliophiler Drucke aus dem Besitz von Hermann Fricke, einigen Korrespondenzstücken des Bestandsbildners, Arbeitsmaterialien und Entwürfen sowie einer umfangreichen Zeitungsausschnittsammlung. Folgende Bestandsgruppen (1–3, 5) ließen sich identifizieren:

1. Bücher, Broschüren und bibliophile Drucke
2. Material aus Arbeitsprojekten von Hermann Fricke
3. Korrespondenzen
4. Vorprovenienz Theodor-Fontane-Archiv bzw. Friedrich Fontane
5. Materialsammlung zu Theodor Fontane

Materialien, die als Vorprovenienz das Theodor-Fontane-Archiv erkennen oder vermuten lassen, sind aus sachlichen Gründen in einer die vorgefundene Struktur ergänzenden Bestandsgruppe 4 zusammengefasst, wenn sie keiner der anderen Bestandsgruppen zuzuordnen waren. Diese Archivalien dürften dem Bestandsbildner mehrheitlich von Friedrich Fontane überlassen worden sein, der die Forschungen Frickes bereitwillig unterstützte (vgl. 2.1.1., Nr. 1 Streifband; 4.5. mit der Aufschrift »dringend zurückerbeten« von Friedrich Fontane; 5.1.2. Reiseschriften und Essays, *Tristram Shandy* mit der Aufschrift »ist schon aufgeklebt«, ebenfalls von Friedrich Fontane). Ob das auch auf Fontanes Rezension der *Ahnen* von Gustav Freytag zutrifft, die Fontanes eigenem Zeitungsarchiv entstammt, war nicht zu ermitteln. Fragen muss man sich auch, durch welche »glücklichen Umstände« (siehe Fricke: *Die Ellora und das Rytly*, 1956, S. 21) die Abschrift der Rütli-Ordnungen aus einem der verschollenen Tagebücher Fontanes in die Hände des Bestandsbildners gelangte. Dieses Blatt (4.6., Nr. 3) ist mit der Blindprägung »Prov.Verband von Brandenburg« markiert, mit der auch fast das gesamte in der Mappe 2.1.2. verwendete Schreibpapier sowie die Blätter von 4.6.3., 4., 8. gekennzeichnet sind. Mehrfach finden sich auch Abschriften und Notizen, die die Handschrift von Jutta Fürstenau erkennen lassen. Auch die verwendete Makulatur (Briefabschriften) ist in diesem Zusammenhang auffällig. Besonders wertvoll für die Forschung ist das ebenfalls in der Gruppe 4 verzeichnete Handexemplar des Auktionskataloges der Nachlassversteigerung von 1933 mit den Markierungen und Notizen von Friedrich Fontane. Die Vorprovenienz der maschinenschriftlichen Abschriften, die überwiegend der Gruppe 4 zugeordnet wurden, ist unsicher.

Alle anderen Archivalien wurden in ihren ursprünglichen Bestandsgruppen belassen, die lediglich vorsichtig geordnet wurden. Auch diese Materialien sind

bei ihrer Benutzung hinsichtlich ihrer Vorprovenienz zu bewerten. Auf einem Zeitungsausschnitt von 1936 fand sich sogar die Notiz »Fontane-Archiv« (5.4.5., Nr. 53. Tietze). Besonders hinzuweisen ist auf den Ordner mit Abschriften von heute teilweise verschollenen Dokumenten (Bestandsgruppe 2.1.2.), der offenbar als Quellenmaterial für die 1960 von Fricke publizierte Fontane-Chronik diente.

Viele der Materialien enthalten Arbeitsspuren des Bestandsbildners wie Markierungen, Notizen, an ihn gerichtete Widmungen u.ä. Allerdings sind durch die persönlichen Bezüge keine besonders schützenswerten Persönlichkeitsrechte betroffen. Das gilt auch für die Bestandsgruppe 3. Die hier überlieferten Splitter aus den Korrespondenzen Frickes stehen ebenfalls mit seinen Forschungen zu Fontane im Zusammenhang. Hier finden sich u.a. ein launiges Schreiben von Hermann Kügler (Verein für die Geschichte Berlins), der Fricke 1944 eine Errata-Liste zur *Letzten Auslese* der Briefe Fontanes schickte, und ein Brief von Carl Löffler, der den Gründer und ersten Leiter des Fontane-Archivs 1948 als »Statthalter von Fontanopolis« würdigte.

Das unveröffentlichte Manuskript »Fontanes Schach von Wuthenow. Die Entwicklung der Novelle auf Grund des handschriftlichen Nachlasses« (2.5.) scheint eine von H. Fricke betreute Qualifikationsschrift zu sein, die anhand der verwendeten Literatur auf ca. 1925 zu datieren ist. Der Verfasser war nicht zu ermitteln. Das Material war teilweise in blauen Schnellheftern verpackt, teilweise in Plastiktüten, deren Beschriftungen nicht mit den Inhalten korrespondierten. In der eigenhändig von Hermann Fricke mit »Erstdrucke, Nekrologe und Erinnerungen« beschrifteten Mappe lagen nicht nur die entsprechenden Zeitungsausschnitte (jetzt 5.1.1., 5.1.2. und 5.3.). Eingehftet in diese Mappe waren außerdem die maschinellen Abschriften, die offenbar als Quellenmaterial für die Chronik dienten (2.1.2.).

Verzeichnis

1. Bücher, Broschüren, bibliophile Drucke aus dem Besitz von Hermann Fricke

10 bibl. Einheiten, darunter Krammer 1922, *Burg, Child Harry*, Lepels Zeichnungen aus Schottland, Frickes Ausgabe der *Likedeeler*, Conrad Höfers Ausgabe *Theodor Fontane und die Familie Wangenheim*, Petersens Ausgabe des Lepel-Briefwechsels, der Faksimiledruck der Briefe an Paulsen sowie Pleisters Materialsammlung über Fontane und München.

4. Auktionskatalog 1933, Handexemplar Friedrich Fontane
Beschreibung siehe 4.2.

Standort: Slg. HME 35, 1933

2. Arbeitsprojekte von Hermann Fricke

2.1. Materialsammlungen zu Arbeitsprojekten über Fontane

2.1.1. Biographisches Material zu Familienmitgliedern Fontanes

1. Streifband, beschriftet von Friedrich Fontane: »Inhalt: Diverse Papiere, betr. den Stammbaum »Rouanet«, Neuruppin, 22.09.1936

mit Festlegungen zur Benutzung: »nur für Herrn Dr. Hermann Fricke

bestimmt, ausdrücklich ist Julius Petersen ausgenommen, sowie mit genauer Bezeichnung der vormals enthaltenen Dokumente:

1. Dr. Rouanet an Friedrich Fontane, Postkt. 26.04.1935
2. Dr. Rouanet an Friedrich Fontane, 16.07.1936
3. Friedrich Fontane an Dr. Rouanet, 03.08.1936
4. Dr. Rouanet an Friedrich Fontane, 09.01.1936

5. Anlage zu 4. (Auszug aus dem Dresdner Taufregister)
 hs., 11 x 11,5 cm, 1 Bl. – Die einzeln aufgezählten Dokumente sind nicht enthalten.

2. Genealogie Fontanes, Datum unbekannt

hs., 3 Bl., verschl. Formate, versch. Schreibhände (2 x Fricke, 1 x unbekannt)

3. [Anonym]: *Theodor Fontane's Geschwister*. Datum unbekannt

masch., DIN A4, 2 Bl.

4. Zeitungsausschnittsammlung zu Fontanschen Familienmitgliedern (8 ZA)

2.1.2. Chronik

Abschriften von Urkunden, Zeugnissen und anderen biographischen Quellen; Beschreibungen von Porträts (mit Angabe von Publikationsorten sowie derzeitigen Besitzern). 69 Einzelpositionen, darunter:

1. Verzeichnis der Apotheker-Zeugnisse (1836–1847)

hs., von Hermann Fricke, 20 x 12 cm, 3 Bl.

2. Taufeintrag Theodor Fontanes, 27.01.1820

Abschrift, masch., 15 x 21 cm, 1 Bl.

3. Biographische Informationen über Fontanes Schulbesuch in Berlin. Als Quelle angegeben: *Ein Jahrhundert Friedrichs-Werdersche Oberrealschule. Denkschrift anlässlich d. 100jahrfeier der Anstalt, 24.–26. Sept. 1924*. Berlin: Teinhardt 1924.

hs., von Hermann Fricke, 7,5 x 12,5 cm, 1 Bl.

Die Datierungen in den Chroniken von Fricke und Berbig sind zu überprüfen. Das Exzerpt stammt nicht aus der angegebenen Quelle, sondern aus dem Aufnahmebuch der Schule (*Fontane Blätter* 42, S. 419).

4. Superintendent Schmidt: Bescheinigung über das Lebensalter von Heinrich Theodor und Johann Rudolf Fontane, Neuruppin, 25.03.1836

Abschrift, masch., 15 x 21 cm, 1 Bl.

5. Königl. Stadtphysikus Natorp: Zeugnis über die Eignungsprüfung Th.

Fontanes zum Apothekerlehrling, Berlin, 28.03.1836

Abschrift, masch., 15 x 21 cm, 1 Bl.

Original nicht überliefert, bisher nur aus der Chronik von H. Fricke (S. 8–9) bekannt

6. Johann Wilhelm v[on]. Wiebel (Chef des Militär-Medizinal-Wesens) an

Theodor Fontane, Berlin, 19.06.1839, Rückgabe des Attests der Königlichen Departements-Prüfungs-Kommission, das Fontane am 19.04.1839 eingereicht

hatte, um eine Anstellung als Militär-Pharmazeut zu beantragen

Abschrift, masch., 15 x 21 cm, 1 Bl.

Original nicht überliefert, bisher nur aus der Chronik von H. Fricke (S. 9-10) bekannt, inhaltlich stark abweichend

10. Braune, Albert: Krankheitsattest, Leipzig, 13.05.1842

Abschrift, masch., 15 x 21 cm, 1 Bl.

Original nicht überliefert, bisher nur aus dem Auszug in der Chronik von H. Fricke, S. 12, bekannt

11. [Leipzig 1842], Exzerpte aus Müller, F[riedrich]. Max: *Auld lang Syne*.

London und Bombay: Longmans, Green & Co. 1898, S. 52–54

Abschr., masch., DIN A4, 1 Bl., dabei eine Übersetzung

hs., von Hermann Fricke, DIN A4, 1 Bl.

25. Exzerpte aus Briefen Theodor Storms von Äußerungen Storms über Fontane hs., von Jutta Fürstenau, 10,5 x 15 cm und 8,5 x 12,5 cm, 3 Bl.

Davon eine masch. Abschr., DIN A4 (Makulatur) und 15 x 21cm, 2 Bl.

Auf der Rücks.: Theodor Fontane an Hermann Wichmann, Berlin, 07.07.1894,

Abschr., masch., Anfang fehlt

67. Zu 26.09.1898: Friedrich Max Müller an Mrs. Welsch, Oxford, 26.09.1898

Exzerpt aus *The life and letters of the right honorable Friedrich Max Müller*,

Bd. 2. – London: Longmans, Green & Co. 1902, S. 376

Abschr., masch., 20,5 x 21cm, 1 Bl., m. e. hs. Notiz von Jutta Fürstenau: »Ferner

in vol. I. ... noch übersetzt Auszüge aus Fontanes Schilderung von Max Müller in »Von Zwanzig bis Dreissig«

68. Zu 1897: Hanns Fechner, Zeichnung, B. 97. gez.

hs., von Hermann Fricke, DIN A4, 1 Bl.

69. Zu 24.09.1898: Sterbeeintrag Kirchenbuch der Französischen Gemeinde

(Chronik von H. Fricke, S. 89)

masch., Abschr., 15 x 21cm, 1 Bl.

2.1.3. Emilie Fontane (3 bibl. Einheiten)

1. Fricke, Hermann: *Emilie Fontane, die Gattin unseres Dichters*.

Vortrags-Manuskript, nach 1937 [Fricke bezieht sich auf sein Buch über Emilie Fontane und notiert Seitenzahlen zu Parallelstellen]

hs., 33 x 21 cm, 12 S. (4 Bl., 1 Doppelbl.)

2.1.4. Geschichte des Theodor-Fontane-Archivs

Schobeß, Joachim: *Märkische Dichter- und Schriftstellerhandschriften in der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek*. In: *Märkische Heimat*, Heft 3, 1961

Sonderdruck, 23 x 15,5 cm, 4 Bl., mit Unterstreichung und Kommentaren von Hermann Fricke

2.1.5. Das Bildnis des Dichters. Theodor Fontane im Urteil seiner Zeit [Zeitgenossen] (Entwurf eines Titelblatts, Disposition, 3 ZA)

2.1.6. Die Geschichte vom kleinen Ei

Hermann Fricke: *Fontanes Abkehr vom märkischen Volksgemüt. Über Quelle und Vorform einer Ballade* [die Geschichte vom kleinen Ei]. In: *Der Bär von Berlin* 1972, S. 120–124. Materialsammlung und Manuskript
vgl. <https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35004075/>

[1] Hermann Fricke: *Fontanes Bild vom »Märkischen Volksgemüt«* [Manuskript für diesen Aufsatz], eh., 3 Bl. DIN A4, Makulatur, gefaltet

[2] anonym: *Gastlichkeit in der Mark*. In: *Johanniterblatt* 1873, S. 203 (Fotokopie; 1 Bl. DIN A5), auf der Rücks. die bibl. Angaben

[3] Theodor Fontane: *Märkisches Volksgemüth oder die Geschichte vom kleinen Ei*. Brouillon des Gedichtes, hs. Abschrift von den Rückseiten des Manuskripts »Von Zwanzig bis Dreissig« (Schreiber: H. Fricke), 1 Bl. DIN A4

2.1.7. Nicht zuzuordnen (6 Objekte)**2.2. Publikationen und Vorträge von Hermann Fricke (Hermann Fricke ist der Autor)**

Hermann Fricke an Hermann Kügler, Potsdam, 02.03.1940, Durchschlag (enthält den Bericht Frickes über seinen Vortrag »Theodor Fontanes Berliner Freunde« zur Publikation im Beiblatt der *Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins*)

masch., DIN A4, 9 Bl., Rostschäden

2.3. Über Publikationen und Vorträge von Hermann Fricke (13 Objekte, u. a.):

1. Prospekt des Arani Verlags

20 x 22 cm, 1 Bl., Beschriftung mit Rotstift, Markierungen

3. Eine der Zeitschriften des Vereins für die Geschichte Berlins, 1/1939, S. 35–38 [Darin]:

[1] Schuchhardt, Wolfgang: [Rez. von]: *Ernst Rudorff: Aus den Tagen der Romantik*.

[2] Hasselberg, Felix: [Rez. von]: Fricke, Hermann: *Theodor Fontanes letzter Romanentwurf »Die Likedeeler«*. Veröffentlichung aus dem Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung. Rathenow 1938.

[3] Hasselberg, Felix: [Rez. von]: *Brandenburgische Jahrbücher. Herausgegeben vom Landeshauptmann der Provinz Brandenburg. 9. Theodor Fontane zum Gedächtnis ([gestorben] 20. September 1898)*. Bearbeitet von Hermann Fricke, Potsdam und Berlin 1938.

2 Bl., Markierungen von Hermann Fricke

4. [Anonym]: *8. Lehrgang für wissenschaftliche Heimatkunde*. [Darin: Lehrplan der Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde; darin u. a.

Ankündigung der Vorträge von Hermann Fricke zu Fontane als Vorkämpfer märkischer Dichter]. In: *Havelländische Rundschau*, 04.10.1932

1 ZA, auf dem Rand e. hs. Mitteilung an Hermann Fricke, Markierungen Hermann Fricke

5. [Anonym]: *Tageskalender*. [Darin: Ankündigung des Vortrags von Hermann Fricke: *Emilie Fontane: Die Gattin unseres Dichters*, 01.10.1937] In: *Monatsblätter der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg, Oranien-*

burg, 42. Jahrgang, Nr. 9/10, 01.09.1937, S. 48
28 x 19,5 cm, 2 Doppelbl., Markierung von Hermann Fricke

6. [Anonym]: *Zwei Frauen um Theodor Fontane*. [Bericht über einen Vortrag von Hermann Fricke in der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg über Emilie Fontane]. In: *Zauch-Belziger Kreisblatt*, 06.10.1937
1 ZA

7. Güthling, W.: *Neue Erscheinungen. Theodor Fontane zum Gedächtnis*. [Gedächtnisschrift zum 40. Todestage von Theodor Fontane, bearbeitet von Hermann Fricke.] In: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte*, Bd. 51, 1938, S. 228
1 ZA, Markierungen von Hermann Fricke

11. [Anonym]: »Fontanes 2200 Seiten umfassende Tagebücher ...« [Über Hermann Fricke's *Theodor Fontane / Chronik seines Lebens*] In: *Tagesspiegel*, Berlin, 11.09.1960, Rubrik *Bücher und Paragraphen / Kurze Hinweise*.
1 ZA, ausgerissen, Markierungen von Hermann Fricke

12. Gensecke, Hanns: *Berlin in der Historie. Festschrift des Vereins für die Geschichte Berlins*. In: *Telegraf-Illus*, Berlin, Nr. 32/20, 07.02.1965, S. 16
1 Zeitungsblatt, Markierungen von Hermann Fricke

2.4. Hebbel (1 ZA)

2.5. Ms. zu Schach von Wuthenow (eine von H. Fricke betreute Qualifikationsschrift?)

Unbekannt: »Fontanes Schach von Wuthenow. Die Entwicklung der Novelle auf Grund des handschriftlichen Nachlasses«
Manuskript, DIN A4, 98 Bl. (Bl. 1–67, 70–72, Bl. 68 und 69 fehlen, Anlage 31 Bl., keine durchgehende Zählung)

3. Korrespondenzen von Hermann Fricke (alphabetisch)

3.1. Karl Brammer (4 ZA 1960–1962, teilw. mit Widmung d. Verf.)

3.2. Otto Fontane (1890, 1895, 1948–1958?)

[1] Otto Fontane an Hermann Fricke, Hamburg, 16.04.1948
masch., 2 Bl., DIN A4, das 2. Bl. eine masch. Abschrift folgendes Briefes:
Theodor Fontane an Theodor Fontane jun., Berlin, 07.10.1890
<https://www.fontanearchiv.de/briefdatenbank/04ab/>

[2] Theodor Fontane an Theodor Fontane jun., Berlin, 07.10.1890
<https://www.fontanearchiv.de/briefdatenbank/04ab/>
masch. Abschrift, DIN A4, 1 Bl. (vgl. 1.)

[3] *Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg e.V. Mitteilungsblatt*, Berlin, Nr. 5, 01.01.1950, als Drucksache verschickt an Otto Fontane
21 x 15cm, 4 Bl.

[4] *Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg e.V. Mitteilungsblatt*, Berlin, Nr.17, 01.01.1955

21 x 15 cm, 4 Bl.

[5] [Anonym]: »Am 18. Juni starb vor Vollendung seines 71. Lebensjahres unser Mitglied Herr Otto Fontane ...« [Nachruf], Berlin-Neukölln. In: *Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg e.V. Mitteilungsblatt* [September 1958 ?]

21 x 15 cm, 1 Bl.

[6] [1.] H., M.: *Theodor Fontane. Chronist und Dichter des Bürgertums*; [2.] Über die Entstehung von »*Effi Briest*«, aus einem Brief von Fontane an Hans Hertz am 2. März 1895. Erscheinungsort und -datum unbekannt

21 x 15 cm, 1 Bl.

3.3. Walter Keitel (1 ZA m. hs. Widm. d. Verf.)

3.4. Henry H. H. Remak (1948) – über Fontane und Bismarck (Kriegsgefangenschaft)

Unbekannt an Henry [H. H. Remak], [Washington D. C.], 5. März 1948, mit Recherchen zu Bismarcks Verhandlungen über Fontanes Freilassung aus der Kriegsgefangenschaft 1870, genutzt von Hermann Fricke für seinen Aufsatz: *Theodor Fontanes Kriegsgefangenschaft 1870. Quellenmäßig dargestellt*.

In: *Der Bär von Berlin*, 5, 1955, S. 53–73 (vgl. Anm. 46, S. 69)

masch., DIN A4, 6 Bl.

3.5. Kurt Schreinert (1964) – über Fontane und Bismarck (Sienkiewicz)

Kurt Schreinert an Hermann Fricke, Göttingen, 02.06.1964. Beilage: *Henryk Sienkiewicz (Warschau) über Bismarck*. In: *Die Gegenwart*, 06.04.1895, Band 47, Nr. 14, S. 213/214, masch. Abschr.

Brief, hs., 15 x 21 cm, 1 Bl., Beilage: masch., DIN A4, 4 Bl.

3.6. Johannes und Elisabeth Schultze (1967–1977)

[1] Schultze, Johannes. *Das Kloster Boitzenburg hiess niemals Marienpforte*.

In: *Sonderdruck aus Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Osteuropas*.

Berlin 1968

mit e. handschriftlichen Widmung des Autors an Hermann Fricke

23 x 16,5 cm, 7 S.

[2] Johannes Schultze an Hermann Fricke, Hahnenklee-Bockswiese, 05.10.1967

[Poststempel], mit Feriengrüßen

1 Postkarte, hs., 15 x 10,5 cm

[3] 2 Farb-Fotos, Beerdigung von Elisabeth Schultze (1976), Grabstein Johannes und Elisabeth Schultze (1977)

7,5 x 11 cm, 2 Bl.

3.7. Reaktionen auf die Ausgabe *Theodor Fontane Briefe an die Freunde. Letzte Auslese*

5 Briefe von Franz Koch, Hermann Kügler, Carl Liebenow, Georg Minde-Pouet und Henry H. H. Remak

3.8. Weiteres

6 Schriftstücke von Carl Löffler (20.07.1948), Julius Petersen (27.05.1941), Paul Ortwin Rave (05.03.1940), Reinhold Regensburger (o. D.), Dr. Schwarz (Prenzlau, 21.03.1942), darin:

2. Jutta Neuendorff-Fürstenau an Hermann Fricke, Berlin, 17.09.1952 über 2 Seiten aus dem Likedeeler-Manuskript, die bei Rosen versteigert werden, Einlieferer seien ein Herr aus Westdeutschland und H. Meyer, vermutlich der Autographenhändler Hellmut Meyer
masch., DIN A4, 1 Bl., m. U. u. Anmerkungen von H. Fricke

4. Provenienz TFA bzw. Friedrich Fontane

4.1. Rezension Gustav Freytag: Die Ahnen

–t– [i. e. Fontane, Theodor]: »Die Ahnen« von Gustav Freytag. In: 1. *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin, Nr. 38, Berlin, [Beilage]: *Sonntags-Beilage No. 7*, S. [1], 14.02.1875; 2. *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin, Nr. 44, Berlin, [Beilage]: *Sonntags-Beilage No. 8*, S. [1–2], 21.02.1875
<https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35001941/>
[1] 1 Zeitungsbogen; [2]. 3 Streifen, auf Papier aufgeklebt, mit Montageresten, auf dem dritten Streifen Reste einer Beschriftung von Theodor Fontane: »D[er Schluß] auf der Rückseite«

4.2. Auktionskatalog 1933, Handexemplar Friedrich Fontane

Hellmut Meyer & Ernst. *Katalog 35. Versteigerung am 9. Oktober 1933. Theodor Fontane. August von Kotzebue. Zwei deutsche Dichternachlässe sowie ausgewählte Autographen*. Berlin 1933

<https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35002927/>

24,5 x 20 cm, 112 S., m. 3 Tafeln. Beilagen:

1. Nachtrag (Lose 545a-c), 2 Bl.

2. Schätzungsliste, 1 Bl.

3. Legende, hs., von Friedrich Fontane, 1 Bl.

4. J. A. Stargardt, Kat. 353, Dez. 1934, Lose 152c-153: Fontane, m. eh. Beschriftung von H. Fricke

Hand-Expl. mit zahlreichen hs. Markierungen und Kommentaren von Friedrich Fontane

Standort: Sammlung HME 35, 1933

4.3. Du hast recht getan

Bruno Huettchen an Friedrich Fontane, Berlin, 09.03.1935

Frage nach »*Du hast recht getan*«

masch., 24,5 x 19 cm, 1 Bl.

Friedrich Fontane an Bruno Huettchen, Neuruppin, 11.03.1935

Durchschlag des Antwortbriefes

masch., DIN A4, 1 Bl., mit großem Ausriß im unteren Teil, Rostschaden

4.4. Lützburg [Lütetsburg] <Gedicht>

Tido Knyphausen an Friedrich Fontane, Lützburg, 21.09.1937, beiliegend eine Abschrift des Gedichts *Lützburg* [hier: *Lützburg*, als Tischrede bezeichnet] von Theodor Fontane, auf der freigebliebenen Seite des Briefbogens eine Abschrift von Friedrich Fontanes Antwort vom 26.09.[1937] hs., 22,5 x 15 cm, 2 Bl. (1 Bg.), 1r-2r Brief, 2v Antwort; 23 x 21,8 cm r-v Gedichtabschrift

4.5. Fontanes Unterstützungsgesuche an Friedrich Wilhelm IV.

Jolles, Charlotte: *Des jungen Literaten Theodor Fontanes Unterstützungsgesuche an König Friedrich Wilhelm IV.* In: *Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins*. Berlin, Heft 2, 1938, S. 62–66. 27 S. (12 Doppelseiten und 3 Bl.). Auf S. 62 (Textanfang) hs. Notiz: »Dringend zurückerbeten! Friedr.Fontane. (17.XI.38)«

4.6. Abschriften (Briefe, Notizbücher, Rütli-Ordnung u. a.) (12 Objekte)

1. Theodor Fontane: *Die Tage von Dobbertin; Herbstgefühl* [alternativer Titel von *Herbstgefärbt*], Abschrift der beiden Gedichte in der Fassung, wie sie von Hermann Fricke 1948 veröffentlicht wurden <https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/45000963/>

[Auch von dem Brief Fontanes an Theodor Fontane jr. vom 07.10.1890 findet sich in diesem Teilnachlass eine Abschrift, und zwar unter 3. Otto Fontane.] Abschrift, masch., Durchschlag, DIN A4, 1 Bl.

2. Gr., P.: *Theodor Fontanes Frauengestalten*. [Über zwei Vorträge von Friedrich Fontane in der Neuruppiner Volkshochschule.] Datum unbekannt masch., ½ Bl.

3. *Des Rütli Ordnungen*. Statuten vom 3. Dezember 1855 [siehe Fricke: *Die Ellora und das Rytly* (1956), S. 21], im Kommentar ein Textfragment aus Fontanes verschollenem Tagebuch von 1855 Abschr., masch., DIN A4, 1 Bl., Blindprägung »Prov.Verband von Brandenburg«

4. [Anonym]: *Theodor Fontane*. In: *Die Grenzboten*. Leipzig, 1882, 2. Quartal, [Juni], S. 539–545, Exzerpt (vgl: <https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35009264/>) Abschrift, masch., 15 x 21 cm, 14 Bl., Blindprägung »Prov.Verband von Brandenburg«

5. Spielhagen, Friedrich: *Streiblicke über die neuere deutsche Novellistik. Eine Plauderei*. In: *Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte*. Braunschweig. Bd. 82, April–September 1897, Heft 487, April 1897, S. 125 (nur der Ausschnitt des Artikels über Fontane und die *Poggenpuhls*) Abschrift [Jutta Fürstenau], hs., 21 x 13,5 cm, 2 Bl.

6. Dahms, Gustav: *Aus dem Nachlass eines deutschen Dichters*. In: *Die Woche*. Berlin, Nr. 1, 18.03.1899, S. 19–22 Exzerpt, masch., DIN A4, 2 Bl.; auf der Rückseite von Bl. 1 masch. Abschr. Theodor Fontane an Otto Brahm, Berlin, 14.01.1895 (unvollständig, nur der Anfang)

7. Necker, Moritz: »Fontane (spr. fonhtän), Theodor, Dichter und Essayist ...«
In: *Meyers Grosses Konversations-Lexikon*. 6. Auflage, Leipzig und Wien, 1907,
S. 751

FBG nicht verzeichnet (dort nur 2., 3. und 4. Aufl.)

Abschrift [Jutta Fürstenauf], hs., 21 x 13 cm, 5 S. (4 Bl., 1 Zettel), Rostschäden

8. Wolzogen, Ernst von: *An Theodor Fontane. Zur Enthüllung seines Denkmals
in Neu-Ruppin*. [Gedicht.] In: *Berliner Tageblatt*, Berlin, Nr. 288, 10.06.1907

Vgl.: <https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35001286/>

Abschrift, masch., DIN A4, 3 Bl., Blindprägung »Prov.Verband
von Brandenburg«

9. Fontane, George: *Feldpostbriefe 1870–1871*, Berlin: Fontane 2. Aufl. 1915

vgl. <https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35003385/>

Exzerpt, masch., DIN A4, 7 Bl. m. e. Durchschlag u. e. beschriftetem Blatt als
Umschlag

10. Fontane, Theodor: Aufzeichnungen seiner Reise nach Schleswig-Holstein
und Dänemark, 8. bis 28. September 1864 (Notizbuch D 2, Auszug: 9. – 27. Sep-
tember 1864), nach Jørgen Hendriksen: *Theodor Fontane og Norden*.

Et Kapitel af »Det Nordiske« i tysk Opfattelse, Köbenhavn, 1935, S. 116–136

Als Schreibmaterial verwendet wurden makulierte Briefabschriften Fontanes
an:

Wilhelm von Polenz, Berlin, 24.09.1895, HBV: 95/140 (unvollständig)

Unbekannt, Berlin, 11.12.1894, HBV: 94/185

August von Heyden, Berlin, 10.12.1894, HBV: 94/180

Richard Dehmel, Berlin, 06.12.1894, HBV: 94/176

Herrmann Wichmann, Berlin, 04.12.1894, HBV: 94/174

Emil Friedrich Pindter, Berlin, 08.12.1892, HBV: 92/151

August von Heyden, Berlin, 01.03.1893, HBV: 93/18

Emil Friedrich Pindter, Berlin, 28.11.1894, HBV: 94/163

Mitarbeiter des Rudolf von Decker Verlags, Berlin, 17.09.1894, HBV: 94/127

Adolf Menzel, Karlsbad, 11.09.1894, HBV: 94/124

Hermann Wichmann, Berlin, 07.07.1894, HBV: 94/101 (unvollständig)

Paula Schlenther-Conrad, Berlin, 26.02.1893, HBV: 93/16

Schmidt-Neuhaus (Premier-Lieutenant), Berlin, 16.04.1893, HBV: 93/25

Karl Zöllner, Karlsbad, 21.08.1894, HBV: 94/117 (unvollständig)

<https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35002768/>

Abschr., masch., DIN A4, 15 Blatt

11. Meyer, Paul: *Erinnerungen an Theodor Fontane. 1819–1898*. [Mit Geneh-
migung der Erben Paul Meyers als Privatdruck veröffentlicht, dem Andenken
des Dichters und Paten gewidmet von H. Sternheim.] Berlin, 1936

vgl. <https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35002851/>

Exzerpt, mit einigen der Kommentare von Friedrich Fontane aus dem Hand-
exemplar TFA Q 100 sowie Kommentaren und Markierungen von H. Fricke,
masch., DIN A4, 6 Bl.

5. Materialsammlung zu Theodor Fontane

5.1. Werke, Schriften und Briefe Fontanes (chronologisch)

5.1.1. Originalpublikationen (3 ZA)

1. Fontane, Theodor: In: *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin, Nr. 2, [Beilage: *Sonntags-Beilage No. 1*, 03.01.1875 [1] *Ein letzter Tag in Italien*. (eine Textstelle ist korrigiert, deutliche Streichung eines Wortes, von zeitgenössischer Hand, mit Tinte: »öffnete abermals ein prächtig gegliedertes Tor«. Merkwürdiger Weise folgt der Abdruck in HFA 23,2, S. 133 dieser Version, während in der HFA III/3,1, S. 757 der Text wie in der Zeitung abgedruckt ist, also »öffnete abermals ein prächtig gegliedertes Tor.«) [2] *Christian Daniel Rauch*. II.
3. Fontane, Theodor: *Wilhelm von Merckel*. I. In: *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin, Nr. 231, 19.05. 1898, Morgen-Ausgabe; II. In: *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin, Nr. 233, 21.05.1898, Abend-Ausgabe

5.1.2. Nachlasspublikationen in Zeitungen und Zeitschriften

5.1.2.1. Gedichte (12 ZA)

5.1.2.2. Reiseschriften und Essays (10 ZA), darunter:

- Über Sternes »*Tristram Shandy*«. [Aus dem Nachlaß, hrsg. von Paul Dobert.] In: *Frankfurter Zeitung, Erstes Morgenblatt*. Frankfurt a. M., Nr. 259, 07.04.1925
1 Zeitungsblatt, handschriftliche Notiz von Friedrich Fontane: »ist schon aufgeklebt«

5.1.2.3 Tagebuch 1855–1857 (1 ZA, 1925)

5.1.3. Briefe in Zeitungen und Zeitschriften und im Autographenhandel (30 Objekte)

1. [Anonym]: *Aus Familienbriefen Theodor Fontanes* [über die beabsichtigte Edition]. Erscheinungsort und -datum unbekannt
6. *Theodor Fontane an den Fürsten Eulenburg*. In: unbekannte Zeitung, 13.04.1910
9. F., K.: *Neue Briefe Theodor Fontanes über Bismarck*. In: *Tägliche Rundschau*. Berlin, Nr. 171, [Beilage: *Unterhaltungsbeilage Nr. 78*, 06.04.1915, Abend-Ausgabe
17. Hasselberg, Felix: *Wer ist der Empfänger? Zu den Briefen Theodor Fontanes in Nr. 218*. In: *Tägliche Rundschau*. Berlin, [Beilage: *Unterhaltungsbeilage Nr. 229*, 02.10.1925

20. *Märkische Zeitung*, Neuruppin, Nr. 223, 20.09.1928. Beilage zum 30. Todestag Theodor Fontanes

[1] Fontane, Friedrich: *Theodor Fontanes »Akademiezeit«. Nach ungedruckten Briefen, Konzepten und Dokumenten.*

<https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/45000683/>

[2] Thörner, Hans: *An Fontane. Zur Fontane-Gedächtnisfeier der Neuruppiner Knabenmittelschule am 24. September 1928.* [Gedicht]

[3] Lindenberg, Paul: *Bei Theodor Fontane. Persönliche Erinnerungen zum 30. Todestag (20. Sept.)*

26. Biehahn, E[rich]: *Fontane wollte in Frankfurt Apotheker werden.* In: *Frankfurter Oder-Zeitung.* Frankfurt/Oder, Nr. 80, 07.04.1937

27. Sommerfeld, Herbert: *Theodor Fontane und Hermann Kletke. Mit 12 unbekanntenen Briefen des Dichters aus den Jahren 1870 bis 1872.* In: *Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins*, 1940, S. 107–114

5.2. Zeitgenössische Rezensionen (6 ZA)

5.3. Nachrufe auf, Erinnerungen an Theodor Fontane (chronologisch)

5.3.1. Paul Meyer (4 ZA)

5.3.2. Weiteres (33 ZA, darunter folgende, sämtlich in FBG nicht verzeichnet)

1. Fr[iedlaender], G[eorg].: *Theodor Fontanes »Erstlingswerk«.* Erscheinungsort und -datum unbekannt

2. [Anonym]: *Theodor Fontane und Gerhart Hauptmann.* Erscheinungsort und datum unbekannt

3. [Anonym]: *Die »26er«, Königgrätz und Theodor Fontane.* In: *Täglichen Rundschau.* Berlin, Nr. 223, [Beilage]: *Erste Beilage*, Datum unbekannt, Morgen-Ausgabe

5. [Anonym]: *Theodor Fontane [gestorben]. »Uns kommt die Trauerkunde...«.* [Gedenken seines Lebens und Todes.] In: unbekannte Zeitung, frühestens 21.09.1898 erschienen

10. P[lietsch], L[udwig].: *Berliner Brief.* In: unbekannte Zeitung (wahrscheinlich eine Breslauer Zeitung), 24.09.1898 [t. post q.]

11. [Anonym]: *Theodor Fontane »Theodor Fontane ist am Sonnabend...«* [Bericht über die Bestattungsfeier.] In: unbekannte Zeitung, 25.09.1898

18. [Anonym]: *Theodor Fontanes Dichterdebüt.* In: *Münchener Neueste Nachrichten*, 13.11.1903; – S.: *Fontane und die Schlacht bei Borodino.* In: unbekannte Zeitung [*Münchener Neueste Nachrichten* ?]

21. J., K.: *Fontane als Kriegsberichterstatte*. In: unbekannte Zeitung, 17.01.1917 [?]

31. [Anonym]: *Die Hosen Theodor Fontanes. Eine heitere Erinnerung zum 40. Todestag des Dichters*. In: unbekannte Zeitung, 20.09.1938

5.4. Miszellen über Fontane, Sonstiges

5.4.1. Kreuzzeitung Jubiläum 1923

Merbach, Paul Alfred: *1848 Die Kreuzzeitung 1923. Ein Geschichtlicher Rückblick*. In: Sonderausgabe zu 75-Jährigen Jubiläum der Neuen Preußischen[Kreuz-Zeitung. 1923 die komplette Nummer, 20 Seiten, Fontanebezug auf S. 15., für die Benutzung gesperrt (Papierzerfall)

5.4.2. Zuelsdorf

1. Z[uelsdorf], T[heodor] J[oseph]: *Theodor Fontane und die religiöse Suada*, 30.08.1976

Abschrift, masch., DIN A4, 2 Bl., links oben zusammengeklebt

2. Z[uelsdorf], T[heodor] J[oseph]: *Fontane »Wie eine Glocke, die einst leiser klang...«*, 1974

masch., 21 x 15 cm, 1 Bl.

5.4.3. Scherenberg (2 ZA)

5.4.4. Isidor Levy (2 ZA)

5.4.5. Zeitungsausschnitte (nach Erscheinungsdatum)

70 Nummern, darunter folgende, sämtlich in FBG nicht verzeichnet:

1. [Anonym]: *Theodor Fontanes Entwürfe zum »Ländchen Friesack«*. Erscheinungsort und -datum unbekannt

2. [Anonym]: *Theodor Fontane und Paul Heyse*. [Mit dem Gedicht von Heyse an Fontane zu seinem 70. Geburtstag, Nachdruck aus der Zeitschrift *Deutschland*. <https://www.fontanearchiv.de/bibliographie/35000631/>] Erscheinungsort und -datum unbekannt

3. [Anonym]: *Neue Klause*. [Über den Fontane-Vortrag von Heinrich Spiero im Verein zur Pflege deutscher Dichtung »Neue Klause.«] Erscheinungsort und -datum unbekannt

4. [Anonym]: *Theodor Fontane über Hohenlohe*. [Zitat der Passage aus dem *Stechlin* über das Hohenlohe-Denkmal.] Erscheinungsort und -datum unbekannt.

7. [Anonym]: »Berlin, 25. März. (Zum Besten des Theodor Fontane-Denkmal)s«. In: unbekannte Zeitung, 03.04.1900

8. Kn., A.: *Theodor Fontane [Teil 1]*. In: *Neu-Ruppiner Zeitung* [?], 20.09.1900
16. Wasner, Georg: *Neues von Theodor Fontane*. [Rezension von *Aus dem Nachlasse von Theodor Fontane*. Hrsg. Josef Ettliger, 1908] In: *Tägliche Rundschau*. Berlin, Nr. 146, [Beilage]: *Unterhaltungsbeilage Nr. 73*, 26.03.1908, Abend-Ausgabe, S. 291
19. [Anonym]: *Wie spricht man den Namen Fontane aus?* [Darin: Havenstein, Martin: *Der Streit um Fontanes Namen*. (Gedicht)]. In: *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin, Nr. 13, [Beilage]: *Zweite Beilage*, 08.01.1910
21. –bs.: *Berlin in Fontanes Romanen* [über den Vortrag von Wilhelm Böhm im Verein für die Geschichte Berlins]. In: *Vossische Zeitung*. Berlin, Nr. 19, [Beilage]: *Beilage*, 12.01.1914
22. W.: *Theodor Fontane und die Elsaß-Lothringer*. In: *Tägliche Rundschau*. Berlin, Nr. 126, [Beilage]: *Unterhaltungsbeilage Nr. 64*, 17.03.1914, Abend-Ausgabe, S. 255
23. *Meine Erlebnisse als Kriegsgefangener*. In: *Vossische Zeitung*. Berlin, [Beilage]: *Zeitbilder Nr. 95*, 20.08.1914 [bei Zefys nicht gefunden]
Nachdruck aus *Kriegsgefangen*
24. B.: *Theodor Fontane über die Psychologie der Franzosen*. In: unbekannte Zeitung, 26.08.1914
25. Wasner, Georg: *Theodor Fontane und die Franzosen*. In: *Tägliche Rundschau*. Berlin, Nr. 468, 30.09.1914
26. H. P.: *Theodor Fontane und der Krieg*. In: *Tägliche Rundschau*. Berlin, Nr. 30, [Beilage]: *Unterhaltungsbeilage Nr. 14*, 17.01.1917, Abend-Ausgabe
27. [Anonym]: *Für Fontane kein Papier!* In: *Tägliche Rundschau*, Berlin, Nr. 482, [Beilage]: *Beilage*, 21.09.1917, Rubrik *Aus dem Kunstleben*.
41. [Anonym]: *Vom »Tunnel über der Spree«*. In: unbekannte Zeitung, 28.10.1925
51. Wendt, Hans: *Von Graf Dohna bis Dr. Frick. Aus der Geschichte des Preußischen Innenministeriums. Theodor Fontane im Literarischen Büro – Der 1. November 1934*. In: *Deutsche Allgemeine Zeitung*. Berlin, Nr. 513, [Beilage]: *Beiblatt*, 02.11.1934
53. Tietze, E.: *Steine-Wirth* [»Zur heutigen Eröffnung der Letschiner Ausstellung, zu der die Wirthschen Sammlungen den Grundstock bilden.«] Unter den Abb. u. a. das Faksimile eines Entwurfs von Theodor Fontane zu *Unterm Birnbaum* aus dem Besitz des Lehrers E. Tietze (Quappendorf). In: *600 Jahre Letschin im Oderbruch. Ein Blatt zur Heimatfeier aus Anlaß des sechshundert-jährigen Ortsjubiläums*. In: *Oder-Zeitung*, Nr. 153, [Beilage]: *Drittes Blatt*, 03.07.1936

54. [Anonym]: *Der Schreibtisch des märkischen Heimatsängers*. In: *Kurmark – Grenzmark. Landesdienst des Deutschen Nachrichtensbüros*. Berlin, Nr. 193, 19.08.1936
55. Ramin, Robert: *Es ist nie zu spät... Eine Geschichte um Theodor Fontane*. In: *Allgemeiner Wegweiser*. Berlin, Nr. 36, 30.12.1936
56. [Anonym]: *Berlin im Leben und in der Dichtung Theodor Fontanes* [über einen Vortrag von Mario Krammer in der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg], *Märkische Korrespondenz*, Datum unbekannt. masch., 26,5 x 22,5 cm, 1 Bl.
Darauf aufgeklebt [Anonym]: *Theodor Fontane. Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe. Neue Folge*. In: *Oder-Zeitung*, 31.12.1937
59. [Anonym]: *Ludwig Burger. Sein Leben und seine Gelegenheitsgraphik*. In: *Beiblatt zur Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins*. Berlin, Nr. 2, ausgegeben 03.08.1938, S. 7
61. *Schwedter Tageblatt*, Schwedt, Nr. [?], [Beilage]: *Schwedter Heimatblätter Nr. 3*, 11. Jg., 08.02.1939, S. 9–12, darin:
[1] Westermann, Erich: *Aus den Kindertagen der Schwedt-Stettiner Dampfschiffahrt*.
[2] Fürstenau, Jutta: *Th. Fontanes Besuch in Schwedt*.
65. Korodi, Dietrich: *Auf den Spuren Fontanes*. In: *Deutsche Allgemeine Zeitung*. Berlin, [Beilage]: *Zeitbilder*, 16.03.1941
66. Neumann, R. W.: *Die Jagd nach Namen / Fontane zog sogar das Adreßbuch zu Rate*. In: *Süd-Berlin*, 10.01.1945
67. J., H.: *Fontane auf dem Kartoffelacker...* In: *Der Telegraf*. Berlin, Nr. 141 B/3, 20.06.1948, S. 6

Informationen

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Dr. Philipp Böttcher, geb. 1986; studierte Germanistik, Geschichte und Pädagogik. Nach Stationen als wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Göttingen und Berlin (HU) sowie als Studienreferendar in Brandenburg arbeitet er als Studienrat im Hochschuldienst für Literaturwissenschaft und -didaktik an der Universität Duisburg-Essen. Forschungsschwerpunkte: Literatur des 19.–21. Jahrhunderts.
- Dr. Anna Busch, geb. 1978; stellvertretende Leiterin des Theodor-Fontane-Archivs an der Universität Potsdam. Ihre Forschungs-, Arbeits- und Publikationsschwerpunkte umfassen die (digitale) Erschließung, Präsentation und Analyse kultureller Sammlungen.
- Steffan Druschke, geb. 1955; Bauingenieur im Ruhestand; besonders interessiert an Fontanes Leben und Werk sowie deutscher Geschichte, Militärgeschichte und Uniformkunde.
- Dr. Gotthard Erler, geb. 1933; Germanistikstudium in Leipzig; seit 1961 Lektor; 1990–1998 Cheflektor und Programmgeschäftsführer beim Aufbau-Verlag; seit 1994 Herausgeber der von ihm begründeten Großen Brandenburger Fontane-Ausgabe, darin u. a. *Ehebriefwechsel* (1998); *Die Reisetagebücher*, gemeinsam mit Christine Hehle (2012); »*Das Herz bleibt immer jung*«. *Emilie Fontane. Biographie* (2002); Hrsg.: *Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Eine Ehe in Briefen. Theodor und Emilie Fontane* (2018). Zum 200. Geburtstag von Emilie Fontane in Vorbereitung: »*Dichterfrauen sind immer so*«. *Eine Autobiographie Emilie Fontanes aus ihren Briefen* (2024).
- Dr. Christine Hehle, geb. 1969, Herausgeberin und Lektorin für Wissenschaft und Sachbuch, Wien. 1995–2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Theodor-Fontane-Archivs. Editorische Betreuung der Abteilung Th. Fontane, *Das Erzählerische Werk* der GBA (1997–2011), in diesem Rahmen Edition von *Vor dem Sturm*, *Unwiederbringlich*, *Effi Briest* u.a. Seither verschiedene weitere Editionen und Aufsätze zu Fontanes Werk.
- Klaus-Peter Möller; seit 1998 Archivar im Theodor-Fontane-Archiv. Forschungsinteressen: Literatur der frühen Neuzeit, Lexik der deutschen Sprache, Buchgeschichte, Fontane.
- Prof. Dr. Rolf Parr, geb. 1956; Professor für Germanistik (Literatur- und Medienwissenschaft) an der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Literatur-, Medien- und Kulturtheorie/-geschichte des 18.–21. Jahrhunderts; Diskurstheorie; Kollektivsymbolik; Mythisierung historischer Figuren; Literaturbetrieb; Literatur/Medien-Beziehungen. Zuletzt: *Ästhetische Lektüren – Lektüren des Ästhetischen*. Hrsg. zus. mit L. Schüller (2021).

- Dr. Wolfgang Rasch, geb. 1956; Studium der Germanistik und Philosophie in München und Berlin, Promotion 1996. Arbeitsschwerpunkte: Literatur des 19. Jahrhunderts, Edition und Bibliographie. Veröffentlichte 2006 die *Theodor Fontane Bibliographie*, die er seit Herbst 2017 im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs als Online-Datenbank fortsetzt (im Juni 2024 knapp über 19.000 Datensätze/Titelaufnahmen). Zuletzt erschienen (hrsg.): Karl Gutzkow: *Aus der Knabenzeit. Mit der Fortsetzung zur zweiten Ausgabe von 1873* (Münster, 2023) innerhalb der Hybridausgabe *Gutzkows Werke und Briefe* (<https://gutzkow.de>).
- Dr. habil. Sophia Wege, geb. 1976; Studium der Germanistik, Anglistik, Kommunikations- und Medienwissenschaften in Leipzig; 2011 Promotion in München; 2021 Habilitation an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg; Lehrkraft für besondere Aufgaben an der MLU; Arbeitsschwerpunkte: Literatur des 19. bis 21. Jahrhunderts.

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

Theodor Fontane Handbuch. Hrsg. von Rolf Parr, Gabriele Radecke, Peer Trilcke und Julia Bertschik. 2 Bde. Berlin, Boston: De Gruyter 2023. XVI, 1465 S. (De Gruyter Reference) € 249,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Fontanes Medien. Hrsg. von Peer Trilcke im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs. 1. Auflage. Berlin: De Gruyter 2022. 672 S. 147 Ill. € 99,95 (Im Buchhandel erhältlich)

Wein, Friederike: Neues zu Grete Minde. Rechtsfall – Akten – Fakten. Würzburg: Königshausen & Neumann 2021. 560 S. (Fontaneana; 18) € 78 (Im Buchhandel erhältlich)

Trilcke, Peer (Hrsg.): Text + Kritik. Zeitschrift für Leser. Sonderband Theodor Fontane. 3. Aufl. (Neufassung). München: edition text + kritik 2019. 224 S. € 34 (Im Buchhandel erhältlich)

Wegmann, Christoph: Der Bilderfex. Im imaginären Museum Theodor Fontanes. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv. Mit einem Vorwort von Peer Trilcke. Berlin: Quintus-Verlag 2019. 640 S. 450 Ill. € 60 (Im Buchhandel erhältlich)

Fontanes Briefe im Kontext. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Andreas Köstler. Würzburg: Königshausen & Neumann 2019. 284 S. (Fontaneana; 16) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)

Formen ins Offene. Zur Produktivität des Unvollendeten. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Christine Hehle. Berlin, Boston: De Gruyter 2018. VI, 290 S. € 89,95 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte; 151) (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane. Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. Band I: Texte; Band II: Kommentar. Berlin, Boston: De Gruyter 2016. XLIV, 456 S.; XII, 464 S. € 248 (Im Buchhandel erhältlich)

Nürnberger, Helmuth: »Auf der Treppe von Sanssouci«. Studien zu Fontane. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Michael Ewert und Christine Hehle. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016. 312 S. € 48 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane: Dichter und Romancier. Seine Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Richard Faber. Würzburg: Königshausen & Neumann 2015. 303 S. (Fontaneana; 14) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)

- Fontanes Briefe ediert. Internationale wissenschaftliche Tagung des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 18. bis 20. September 2013. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Rainer Falk. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 322 S. (Fontaneana; 12) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)
- Theodor Fontane. Berlin, Brandenburg, Preussen, Deutschland, Europa und die Welt. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen, Richard Faber und Helmut Peitsch. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 267 S. (Fontaneana; 13) € 38,00 (Im Buchhandel erhältlich)
- Chambers, Helen: Fontane-Studien. Gesammelte Aufsätze zu Romanen, Gedichten und Reportagen. Deutsche Übersetzungen von Christine Henschel. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 361 S. (Fontaneana; 11) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)
- Leuchtturm. 20 kulturelle Gedächtnisorte. Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen Sachsen-Anhalt, Thüringen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen u.a. Wiederstedt: Forschungsstätte für Frühromantik und Novalis-Museum Schloss Wiederstedt 2009. 227 S. € 14,95 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)
- Bade, James N.: Fontanes Landscapes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. 172 S. (Fontaneana; 7) € 28 (Im Buchhandel erhältlich)
- Was bleibt ...? Spuren der Geschichte am Pfingstberg. Potsdam 2009. 74 S. € 7 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)
- Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes. Internationales Symposium veranstaltet vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor Fontane-Gesellschaft e.V. zum 70-jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 21. bis 25. September 2005. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 271 S. (Fontaneana; 5) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)
- Rasch, Wolfgang: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: De Gruyter 2006. XLIX, 2746 S. € 619 (Im Buchhandel erhältlich)
- Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Rezensionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 585 S. (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo Baeck Institutes; 71) € 89 (Im Buchhandel erhältlich)
- Wolzogen, Hanna Delf von und Fischer, Hubertus (Hrsg.): Renate Böschenstein. Verborgene Facetten – Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 580 S. (Fontaneana; 3) € 49,80 / Sfr 87,20 (Im Buchhandel erhältlich)

Kulturelle Gedächtnisorte von nationaler Bedeutung. Hrsg.: Kulturelle Gedächtnisorte (KGO) 2005. (22 S.) € 0,50

Aus den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv:

Theodor Fontane: Die Pfaueninsel. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2004. 95 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003. 63 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. € 8,00 (vergriffen)

»Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September 2002 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. 528 S. (Fontaneana; 1) € 68,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. Gesamtpreis € 102,00 (Im Buchhandel erhältlich)
I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. Einzelpreis € 44,00
II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. Einzelpreis € 40,00
III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. Einzelpreis € 44,00

Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. € 17,50 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999. 245 S. € 10,00 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft

- Theodor Fontane und das Erbe der Aufklärung. Hrsg. von Matthias Grüne und Jana Kittelmann. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 14). Berlin: De Gruyter 2021. VIII, 250 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)
- Der Fontane-Ton. Stil im Werk Theodor Fontanes. Hrsg. von Andrew Cusack und Michael White. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 13). Berlin: De Gruyter 2020. VI, 295 S. *Sonderpreis: € 34,95 (Im Buchhandel: € 69,95)
- Bauer, Milena: Die Landpartie in den Romanen Theodor Fontanes. Ritualisierte Grenzgänge. (Schriften der Fontane Gesellschaft Bd. 12) Berlin: De Gruyter 2018. VIII; 358 S. (Im Buchhandel: € 99,95)
- Aus der Au, Carmen: Theodor Fontane als Kunstkritiker. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 11) Berlin: De Gruyter 2017. XI, 446 S. (Im Buchhandel: € 99,95)
- Dunkel, Alexandra: Figurationen des Polnischen im Werk Theodor Fontanes. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 10). Berlin: De Gruyter 2015. 290 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)
- Metropole, Provinz und Welt. Raum und Mobilität in der Literatur des Realismus [Fontane, Raabe u.a.]. Hrsg. von Roland Berbig und Dirk Götsche. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 9). Berlin: De Gruyter 2013. 349 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)
- Hoffmann, Nora: Photographie, Malerei und visuelle Wahrnehmung bei Theodor Fontane. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 8). Berlin: De Gruyter 2011. 376 S. *Sonderpreis: € 69,95 (Im Buchhandel: € 139,95)
- Fontane als Biograph. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 7). Berlin: De Gruyter 2010. 272 S. *Sonderpreis: € 74,95 (Im Buchhandel: € 149,95)
- Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne. Hrsg. von Ursula Amrein und Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 6). Berlin: De Gruyter 2008. 284 S. *Sonderpreis: € 79,95 (Im Buchhandel: € 159,95)
- Theodor Fontane – Bernhard von Lepel, Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Gabriele Radecke. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 5.1;5.2). Berlin, New York: De Gruyter 2006. 1430 S. *Sonderpreis: € 204,50 (Im Buchhandel: € 409,00)

- Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz. Hrsg. von Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 4). Berlin, New York: De Gruyter 2002. 971 S. *Sonderpreis: € 89,95 (Im Buchhandel: € 179,95)
- Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Dargestellt von Roland Berbig unter Mitarbeit von Bettina Hartz. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 3). Berlin, New York: De Gruyter 2000. 498 S. *Sonderpreis: € 74,95 (Im Buchhandel: € 149,95)
- Theodor Fontane und Friedrich Eggers: Der Briefwechsel. Mit Fontanes Briefen an Karl Eggers und der Korrespondenz von Friedrich Eggers mit Emilie Fontane. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 2). Berlin, New York: De Gruyter 1997. 480 S. *Sonderpreis: € 94,95 (Im Buchhandel: € 189,95)
- Theodor Fontane: Unechte Korrespondenzen 1860–1865/1866–1870. Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 1.1; 1.2). Berlin, New York: De Gruyter 1996. 1296 S. *Sonderpreis: € 69,95 (Im Buchhandel: € 139,95)
- Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. 2010. Hrsg. von Patricia Howe. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013 (Fontaneana, Bd. 10). 220 S. € 29,80
- Fontane und Italien. Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V., Mai 2009 in Monópoli (Apulien). Hrsg. von Hubertus Fischer und Domenico Mugnolo. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011 (Fontaneana, Bd. 9). 200 S. € 26
- Jolles, Charlotte: Ein Leben für Theodor Fontane. Gesammelte Aufsätze und Schriften aus sechs Jahrzehnten. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Helen Chambers. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009 (Fontaneana, Bd. 8). 423 S. € 49,80
- Fontane und Polen, Fontane in Polen. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008 (Fontaneana, Bd. 6). 136 S. € 19,80
- Boccaccio und die Folgen. Fontane, Storm, Keller, Ebner-Eschenbach und die Novellenkunst des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. (Fontaneana, Bd. 4). 171 S. € 19,80

* nur für Mitglieder der Theodor Fontane Gesellschaft – Bestellungen richten Sie bitte direkt an die Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft. Preisänderungen vorbehalten. Preise inkl. MwSt. zzgl. Versandkosten

Fontane, Kleist und Hölderlin – Literarisch-historische Begegnungen zwischen Hessen-Homburg und Preußen-Brandenburg. Hrsg. von Hugo Aust, Barbara Dölemeyer und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. (Fontaneana, Bd. 2). 150 S. € 19,80

Die Fontaneana-Bände 1/3/5/11/13/14/16/18 sind herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv [vgl. Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs, S. 212 ff.].

»Die Gartenkunst« Jg. 21/ 2009 Heft 1: Frühjahrssymposium »Landschaftsbilder – Theodor Fontane und die Gartenkunst«. Worms: Wernersche Verlagsgesellschaft. 162 S. € 40,00

»Die Decadence ist da«. Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft vom 24. bis 26. Mai 2001 in München. Hrsg. von Gabriele Radecke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. 149 S. € 22,00

Fontane und Potsdam. Hrsg. von der Theodor Fontane Gesellschaft, dem Berliner Bibliophilen Abend und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Konzeption und Gestaltung: Werner Schuder, begleitende Texte: Gisela Heller. Berlin 1993. (Jahresgabe/Berliner Bibliophilen Abend 1994). 93 S. (Vergriffen)

»Theodor Fontane hat es aus geschrieben ganz allein ...«. Fontanes erstes »Geschichten Buch«. Faksimileausgabe nach der Handschrift Nachl. Fontane 11 der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz. Hrsg. von Helmuth und Elisabeth Nürnberger. Berlin 1995. (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz Bd. 2). 88 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

30 Balladen – rund um den Ruppiner See. Balladen-Wettbewerb der Theodor Fontane Gesellschaft für die Neuruppiner Schulen 2012. Mit Illustrationen eines Kunstkurses des Evangelischen Gymnasiums Neuruppin. Hrsg. im Auftrag der TFG und der Evangelischen Schule Neuruppin von Claudia Drefahl, Klaus Goldkuhle und Bernd Thiemann. Regional-Verlag Ruppiner KG Pusch & Co., Neuruppin. 64 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

Fontane Blätter im Abonnement

Wir bieten die *Fontane Blätter* als Einzelheft zum Preis von € 13,50 zzgl. Versandkosten oder im kostengünstigen Abonnement (2 Hefte jährlich) für jeweils € 9,50 zzgl. Versandkosten an.

Ferner sind erhältlich:

Das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994.
126 S., das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 106/2018.
31 S. (je € 2,00) sowie eine Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte. Den aktuellen Stand erfahren Sie unter www.fontanearchiv.de

Für Ihre Bestellung wenden Sie sich bitte an das
Theodor-Fontane-Archiv, Große Weinmeisterstr. 46/47,
14469 Potsdam, Telefon 0331. 20 13 96,
fontanearchiv@uni-potsdam.de

Richtlinien für Autoren der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstraße 46/47
14469 Potsdam
fontanearchiv@uni-potsdam.de

Beiträge werden entsprechend dem Peer-Review-Verfahren von einem unabhängigen Beirat begutachtet. Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Beirat.

1. Manuskript

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten geschrieben werden. Der Umfang sollte einschließlich der Anmerkungen 25 Manuskriptseiten (à 3.000 Zeichen einschließlich Leerzeichen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 5 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und möglichst auf Anmerkungen verzichten. Das Manuskript bitte als E-Mail-Anhang (word-Datei/rtf-Datei und als pdf-Datei resp. als Ausdruck) senden.

2. Texteinrichtung

Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig.

Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.

Titel von Werken, Zeitungen und Zeitschriften sowie Namen von Institutionen: *kursiv*.

Hervorhebungen *kursiv* oder in einfachen Anführungszeichen „...“ oder ...c.

3. Zitate

In Anführungszeichen: „...“ oder: »...«.

Zitat im Zitat in einfachen Anführungszeichen: ‚...‘ bzw. ›...‹.

Zitate über mehr als 4 Zeilen bitte wie Absätze behandeln.

Auslassungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].

Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: [in eckigen Klammern].

4. Anmerkungen

Anmerkungen bitte als Endnoten in fortlaufender Zählung formatieren.

Endnotenziffern im Text hochgestellt, ohne Klammer oder Punkt. Endnoten

folgen auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie folgen

unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort beziehen.

Namen von Autoren/Herausgebern in den Anmerkungen bitte nicht hervorheben.

Zitierweise in den Anmerkungen:

Selbständige Literatur:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Unselbständige Literatur:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: Autor/Hrsg. (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: *Zeitschriftentitel*. Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) Heft/[Nr.], S. XX–XX, hier S. XX.

Wiederholte Zitate: Nachname, wie Anm. X, S. XX.

Zitate in direkter Folge: Ebd., S. XX.

Verweise: vgl.

5. Editionen

Beabsichtigen Sie die Edition von Briefen/Texten nach Handschriften oder

Drucken, so setzen Sie sich bitte mit den Herausgebern in Verbindung.

Edierte Texte/Briefe bitte im Titel resp. im Untertitel anzeigen.

6. Siglen und Abkürzungen

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Eler u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

FBG (Fontane Bibliographie) Wolfgang Rasch: *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung*. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006.

FBG-online (Fontane Bibliographie online, fortlaufend ergänzt und korrigiert) Wolfgang Rasch: Theodor Fontane Bibliographie online. Auf der Grundlage der *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung* (3 Bde., Berlin: De Gruyter 2006) hrsg. von Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 2019 ff.

URL: www.fontanearchiv.de/fontane-bibliographie/

FChronik (Fontane Chronik) Roland Berbig: *Theodor Fontane Chronik*. 5 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2010.

GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Begründet und hrsg. von Gotthard Erler. Fortgeführt von Gabriele Radecke und Heinrich Detering. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis und Register*. Hrsg. von Charlotte Jolles und Walter Müller-Seidel. München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. München: Hanser 1962–1997. (Abteilung, Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: HFA I, 7. ²1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u.a. München: Nymphenburger 1959–1975. (Bd. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Berlin: Propyläen 1968–1971.

TFA Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Bl. Blatt

eh. eigenhändig

Hrsg. Herausgeber(in)

hrsg. herausgegeben

Hs. Handschrift

hs. handschriftlich

m.U. mit Unterschrift

o.O. ohne Ort

o.D. ohne Datum

Ts. Typoskript

7. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: hochauflösende Scans (300 dpi), in Ausnahmefällen auch Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos.

Die Abb.-Folge bitte im Manuskript durch geklammerte Nummerierung: (Abb. 1) anzeigen.

Abb. mit folgenden Angaben auszeichnen: Maler/Fotograf: Titel, Jahr, Besitzende Institution/Person (Rechteinhaber), Signatur.

Bitte beachten Sie, dass Abbildungen nur gedruckt werden können, wenn eine Reproduktionsgenehmigung vorliegt. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Peer Trilcke und Iwan-Michelangelo D'Aprile

Redaktion: Maria Brosig, Potsdam; Vanessa Brandes, Berlin

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Philipp Böttcher, Berlin; Michael Ewert, München; Christine Hehle, Wien; Rolf Parr, Essen; Helmut Peitsch, Potsdam; Eda Sagarra, Dublin

Sitz der Redaktion: Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstr. 46/47
14469 Potsdam
Telefon: 0331. 20 13 96
fontanearchiv@uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1–3
16816 Neuruppin
Telefon: 03391. 65 27 72
fontane-gesellschaft@t-online.de
www.fontane-gesellschaft.de

Koordination: Vanessa Brandes

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen, Diplomarbeiten und Dissertationen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Für die uns im letzten Halbjahr zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie: Patricia Müller | weite Kreise

Satz: Una Holle Mohr

Druck: Königsdruck, Berlin

Verlag: Theodor-Fontane-Archiv

ISSN 0015-6175
ISSN 2510-7445 (online)